Allein und Frei.

Ein Roman

von

Theodor Hermann,

Verfasser von „Wilhelm Wolfschild."

Motto:

..... Es mißt der Mensch nach eignem Maß
Sich bald zu klein, und leider oft zu groß.
Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur
Das Leben lehret Jeden, was er sei.

Goethe.

Zweiter Band.

Mitau.

E. Behre's Verlag.

1875.

Alle Rechte vorbehalten.

Dritter Theil.

Im Bachhof.

„Duding! Duding! Stehen Sie auf!"

Adelheid rüttelte die junge Dame höchst energisch, aber es schien, als sei Duding auf keine Weise zu erwecken.

„Duding, wenn Sie nicht aufstehen, so gehe ich hinunter und lasse Sie schlafen, meinethalben bis morgen früh!"

„Ist der Kaffee schon fertig?" fragte Duding endlich noch völlig verschlafen.

Adelheid lachte hell auf.

„Ich weiß es nicht, aber er wird es gewiß gleich sein."

In Folge dieser beruhigenden Nachricht war Duding im Begriffe, sogleich wieder einzuschlafen, aber Adelheid verhinderte es, indem sie ihr mit ihrer eigenen Locke die Wange kitzelte.

„Ach, lassen Sie das doch!" stöhnte die Gequälte.

„Duding, stehen Sie doch auf! Duding! Duding! Ihr Vetter ist angekommen."

Im Augenblicke fuhr Duding vom Sopha empor, auf dem sie bisher gelegen.

„Wirklich?" fragte sie mißtrauisch.

Adelheid brach in ein unbändiges Gelächter aus. Sie lachte so lange, bis ihr die Thränen über die Wangen liefen, hüstelte dann ein wenig, hielt sich die Hand auf die Brust und lachte dann wieder. Duding machte ein sehr mißmuthiges Gesicht, schwieg aber und ordnete ihre Locken vor dem Spiegel.

„Seien Sie nicht böse, Herzchen," rief Adelheid endlich und umschlang Duding mit beiden Armen; „aber was blieb mir übrig?

Der Herr hat Sie mit einem so festen Schlafe gesegnet, daß es eben kein anderes Mittel giebt, um Sie zu erwecken, als das angewandte."

Duding schwieg wieder, aber sie schien von dem Mittel nicht eben erbaut zu sein. Sie machte sich von Adelheid los und setzte sich an's Fenster.

„Seien Sie doch kein Kind, Duding," sagte Adelheid, die nun ihrerseits den Platz vor dem Spiegel einnahm. „Wie können Sie den Scherz übelnehmen?"

„Sie wissen doch, daß mir solche Scherze nicht angenehm sind."

„Das weiß ich wohl, mein Schatz," sagte Adelheid scharf; „aber man muß eben mitunter auch etwas thun, was den Freunden nicht angenehm ist. Man ist das seinen Freunden schuldig. Ich konnte Sie doch nicht wirklich bis morgen früh schlafen lassen!"

Hier wurde das Zwiegespräch unterbrochen, indem Adolf, Dudings kleiner zehnjähriger Bruder, ohne Weiteres in's Zimmer stürzte.

„Mama läßt fragen, ob Ihr denn Murmelthiere seid?" rief er und husch, war er wieder zur Thür hinaus.

Adelheid rief ihn zurück.

„Was giebt's?" fragte er zwischen Thür und Schwelle.

„Wer ist unten?" fragte Adelheid.

„Der Behrslappensche."

Adelheid lachte. „Und wer noch?"

„Dann, dann — hm! Dann wird da wohl noch der Doctor sein."

„Mach' kein dummes Zeug, Adolf, und antworte verständig. Ist da noch Jemand?"

„Mama und Papa."

Damit lief er davon und Adelheid rief ihm vergeblich zu, noch einmal zurückzukehren.

„Wollen wir hinuntergehen?" fragte Adelheid.

Duding erhob sich und Beide gingen in's Nebenzimmer und von dort aus die Treppe hinab.

„Nun, und zürnen Sie noch?" fragte Adelheid, die voranging, und wandte sich halb um.

„Lassen wir's gut sein," erwiderte Duding.

Schon während sie durch den Speisesaal gingen, schallte ihnen aus dem Kaminzimmer (in diesem pflegte man den Kaffee einzunehmen) lautes Gelächter entgegen.

„Sehr gut! Sehr gut! Ganz famos! Wahrhaftig! Das ist köstlich! Sehr gut! Natürlich!"

„Nun, hören Sie nur," fuhr Lehmhofs dünne Stimme fort, „hören Sie doch nur. „Ein andermal erzählte er uns, daß er einen Rehbock —"

Der Eintritt der jungen Damen unterbrach die Conversation für einen Augenblick.

Der Doctor machte ihnen eine Verbeugung, Herr von Lehmhof reichte beiden die fette Hand.

„Ihr Diener, Fräulein Eichenstamm!"

Adelheid lachte. „Sie erzählen wieder eine lustige Geschichte," sagte sie.

„Oh! oh!" rief der Doctor, „eine ganz famose Geschichte! Eine höchst interessante Geschichte!"

„Nun, Duding, ein wenig geschlummert?" fragte der alte Schweinsberg zärtlich und streichelte die Hand der Tochter.

„Und gründlich," meinte die Mutter.

Duding nickte ganz ernsthaft und präparirte sich, indem sie das Brod in dem Kaffee auflöste, einen dicken Brei, den sie dann mit dem Löffel langsam hervorholte und behaglich verspeiste. Lehmhof schmatzte nach seiner Gewohnheit mit den dicken Lippen und fuhr fort:

„Ich erzähle eben eine Geschichte vom seligen Z..... schen. Also er erzählt uns, daß er einen Rehbock so geschossen habe, daß die Kugel — aber warten Sie — ich denke, es war eine Kugel! Oder war es ein Rehposten? Lebrecht, mein Sohn, war es eine Kugel oder ein Rehposten?"

„Ich denke, es war eine Kugel, Papa."

„Ja, ja. Also, daß er einen Rehbock so geschossen habe, daß die Kugel diesem erst durch den rechten Hinterlauf und dann hinter's Gehör gegangen sei. Wir fangen natürlich Alle an zu lachen. „„Hör' einmal, Alterchen,"" sagt der Neuhöfsche, der auch dabei war — oder war er nicht dabei? Lebrecht, mein Sohn, war der Neuhöfsche dabei?"

„Ich denke, er war dabei, Papa."

„Ja, ja. Also — aber, wo war ich doch gleich geblieben?"

Der alte Schweinsberg lachte. „Frage den Lebrecht," sagte er.

Lehmhof drohte ihm mit dem Finger. „Du bist ein Schalk," erwiderte er.

„Sie wollten uns erzählen, was der Neuhöffsche gesagt habe," bemerkte der Doctor.

„Ach, ganz richtig. Ich danke Ihnen. Also der Neuhöffsche sagt: „„Höre, Alterchen,"" sagt er, „„das ist aber doch, bei Gott, zu toll aufgeschnitten!"" „„Was?"" ruft der Alte, „„ich aufgeschnitten? Da schlag doch Gott den Deibel todt? Das sagst Du mir! — Johann! Wie war es damals mit dem Rehbock?"" — Nun können Sie sich denken, wie gespannt wir waren, was der Johann wohl diesmal vorbringen werde. Aber er wußte sich zu helfen. „„Als Herr Baron ihn schossen,"" sagt er, „„kratzte er sich gerade hinten am Gehör,"" sagt er, „„und da ging die Kugel durch,"" sagt er."

Lehmhof und der Doctor brachen in ein überlautes Gelächter aus, die Andern blieben ganz ernsthaft.

„Nein — aber, bei Gott — ich kann nicht — begreifen —" pustete der Erstere, „wie man so unverschämt lügen kann. Und noch dazu ein alter Mann! Es ist mir ganz unverständlich! Lebrecht, mein Sohn, verstehst Du es?"

„Nein, Papa."

Nun, eben. Man kann so etwas gar nicht verstehen. Nun, natürlich, daß Jemand lügt, der in Verlegenheit ist, das ist verständlich; aber so ohne alle Veranlassung zu lügen, das ist einfach unbegreiflich. Man wird nicht von Jedermann erwarten können, daß er, ehe er etwas ausspricht, immer erst auf's Sorgfältigste prüft, ob seine Erzählung auch bis in's geringste Detail wahrheitsgemäß ist, das wird man nicht erwarten dürfen; aber daß man ohne allen Grund lügt, das ist mir unbegreiflich."

Während der Herr von Lehmhof so redete, hatten die Erwachsenen Blicke mit einander gewechselt, aus denen große Heiterkeit sprach, und die Kinder hatten sogar lustig aufgelacht, aber Lehmhof schien das nicht zu bemerken.

„Ich halte die Lüge für ein Laster, das mit einem höheren

sittlichen Standpunkte durchaus unvereinbar ist," fuhr er fort. „Was meinst Du, Schweinsberg?"

„Ich bin ganz Deiner Meinung," erwiderte der Angeredete.

Es lag in diesem Gespräche eigentlich nichts Komisches, weder in der Frage, noch in der Antwort; aber die ganze Gesellschaft brach in ein lustiges Gelächter aus. Nur die Hausfrau blieb ernst.

„Du mußt nicht solche Gesichter schneiden, Adolf," sagte sie und winkte dem Knaben verweisend zu. „Du siehst, Alle lachen Dich aus."

Der Knabe schien sich aus dem Verweise nicht viel zu machen.

„Hast Du den Hafer schon herein?" fragte der Hausherr.

„Ja wohl, längst."

„Nun, wie „„längst"" denn doch?"

„Warte, den 24sten, denke ich, brachten wir das letzte Fuder herein. Nicht wahr, Lebrecht? Ich denke, es war am 24sten, so gegen -- gegen — 4 Uhr Nachmittags."

„Ja wohl, Papa."

„O, ich habe schon Hafer verkauft."

„Wirklich?" rief der Doctor erstaunt.

„O ja wohl, eine nicht unbedeutende Partie."

„Nun, wieviel war es denn doch?"

„Wieviel? Du fragst, wieviel es war? Nun — wart' einmal —"

Lehmhof sah auf seine kurzen, fetten Finger, benagte sie der Reihe nach und murmelte dabei halblaut: „Siebenzig, fünfzehn, hundertfünf, sechzig. — Es waren 1321 Lof 2 Garniz," sagte er.

„Und wieviel hast Du bekommen?"

„Schlechte Preise, Bruderchen, schlechte Preise. 110, Bruderchen, ein Lumpengeld!"

„Potz Tausend," rief Schweinsberg, „Du verkaufst Dein Getreide theuer. Ich bin froh, wenn ich 97 bekomme."

„Nun ja! Nun ja! Es gab natürlich auch solche Preise, vor einigen Wochen. Ja wohl, aber sie haben sich gehoben."

„Nun, dann mußt Du ja jetzt tüchtig bei Geld sein, Lehmhof?"

Lehmhof fuhr zurück. „Bei Geld!" rief er. „Wie soll man bei Geld sein, wenn man die Tonne Häringe mit 17 Rubel 21 Kopeken und die Tonne Salz mit 7 Rubel 3 Kopeken bezahlen muß! Ich

bitte Dich, lieber Schweinsberg, wie soll man da bei Geld sein! Wie soll man überhaupt bei der verwünschten Knechtswirthschaft jemals bei Geld sein! Seit ich die Knechtswirthschaft bei mir eingeführt habe, besitze ich nie einen Kopeken Geld. Seit drei Monaten — warte, nein, das allerdings nicht — aber seit zwei Monaten habe ich buchstäblich keinen Kopeken gesehen. Die Leute fressen uns einfach auf. Für Schweinefleisch zahlt man jetzt — wieviel war es doch, Lebrecht, was die Grausen gezahlt hat?"

„19 Kopeken, Papa."

„Nein, Lebrecht, so viel war es nicht. Wir wollen nicht übertreiben, Lebrecht, wir wollen uns streng an die Wahrheit halten. Es waren 18 Kopeken."

„Aber wo kaufen Sie denn ein?" rief Frau von Schweinsberg. „Wir zahlen nie mehr als höchstens 15 Kopeken."

„Nicht möglich!" rief Lehmhof, „nicht möglich! Sie werden mir zugeben, gnädige Frau, daß man bei der Knechtswirthschaft nicht bestehen kann, wenn man seine Leute einigermaßen gut hält. Ich gebe meinen Leuten nur fünfmal wöchentlich Fleisch, aber trotzdem essen sie mich rattenkahl. Man kann bei der Knechtswirthschaft nicht bestehen. Es ist ganz unmöglich. Wir werden eben Alle unsere Bündel schnüren und in's Elend wandern müssen und unsere Knechte werden sich an den Tisch setzen, den wir verließen. Ich prophezeihe, daß wir nach zehn Jahren noch werden zuzahlen müssen, um nur Jemand zu finden, der unsere Güter annimmt. So wird es kommen, Schweinsberg, das wirst Du sehen. Es thut mir leid, daß es so kommen wird, es thut mir um unserer lutherischen Landeskirche willen leid; aber wir werden es nicht hindern können. Man muß solche Dinge immer von einem höheren Standpunkte aus auffassen."

„Ja wohl," sagte der Doctor, „ja wohl. Die Landeskirche wird dadurch geschädigt. Natürlich."

Lehmhof schmatzte behaglich. „Sie sind ein verständiger Mann, Doctor," rief er. „Sie sehen so etwas ein. Sie haben keine Vorurtheile, nein, wahrhaftig nicht. Nun, Sie sind ein Bürgerlicher — Pardon, mein Lieber, daß ich Ihnen das sage; aber ich bin immer offen — also, Sie sind ein Bürgerlicher; aber Sie haben keine Vorurtheile und darum haben Sie große Erkenntniß. Ich wünschte, man

könnte das immer auch von den Edelleuten sagen, Schweinsberg, aber man kann es nicht, es ist ganz unmöglich. Neulich bin ich mit dem Rothenhöfschen zusammen, Du weißt ja, der Mann steckt immer voll von Politik. Also er fragt mich, ob ich nicht auch der Meinung sei, daß der Güterbesitz freigegeben werden müsse. „„Das ist ein Zeichen der Zeit,"" sage ich. „„Was?"" fragt er. „„Daß der Hase auf die Fläche kommt, ohne gehetzt zu sein,"" sag' ich. „„Was soll das heißen?"" sagt er. „„Was ich sag', sag' ich.""" Nun hättest Du ihn sehen sollen! Er entwickelte mir in längerer Rede, daß Ihr die Pflicht dazu hättet, unseren nicht adeligen Landsleuten die Möglichkeit zu gewähren, auch Grund und Boden zu erwerben; daß dieses das einzige Mittel sei, um die Eintracht zwischen den verschiedenen Ständen wieder herzustellen; daß Ihr es früher oder später doch würdet thun müssen und daß es daher weiser sei, es von sich aus zu thun, als sich dazu zwingen zu lassen."

„Das ist gewiß auch ganz richtig," unterbrach ihn die Hausfrau.

Der alte Schweinsberg nickte ihr zu, die jungen Mädchen flüsterten leise mit einander, der Doctor sah von Einem auf den Andern.

„Das kann nicht Ihr Ernst sein, gnädige Frau," rief Lehmhof, „das kann unmöglich Ihr Ernst sein. Die Knechtswirthschaft und dann noch die Freigebung des Güterbesitzes! Wir werden Bettler, gnädige Frau, einfach Bettler. Ich glaube nicht, daß das Güterbesitzrecht je wird freigegeben werden. Ich traue unserem Adel dazu denn doch zu viel Vernunft zu. Es wäre unvernünftig, sehr unvernünftig. Wenn er dies jemals thäte, so würde er sich schwer gegen den Geist der Geschichte versündigen, so würde er gewissermaßen Geschichtsverrath üben und die Geschichte wäre berechtigt, ihm ein schmähliches Schabasch zuzurufen. Nein, unsere ganze Vergangenheit, die Natur unseres Landes selbst weisen uns darauf hin, daß der Adel allein das Land besitzen soll. Das ausschließliche Güterbesitzrecht hat sich bei uns organisch entwickelt, als das Product des ganzen ethischen Verlaufs unserer socialen Verhältnisse. Ich achte die Literaten hoch, ich stelle sie sehr hoch, so lange sie in der Stadt sind; aber wenn sie auf's Land gehen, d. h. als Gutsbesitzer, so hören sie eben auf, Literaten zu sein und verlieren jeden Anspruch auf Schonung. Den Literaten gehört die Stadt, dem Edelmanne das Land, so ist es immer gewesen und so

muß es bleiben. Würde der Adel je darauf eingehen, daß auch Nicht-edelleute Güter kaufen können, so sehe ich nicht ein, warum man das dann nicht auch unsern Bauern erlauben soll. Wir würden dann Bauern als Gutsbesitzer haben. Was meinst Du, Schweinsberg? Was?"

„Literaten und Bauern dürften denn doch nicht in einem Athemzuge zu nennen sein," meinte Adelheid und blickte Lehmhof zornig an.

„Natürlich nicht, mein Fräulein, natürlich nicht," rief dieser, „sie haben natürlich ganz und gar nichts mit einander gemein und ich wollte durch mein Beispiel nur ausführen, wie abgeschmackt die Ansichten des Rothenhöffschen waren. Ich wollte nur sagen, daß ebensowenig wie es denkbar ist, daß unsere Bauern Güter kaufen, mir die Aufhebung des adeligen Güterbesitzrechtes möglich erscheint."

„Höre doch, Eleonore, wie grob er gegen Dich ist," sagte der alte Schweinsberg lachend zu seiner Frau.

Lehmhof wurde immer verwirrter.

„Durchaus nicht," rief er, „durchaus nicht. Wie kannst Du so scherzen, Schweinsberg? Pfui, schäme Dich, Schweinsberg! Aber à propos, wißt Ihr schon, daß die Parkhöffsche Frau zurückkommt?"

„Wirklich?" riefen Schweinsberg und seine Frau wie aus einem Munde.

„Ja, sie müssen in diesen Tagen eintreffen. Der Sohn soll jetzt die Wirthschaft übernehmen. Nun, das wird auch hübsch werden!"

„Woher wissen Sie das?" fragte die Baronin.

„Der Smilten-Krüger hat es mir erzählt. Er war heute Morgen bei mir und da sagte er es mir. Nicht wahr, Lebrecht, es war doch der Smilten-Krüger?"

„Ja wohl, Papa."

Adelheid blickte finster vor sich hin. Sie hätte gern eine Frage gethan, aber sie entschloß sich nicht dazu.

„So, also Horace kommt zurück? Charmant! Prächtig!" rief der Doctor.

„Wie? Horace? Kennen Sie den jungen Balteville?" fragte Lehmhof.

„O natürlich! Wir sind Schulkameraden. Natürlich kenne ich Balteville. Er ist ein charmanter, prächtiger Mensch. O, eine Seele von Mensch."

„So, also Sie kennen den jungen Mann," sagte Lehmhof nachdenklich und sah vor sich nieder.

Der Umstand, daß der Doctor den jungen Balteville genau kannte, schien eine lange Gedankenreihe in ihm wachzurufen.

„Die Tochter muß ein schönes Mädchen geworden sein," meinte Schweinsberg.

„Fräulein Madeleine? Gewiß. Ganz gewiß — sie ist gewiß sehr schön. Und sehr liebenswürdig; natürlich!"

Die Erwähnung der Familie Balteville schien in allen Anwesenden eine ernste Saite zu berühren, wenigstens trat eine lange Pause ein, während welcher Alle nachdenklich vor sich hinblickten und sehr ernste Gesichter machten. Lehmhof ließ seine Daumen um einander spielen und zwinkerte mit den Aeuglein, der Baron Schweinsberg schöpfte mit dem Löffel allerlei Gedanken aus der leeren Kaffeetasse, die Baronin ließ nach ihrer Gewohnheit den Zeigefinger ihrer hübschen, vollen Hand von oben nach unten über ihre Nase gleiten, während sie mit dem Daumen das Kinn stützte. Adelheid blickte finster in ihren Schooß, Duding schaute zum Fenster hinaus auf den Hofplatz, wo ein paar Hühnerhunde mit einander Hasch-hasch spielten, Lebrecht betrachtete aufmerksam seine Kniee und sah noch viel greisenhafter aus als gewöhnlich.

Die Gäste.

„Eh!“ hörte man draußen eine laute Stimme rufen, „eh! Kutscher!“ Zugleich flog einen Augenblick ein langer Schatten durch's Zimmer.

„Das ist der Aarburgsche,“ rief Lehmhof.

„Natürlich! Ja wohl!“ erwiderte der Doctor, der an's Fenster getreten war.

Die untergehende Sonne, die auf einen Augenblick aus den Wolken hervortrat, färbte das Zimmer und alle seine Bewohner blutigroth; der gepanzerte Ritter über dem Kamine erglänzte wie im Scheine einer Feuersbrunst, die Thürklinken aus Messing schienen Funken zu sprühen, die Ahnenbilder an der Wand erschienen hell beleuchtet von dem grellen Lichte.

„Fuchsstute?“ fragte Lehmhof den Doctor.

„Nein, der falbe Hengst,“ antwortete dieser.

„Ein prächtiges Pferd! Ein herrliches Thier!“

„O, famos!“

Die Sonne verbarg sich wieder so rasch wie sie erschienen war, Alles im Zimmer versank wieder in Dunkelheit und die Gesichter der Menschen bekamen wieder ihre gewöhnliche Farbe. Nur auf Dudings Wangen blieb das brennende Roth.

Die Baronin trat auch an's Fenster und blickte hinaus auf den Hof, wo der Stallknecht den Falben mit Mühe bändigte.

„Es ist ein herrliches Roß,“ sagte die Baronin und seufzte.

Sie verstand sich auf Pferde und war eine ausgezeichnete Reiterin. Die Uebrigen waren gleichfalls aufgestanden und an's Fenster getreten. Alle folgten mit den Blicken dem Falben, der sich wild aufbäumte und sich loszumachen suchte.

Der Aarburgsche selbst stand auf einer der oberen Stufen der Treppe und beobachtete von dort aus die wilden Bewegungen des Thieres.

„Laß die Stange los," rief er dem Knechte zu, „faß' den Trensenzaum!"

„Verstand ihn nun der Knecht nicht, oder wußte er es nicht recht anzufangen, genug, der Hengst bäumte sich hoch auf und schlug mit den Vorderfüßen nach dem Manne, der, ihnen ausweichend, das Thier herumriß, so daß sich Beide im Kreise drehten.

Der Aarburgsche war mit ein paar Sätzen bei den Kämpfenden und indem er dem Knechte die Mütze vom Kopfe schlug, so daß dieser zurücktaumelte, ergriff er mit eiserner Hand den Zaum des Pferdes und peitschte es mit der Reitgerte auf Kopf und Hals. Das Thier schlug aus, bäumte sich und warf sich wie toll umher, aber es wurde seinen Bändiger nicht los. Es war eine wilde, beängstigende Scene, denn in jedem Augenblicke konnte einer der Hufe den Baron treffen und ihn schwer beschädigen; allein er wußte ihnen geschickt auszuweichen.

„Wie brutal!" rief die Baronin verächtlich.

Ihr schönes Gesicht hatte in solchen Augenblicken einen so kalten, steinernen Ausdruck, als ob es aus Marmor gemeißelt wäre.

„Abscheulich!" rief Adelheid.

„Aber wie kann man! Pfui! Aber wie kann man!" meinte der Doctor.

„Potz Tausend! Das nenne ich Kraft," sagte der Hausherr. „Das werden dem Otto nicht Viele nachmachen."

Der Aarburgsche hörte mit dem Schlagen auf und das Thier stand jetzt, am ganzen Leibe zitternd, unbeweglich still.

„Komm her, Du Narr!" hörte man jetzt den Baron dem Stallknechte, der aus einiger Entfernung dem Kampfe zugesehen hatte, zurufen. Der Mensch nahte sich langsam und mißtrauisch, allein der Baron schien ihm nicht weiter zu zürnen. Er übergab ihm vielmehr den Trensenzaum und hieß ihn das Thier langsam umherführen. Während der Hengst jetzt geduldig und ruhig seinem Leiter folgte, ging der Baron dem Hause zu. Als er die Zuschauer am Fenster bemerkte, zog er den Hut und warf ihnen Kußhände hinauf. Nach einigen Augenblicken war er im Zimmer, küßte der Tante die Hand, begrüßte die übrigen Damen und wandte sich dann in seiner Weise zu den Herren.

„O Lehmhof, alter Knabe, sieht man Dich auch einmal? Natürlich wieder eine Geschichte erzählt! Was? Eine lustige, gut ausgedachte Geschichte! Was? Lebrecht, mein Sohn, nicht wahr, gerade in dem Moment, wo der Aarburgsche eintrat, erzählte der Papa eine Geschichte, oder war es eine Minute und fünf Sekunden später? Was? Ach, siehe da, der Doctor! Guten Abend, Doctor, natürlich, guten Abend. Guten Abend, theurer Oheim. Hör', Deine Kartoffeln fangen ja an zu faulen."

Otto Schweinsberg hatte eine so frische Art, daß er eine Gesellschaft von Todten dazu gebracht hätte, sich lebhaft zu unterhalten und sich vortrefflich zu amüsiren. Alles an ihm war frisch und kräftig, der Gang, die Haltung, die Sprache. Es wehte förmlich von ihm wie Gesundheit und frische Kraft.

Im Augenblicke war das Gespräch wieder in vollem Gange. Lehmhof und sein Sohn Lebrecht wurden unbarmherzig und in der offensten Weise verhöhnt, der Doctor harmlos geneckt, der Onkel mit einem leisen Hauche von Ironie behandelt. Adelheid wurde zu einem heftigen Ausfalle wegen der Mißhandlung des Pferdes provocirt und dann geschickt besänftigt, die herbeigeeilten Kinder auf die Kniee genommen und gehätschelt. Im ganzen Zimmer waren nur zwei Personen, die sich an dem allgemeinen Geplauder und Gelächter nicht betheiligten, die Baronin und ihre Tochter Duding. Beide schienen tief in Gedanken versunken zu sein, in Gedanken, die mit ihrer Umgebung ganz und gar nichts zu thun haben mußten.

„Ich habe Ihnen doch einmal von der Salome, der hübschen Tochter meines Milchpächters erzählt, Fräulein Eichenstamm. Entsinnen Sie sich dessen?"

„Ja wohl. Was ist es mit ihr?"

„Nun, sie hat sich verlobt. Ich versichere Sie, es war höchst ergötzlich."

„Erzählen Sie doch."

„Der Vater ist, wie Sie sich denken können, ein verhältnißmäßig wohlhabender Mann, denn der Halunke bestiehlt mich natürlich auf eine ganz gräuliche Weise; er konnte also ein recht anständiges Krongeld zahlen und so gelang es ihm, mit dem Parkhoffschen Milchpächter, Herrn Löwenklau, dahin überein zu kommen, daß des Letzteren Sohn,

Juddel, der für einen vielversprechenden jungen Mann gilt, des Ersteren Schwiegersohn werden sollte. Als Alles abgemacht war, sollte der junge Herr nun auf die Freie gehen. Das wurde so gemacht: Zuerst wurde meine Wirthschafterin in Anspruch genommen, um möglichst gelungene Cotelettes herzustellen. Als dieses Werk vollbracht war, erschien der Judenbengel und erkundigte sich, ob ich wohl zu sprechen sei, obwohl er natürlich wußte, daß ich nicht zu Hause war. Nun entspann sich folgendes Gespräch:

Fräulein Salome: „Was haben Sie denn für einen Wunsch zu dem Herrn Baron?"

Herr Juddel: „Ich hätt' mit ihm zu reden wegen ein Geschäft."

Fräulein Salome: „Kann ich nicht ausrichten einen Auftrag, den Sie mir werden geben wegen des Geschäfts?"

Herr Juddel: „Es ist nicht von wegen des Geschäfts, es ist von wegen der Ochsen."

Fräulein Salome: „Werd' ich sagen, daß Sie sind hier gewesen, wird er schon wissen, wer ist hier gewesen."

„Verlegene Pause.

Herr Juddel: „Kann man hier wohl für Geld und gute Worte bekommen zu trinken ein Glas Milch?"

Fräulein Salome: „Hier ist kein Krug, daß man hier kann bekommen zu kaufen ein Glas Milch für Geld; aber für gute Worte kann man hier bekommen zu trinken ein Glas Milch."

Herr Juddel: „Wenn Sie werden so gütig sein, mir zu geben ein Glas Milch."

„Unterdessen sind die Cotelettes natürlich schon gebraten, ein koscherer Wein besorgt und der Tisch gedeckt. Herr Juddel tritt ein und speist — nun, wie soll ich sagen — wie der Lebrecht da, wenn es Pfannkuchen mit Saft giebt. Wie er fertig ist, steht er auf, bedankt sich und legt einen Zwanziger auf den Tisch.

Fräulein Salome: „Gott gerechter! Was fällt Sie ein? Was haben Sie für Gedanken? Hier ist kein Krug, daß man hier bezahlt, was man hat hier gegessen."

Herr Juddel: „Wenn ich hab' gegessen Ihre Cotelettes, müssen Sie nehmen mein Geld auch."

Fräulein Salome: „Nehmen Sie zurück Ihr Geld. Ich brauch' nicht Ihr Geld."

Herr Juddel: „Ich werde nehmen zurück den Geld nur unter einer Bedingung."

Fräulein Salome: „Nun, und was ist das für eine Bedingung?"

Herr Juddel: „Wenn Sie werden versprechen, daß Sie werden künftig immer essen bei mir."

„Großes Tableau — Umarmung — Glückwunsch meiner Wirthin — der Zwanziger verschwindet wieder.

„Sie werden mir zugeben, Fräulein Eichenstamm, daß man unmöglich discreter anhalten kann. Ich versichere Sie, ich beneide den jungen Mann um sein Zartgefühl. Ich wünschte, ich hätte nur den zehnten Theil davon im Leibe. Ich hätte mich dann nicht so blamirt, als ich anhielt."

„Was erzählen Sie da? Sind Sie denn einmal verlobt gewesen?"

„Nein, das eben leider nicht, ich bekam einen Korb, oder eigentlich auch das nicht, ja, wenn man die Sache recht erwägt, so habe ich nicht einmal angehalten, sondern habe nur, ohne es zu wollen, den Schein erregt, als ob ich anhielte."

„Wie war denn das?"

„Das war so: Ich tanz' einmal in Berlin mit einer Comtesse so und so (der Baron nannte einen sehr bekannten Namen), wir sprachen von Diesem und Jenem, unter Anderem frag' ich auch, ob die Dame weiß, wie man in meiner Heimath anhält. Nun, das war doch eine ganz einfache Frage und ich begriff durchaus nicht, warum die liebe Seele darüber so sehr erröthete. „„Nein,"" piept sie endlich, mit einer Stimme, als wäre sie ein krankes Huhn.

„Nun, sage ich, man sagt: Prrr! Wollen Sie es glauben, Fräulein Eichenstamm, ich habe mich nachher mit dem Bruder der Dame deshalb auf Säbel schlagen müssen. Sehen Sie, diese Narbe hier (damit wies der Baron auf eine der vielen Narben auf seiner Stirn) habe ich mir damals zugezogen."

„Wie?" rief Adelheid. „Sie haben mir selbst erst vor Kurzem erzählt, daß Sie diese Wunde von der Hand meines Vetters Heinz erhalten hätten."

„Nein, das war diese hier," erwiderte der Baron lachend und wies auf eine andere Narbe hin. „Aber da wir eben von ihrem Vetter sprechen — wissen Sie, daß er wieder im Lande ist?"

Jetzt war die Reihe des Erröthens an Adelheid. Der Baron bemerkte es und lächelte.

„Er ist gestern mit den Balteville's in Parkhof eingetroffen," fuhr er fort, „ich habe ihn aber noch nicht gesehen. Ich denke mir, er wird es wohl auf die Tochter abgesehen haben. Wenn die nur einigermaßen geworden ist, was sie zu werden versprach, so hat Ihr Vetter einen guten Geschmack."

„Also sie sind gestern in Parkhof eingetroffen?" rief Lehmhof.

„Ja wohl. Ich weiß zwar nicht, ob die Uhr fünf Minuten vor Mittag war oder — fünf Minuten nach — Lebrecht, mein Junge, wissen Sie es vielleicht? — aber eingetroffen ist die Alte, zugleich mit Sohn, Tochter, Schwiegersohn und vermuthlich auch den zugehörigen Diligencen."

Die Baronin hörte jetzt sehr aufmerksam hin.

„Du sprichst immer so, Otto, als ob Eichenstamm mit Madeleine verlobt wäre. Ist denn das der Fall?"

„Was wird er nicht verlobt sein. Hübsches Mädchen — Schwester des Freundes — Tochter einer lieben Familie, bei der man Hausfreund ist — die Sache ist doch klar."

„So, so," schmatzte Lehmhof.

„Was hat er eigentlich studirt?" fragte die Baronin weiter.

Alle blickten auf Adelheid, diese zuckte die Achseln.

„Was er eigentlich studirt hat, weiß ich nicht," meinte Otto Schweinsberg; „aber es sah mir so aus, als ob er meine Facultät ergreifen würde."

„Hör' einmal, Lehmhof," sagte der alte Schweinsberg und stand auf, „komm einen Augenblick bei Seite, ich habe mit Dir etwas zu besprechen."

Die Baronin warf ihrem Manne einen finstern Blick zu, Lehmhof erhob sich.

„Was giebt es?" fragte er.

Schweinsberg ergriff ein Licht und ging voraus, Lehmhof folgte ihm. Als sie im Schreibzimmer des Hausherrn angelangt waren und

auf einem Sopha Platz genommen hatten, wandte sich Schweinsberg zu seinem Nachbar und fragte:

„Kannst Du mir vielleicht 500 Rubel geben?"

Der also Angeredete fuhr zurück. „500 Rubel!" rief er.

„Ja, 500 Rubel," wiederholte Schweinsberg ärgerlich. „Was ist denn dabei? Du thust, als ob ich ein Kapital von Dir verlangte."

„Bravo!" rief der Behrslappensche und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „Bravo! Du verlangst fünfhundert Rubel, sprich und schreibe 500 Rubel, und Du wunderst Dich, daß ich diese Summe für ein Kapital halte."

„Sei kein Narr, Lehmhof, und laß die Possen. Rund heraus gefragt: Kannst Du mir das Geld geben oder nicht?"

„Rund heraus geantwortet, Schweinsberg, ich kann es Dir nicht geben."

„Aber warum nicht? Du hast doch schon Hafer verkauft, mußt also Geld haben. Du hast überdies immer Geld."

„Das ist gut! Also ich habe immer Geld! Wirklich? Auch jetzt bei der Knechtswirthschaft? Nein, Bruderchen, da kennst Du meine Kasse schlecht. Ich habe keinen Kopeken, geschweige denn 500 Rubel."

„Aber wo hast Du denn das Geld gelassen, das Du für den Hafer bekommen hast?"

„Wo ich das Geld gelassen habe, das ich für den Hafer bekommen habe? Nun, ich sagte Dir es ja schon, ich habe dafür Salz und Häringe gekauft. Du hast immer noch die alten Zeiten im Sinne, in denen man das Geld, das man einnahm, auch behielt, sag' ich, und vergißt, daß man bei der Knechtswirthschaft gewissermaßen nur der Vorsteher einer Association der Knechte ist. Es fließt viel Geld durch unsere Hände, sag' ich, aber es bleibt nichts in der Kasse zurück."

„Ach, was faselst Du da von einer Association der Knechte! Du hast doch gewiß Geld."

„Aber, lieber Bruder, so sei doch vernünftig. Ich sage Dir, ich habe nichts und kann Dir daher natürlich auch nichts geben."

Der alte Schweinsberg blickte finster vor sich hin und kaute verlegen an den Enden seines langen, schneeweißen Schnurrbartes.

„Du bist ein schlechter Wirth, Bruderchen," hub Lehmhof wieder an, „Du wirst bei der Knechtswirthschaft nicht bestehen können. Das ist übrigens insofern gleichgültig, als wir Andern auch kopfüber gehen werden, denn wer vermag auf die Dauer gegen die natürlich gebotenen wirthschaftlichen Gesetze anzukämpfen? Wer kann stehen bleiben, wenn man ihm plötzlich die Füße wegschlägt? Können wir allein, können wir Großgrundbesitzer persönlich unsere großen Felder bewirthschaften? Nein und abermals nein. Du bist ein schlechter Wirth, Bruderchen, und Du wirst kopfüber gehen, sag' ich, aber das ist in diesem Falle ganz gleichgültig, sag' ich."

Schweinsberg schien diese Möglichkeit mit weniger Gleichmuth anzusehen, wenigstens sprang er auf und eilte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Wo bekomme ich das Geld her?" murmelte er.

„Leih' doch bei Otto," sagte Lehmhof. „Der hat ja immer Geld wie Heu und wirft es überdies mit vollen Händen zum Fenster hinaus."

Schweinsberg schüttelte den Kopf. „Du weißt sehr wohl," versetzte er, „daß dem Jungen nichts gehört, als das Haar auf seinem Kopfe. Er muß ja selbst bei Dir mehr in der Kreide sein als ich."

Lehmhof schmatzte behaglich. „Ja, das ist wahr," sagte er. „Ich bin immer von der Ansicht ausgegangen, daß man einem jungen Freunde helfen muß, wenn er in Geldverlegenheit ist und da hab' ich ihm denn allerdings mit der Zeit ein hübsch Stück Geld vorgeschossen."

„Das hättest Du nicht thun sollen, Lehmhof. Du hast dadurch seinem Leichtsinne nur Vorschub geleistet."

„Meinst Du? Ja, ja, Du magst wohl Recht haben. Ich bin eigentlich auch der Meinung, daß man leichtsinnigen Leuten oder schlechten Wirthen kein Geld leihen darf. Es ist das wirthschaftlich falsch, unrationell, denn das Geld wird doch nicht productiv verwendet. Ich werde es auch nicht mehr thun."

Schweinsberg biß sich auf die Lippen.

„Gieb mir das Geld," sagte er nach einer Pause.

„Wozu hast Du es denn nöthig?"

„Ich bedarf seiner, um das Schulhaus zu vollenden."

Lehmhof sprang nun auch seinerseits auf.

„Du bist ein Narr, sag' ich," rief er, „nimm es mir nicht übel, aber Du bist ein regelrechter Narr, sag' ich. Was geht es Dich an, ob Deine Bauern lesen und schreiben lernen oder nicht? Wenn es durchaus sein soll, nun, so mögen die Kerle sich selbst ein Schulhaus bauen. Du giebst ein ganz schlechtes Beispiel, sag' ich, Schweinsberg, ein ganz abscheuliches Beispiel. Was haben wir jetzt noch mit unseren Bauern zu thun? Früher, als sie noch wirklich unsere Leute waren, als sie uns noch gehörten, nun, da waren wir natürlich moralisch verpflichtet, auch für sie zu sorgen, und ich meinestheils habe es mit der Erfüllung dieser Pflicht immer sehr ernst genommen, sehr ernst; aber jetzt liegen die Dinge ganz anders. Seit die Bauern so frei sind wie wir selbst, mögen sie auch selbst für sich sorgen. Jetzt bestehen unsere gegenseitigen Beziehungen darin, daß wir darauf achten, daß die Gesinde nicht deteriorirt werden und daß sie ihre Arrende richtig und zu rechter Zeit zahlen. Geschieht das Erstere nicht, das Letztere wohl, so ist damit Alles in Ordnung und Alles auseinander. Wenn wir jetzt noch für die Leute in's Zeug gehen, sag' ich, so handeln wir nationalökonomisch unrichtig, denn wir gewöhnen die Leute daran, Vortheile als Geschenk zu empfangen, sag' ich, statt sie sich zu erarbeiten. Wenn wir den Leuten Schulen bauen, so können sie dieselben unmöglich so zu schätzen wissen und werden sie unmöglich so fleißig benutzen, als wenn diese von ihnen selbst errichtet sind, durch ihre eigene Arbeit, von ihrem eigenen Gelde. Wir müssen nach den Principien der Volkswirthschaft verfahren, Schweinsberg, wir sind das dem Lande schuldig, sag' ich."

„Nein, Lehmhof, ich verstehe von den Regeln der Volkswirthschaft nichts und will auch nichts von ihnen verstehen. Ich will bei der alten, guten Weise bleiben, ich will der Vater meiner Gemeinde sein, ich will ein patriarchalisches Regiment führen."

„Ueber den Schwärmer! Du willst also ein patriarchalisches Regiment führen? Kannst Du denn das aber auch? Patriarchalisch sein, heißt wie ein Vater herrschen; kannst Du das bei unseren gegenwärtigen Verhältnissen? Wenn ich meinem Lebrecht ein paar Maulschellen applicire und der Junge wollte mich dafür verklagen, so würde man ihn vor Gericht auslachen; aber wenn ich einen Bauernjungen, der frech ist, um die Ohren schlage, sag' ich, und er verklagt mich,

Bekenntnisse.

Als die Gäste fort waren, wurde Adelheid gebeten, noch ein wenig Klavier zu spielen. Der Baron legte im Kaminzimmer Patience aus und richtete bei dieser Gelegenheit die stille Frage an's Schicksal, ob seine Gemahlin wohl auf das Verlangen Lehmhofs eingehen werde. Adelheid machte im Nebenzimmer ihren stürmischen Gefühlen in rauschenden Accorden Luft, die Baronin und ihre Tochter gingen langsam auf und ab, indem sie bald durch das hell erleuchtete Kaminzimmer oder das halbdunkele Klavierzimmer, bald durch das dunkele Kuppelzimmer, welches an das letztere stieß, schritten.

„War der Otto heute nicht wieder unerträglich roh und frech?" fragte die Baronin leise, als sie eben wieder einmal das dunkele Zimmer betraten.

„Ja," erwiderte die Tochter.

„Könntest Du Dich," fuhr die Mutter fort, „wohl je entschließen, die Frau eines solchen Mannes zu werden?"

„Nein, Mama, wie kommst Du auf diese Frage?"

„Nun, er ist doch immerhin eine blendende Erscheinung und er könnte andern Mädchen wohl gefährlich werden. Es freut mich, daß ich bei Dir sicher davor bin."

„Ganz sicher, Mama."

Sie schwiegen eine Weile. Dann fuhr die Mutter fort: „Es ist mir unbegreiflich, daß seine Verhältnisse noch immer nicht über ihn zusammengebrochen sind. Seit Jahr und Tag führt er das tollste Verschwenderleben, das je erhört gewesen, seine Schulden müssen daher wahrhaft colossal sein. Ich mag ihn nicht sehen. Ein solcher Mensch erscheint mir wie ein häßliches Ungeziefer, das in kein anständiges, reinliches Haus gehört. Wäre er nicht unser Neffe, ich duldete es nicht, daß er noch ferner unser Haus betritt; daß ein Mensch wie er, ein Mensch, der sich in jedem Schlamme gewälzt, den

die Cultur oder die Rohheit zu Tage gefördert hat, Deine reine Hand in die seinige nimmt. Er ist darum ein so überaus gefährlicher Mensch, weil er, der Wüstling und Bösewicht, die anständigen Leute verachtet, indem er sich einredet, daß sie nur deshalb anders sind als er, weil es ihnen an Kraft fehlt, seine abscheulichen Pfade zu wandeln. Solche Menschen sind gesellschaftlich amüsant, weil es einen gewissen Reiz ausübt, mit Personen zusammen zu sein, welche die hergebrachten Begriffe von Anstand und Sittlichkeit auf den Kopf stellen, welche der Tugend offen den Rücken kehren, die Religion frech verspotten und als eine Angelegenheit verlachen, welche nur Schwachköpfe interessiren kann. Völlig inhaltlos, wie sie sind, fehlt es diesen Leuten gewöhnlich nicht an einem gewissen Muthe, der sie in einem ganz unverdienten ritterlichen Lichte erscheinen läßt. Sie, denen das verfehlte Leben eine schwere Last ist, sind natürlich in jedem Augenblicke bereit, einem Jeden mit Degen und Pistole entgegen zu treten, der sich ihr freches Gebahren nicht gefallen lassen will. Als ich noch in der großen Welt lebte, sind mir nicht wenige solcher Männer vorgekommen, Männer, an die ich ebensowenig ohne den innersten Abscheu denken kann, wie an Otto. Du kannst ihm gegenüber gar nicht zurückhaltend und abweisend genug sein, Duding. Vermeide es wo möglich, ihm die Hand zu reichen."

Die Baronin schüttelte sich.

„Die Hand kann ich ihm doch nicht vorenthalten, Mama."

„Nun, das geht allerdings kaum, aber richte es so ein, daß Du wenigstens einen Handschuh anhast. Solche Männer sind wie Aussätzige."

Sie schwiegen wieder eine Weile, dann sagte die Mutter: „Bemerktest Du, in welche Aufregung Fräulein Eichenstamm gerieth, als mitgetheilt wurde, daß ihr Vetter zurückgekehrt sei?"

„Nein, Mama."

„Hat sie Dir einmal von ihm erzählt? Ob sie nicht verlobt sind?"

„Nein, sie hat, so viel ich mich entsinne, nie von ihm gesprochen."

„So? Das wundert mich. Ich meinte schon den Schlüssel zu ihrem merkwürdigen Entschlusse, als Gouvernante in unser Haus zu kommen, gefunden zu haben."

Der Baron, dessen Patience bejahend ausgefallen war, und der das Eisen schmieden wollte, so lange in seiner Brust noch die eben gewonnene Siegeszuversicht frisch war, mahnte zum Aufbruche. Adelheid hörte auf zu spielen und ging mit Duding hinauf, der Baron und seine Gemahlin begaben sich in ihre Zimmer.

„Wenn es Dir recht ist, Eleonore," sagte der Baron, „so komme ich nachher noch auf einen Augenblick zu Dir. Ich möchte mir gern Deinen Rath erbitten."

„Komm," erwiderte die Baronin kurz.

Der Baron begab sich zuerst in sein Arbeitszimmer und durchmaß es mit großen Schritten. „Fatal," murmelte er von Zeit zu Zeit, „außerordentlich fatal!" Wenn ich es irgend ändern könnte!"

Nachdem er eine halbe Stunde lang auf und ab gegangen war, begab er sich zu seiner Frau. Ihm war ganz so zu Muthe, wie früher, vor langen Jahren, wenn er zum Hauslehrer ging, um irgend einen unbesonnenen Streich einzugestehen.

Er fand die Baronin in einen schneeweißen Pudermantel gehüllt, auf einem kleinen Sopha sitzend und lesend. Ohne hinzusehen, wußte der Baron, was seine Frau las — es war die Bibel und zwar irgend eine Stelle aus dem alten Testamente, für welches sie eine heutzutage durchaus ungewöhnliche und dem Baron ganz unbegreifliche Vorliebe hatte.

Der Baron zauderte einen Augenblick in der Thüre.

„Störe ich nicht, meine Liebe?" fragte er.

Die Baronin schob das Lesepult, auf welchem die Bibel lag, ein wenig bei Seite, als wollte sie damit seine Frage verneinen und lud ihn durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen. Der Baron umschlang sie und drückte einen Kuß auf ihre Schulter. Dann stützte er den Kopf auf ihre Brust.

Diese Position hat unter Umständen ihre Annehmlichkeiten, denn die Betreffende kann uns dann nicht in's Auge sehen. Der Baron wußte das aus Erfahrung. Just diese Position hatte er in ähnlichen Fällen als Knabe der Mutter gegenüber eingenommen.

„Meine liebe, gute Eleonore," sagte er zärtlich. Die Frau ließ ihn gewähren, schwieg aber und erwies ihm keinerlei Zärtlichkeit. Das war bei der seligen Mutter anders gewesen.

„Hast Du mich recht lieb?"

Die Baronin seufzte erst, als ob ihr sein Kopf die Luft benahm, dann sagte sie trocken:

„Was wolltest Du, Gustav? Du wolltest mich um einen Rath bitten."

„Hast Du mich recht lieb, mein Frauchen?"

Die Baronin machte eine ungeduldige Bewegung. „Nimm's mir nicht übel, Gustav," sagte sie endlich, „aber Dein Kopf ist wirklich nicht ganz leicht und ich huste ein wenig."

Das war fatal! Der Baron richtete sich auf, ergriff aber nun mit beiden Händen die Linke seiner Frau und drückte einen Kuß auf sie. „Pardon, mein Täubchen," sagte er. „Ich hätte daran denken sollen. Vergieb mir."

„Was willst Du eigentlich, Gustav?" fragte die Baronin jetzt grade heraus. „Ich denke, Du wolltest mit mir über irgend eine Angelegenheit sprechen, aber Du thust ja, als ob es auf eine Schäferstunde abgesehen sei."

Der Baron hielt sich die Hand vor den Mund und hüstelte eine ganze Weile, mehr aus Verlegenheit, als aus irgend einem anderen Grunde. Darum ließ sich für ihn so schlecht mit seiner Frau verhandeln, weil sie immer so nackt und dürr mit der Sprache herauskam, und weil sie nie auch nur auf einen Augenblick das Ziel, das sie verfolgte, aus den Augen ließ. Dabei hatte ihre Stimme in solchen Fällen einen unbeschreiblich kurzen, trockenen Tonfall.

„Ich wollte," sagte der Baron schüchtern und sah vor sich nieder, „Dich allerdings um Deinen Rath bitten. Ich weiß, daß ich mich an Niemand wenden könnte, der mehr geeignet wäre, mir auch in schwierigen Fällen guten Rath ertheilen zu können, als Du."

„Schön."

„So ist sie," dachte der Baron. „So ist sie ganz und gar. Sie hätte doch jetzt fragen können: Was ist es denn? oder — was ist geschehen? oder sonst etwas, aber nein, sie sagt „schön". Wie soll ich nun an dies verdammte „schön" anknüpfen!"

Der Baron wußte, ohne daß er hinsah, daß seiner Frau große, dunkelgraue Augen ihn augenblicklich ungemein fest und ruhig anblickten und daß ihr Gesicht einen außerordentlich kalten und ent-

schlossenen Ausdruck zeigte. Sollte er seine Bitte nicht lieber verschieben?

Die Baronin wartete einen Augenblick, dann zog sie die schönen Augenbrauen ein wenig in die Höhe, zuckte leicht mit den Achseln, stellte, indem sie ihre Linke wieder frei machte, das Lesepult vor sich hin und nahm ihre Lectüre wieder auf.

Der Baron rollte eine Weile seinen langen Schnurrbart zwischen den flachen Händen, dann sagte er plötzlich:

„Hättest Du etwas dagegen, liebe Frau, wenn ich mir eine Cigarre anzündete?"

Die Baronin warf erst einen Blick auf ihr Bein, dann einen zweiten auf ihre Gardinen, sagte dann aber „bitte" und las weiter.

Der Baron rauchte aus Leibeskräften an seiner Cigarre und warf von Zeit zu Zeit einen Blick auf seine Frau, die unbeweglich da saß und nur dann und wann die Querstange des Lesepultes aufhob und das Blatt umwendete. Frau Eleonore war gewiß nie neugierig gewesen.

Der Baron schwankte rathlos hin und her. Endlich entschloß er sich, sein Schicksal den Knöpfen seiner Weste anzuvertrauen und zählte sie leise. Es waren ihrer sechs, also eine gerade Zahl, die eine bejahende Antwort repräsentirte.

„Ich bin in großer Geldverlegenheit, Eleonore," begann er.

„Nun?" Die Baronin schob das Pult weg.

„Du weißt, Eleonore, daß das Schulhaus mir viel Geld gekostet hat, Du weißt auch, daß es nothwendig in diesem Jahre weitergebaut werden muß, und doch habe ich kein Geld dazu."

„Du hast wieder gespielt."

„Wahrhaftig nicht, Eleonore, bei Gott nicht."

„Wo sind denn die 500 Rubel, die Du neulich von Lehmhof liehest?"

„Wie, neulich? Ich habe „neulich" gar nichts von ihm geliehen."

„Du hast doch vor etwa drei Monaten bei Lehmhof 500 Rubel geliehen," wiederholte die Baronin in sehr bestimmtem Tone.

„Nun ja, aber das ist doch nicht „neulich."

„Wo ist das Geld?

„Wie Du fragen kannst, Eleonore! Wie Du merkwürdig fragen kannst. Jetzt, bei der Knechtswirthschaft sind 500 Rubel kein Geld. Das ist nicht mehr wie früher, wo 500 Rubel eine große Summe repräsentirten. Bei der Knechtswirthschaft sind 500 Rubel ein Tropfen auf einen heißen Stein. Weiter nichts, Eleonore."

„Schön, aber wohin ist dieser Tropfen gefallen?"

„Nun, in die Wirthschaft, meine Liebe, natürlich in die Wirthschaft. Ich mußte den Leuten den Lohn auszahlen, es mußte dies und das angeschafft werden."

Die Baronin schüttelte den Kopf. „Du redest nicht die Wahrheit," sagte sie streng, „ich sehe es Dir an. Du hast weder Lohn ausgezahlt, noch irgend etwas angeschafft. Du hast das Geld verspielt."

Der Baron brauste auf. „Ich verbitte mir das, Eleonore," rief er, „ich verbitte mir das. Ich sagte Dir schon, daß ich nicht gespielt habe."

„Kannst Du mir Dein Ehrenwort geben, daß Du nicht gespielt hast, seit Du von Lehmhof das letzte Mal das Geld erhieltest?"

„Aber, liebe Eleonore, das ist so lange her."

„Gieb mir Dein Wort."

„Das kann ich nicht. Es ist so lange her, daß es nicht unmöglich ist, daß ich ein Jeuchen gemacht habe. Aber gespielt habe ich nicht, wahrhaftig nicht."

Es war nicht recht klar, was der Baron hier für einen Unterschied machte, aber der Baronin lag auch nichts an Worten.

„An wen hast Du verloren?" fragte sie.

„Ich weiß nicht, mein Herzchen, ich weiß nicht. Es war jedenfalls eine ganz unbedeutende Summe, eine wahre Bagatelle, es lohnte sich nicht der Mühe, sie auch nur anzuschreiben."

„Schön, an wen verlorst Du diese Bagatelle?"

„Ich erinnere mich nicht genau, aber ich denke, es war an Lehmhof und an Otto."

„Wann spieltet Ihr?"

„Ich entsinne mich nicht, aber ich denke, es muß auf der Entenjagd in Behrslappen gewesen sein."

„Also gleich, nachdem Du das Geld erhalten hattest?"

„Nicht lange darauf. Aber beunruhige Dich nicht, mein Täubchen, es war ein ganz unbedeutendes Geldstück. Man schämt sich, davon zu sprechen."

„Du brauchst also wieder Geld?"

„Ja, mein Liebchen, ich brauche Geld für das Schulhaus. Wir müssen uns damit beeilen, wenn es noch in diesem Winter bezogen werden soll, und das ist doch sehr wünschenswerth. Ich habe schon darüber nachgedacht, wer die Einweihungsrede halten soll. Du wirst mir zugeben, daß in diesem Falle die Wahl des Redners von großer Wichtigkeit ist, denn es wird darauf ankommen, daß man es den Bauern recht an's Herz legt, daß sie ihre Kinder nur dann zu wahrhaft tüchtigen Wirthen machen können, wenn sie ihnen die Möglichkeit geboten haben, sich unterrichten zu lassen. Was die Fahnen anbetrifft, so werden diejenigen, welche noch von Dudings Confirmation her vorhanden sein müssen, genügen. Oder meinst Du vielleicht, daß man neue machen lassen sollte?"

„Wo hofft Du das Geld zu erhalten?" fragte die Baronin, als ob sie die Fahnenfrage gar nicht gehört hätte.

„O, das macht keine Schwierigkeiten. Lehmhof will es mir borgen."

„Nun, dann nimm es."

Der Baron räusperte sich. „Die Sache hat noch einen Haken," sagte er.

„Welchen?"

„Mein liebes Herzchen, ich muß da etwas weiter ausholen. Du weißt, daß wir in den letzten Jahren nur sehr mittelmäßige Ernten gehabt haben, und Du weißt ebenfalls, daß die Einführung der leidigen Knechtswirthschaft große Kapitalien verschlungen hat. Das Geld ist zwar nicht verloren, denn es steckt ja im Inventar, aber es ist immerhin gebunden. Du weißt auch, daß das erhöhte Bankdarlehen so großen Ansprüchen gegenüber nicht genügte, nicht genügen konnte und ich daher gezwungen war, mir anderweitig die Summe zu verschaffen, deren ich zur Bestreitung der kleineren Ausgaben bedurfte. Wie Du ferner weißt, mein Vögelchen, verschaffte ich mir das Geld großentheils von Lehmhof, der mir nach und nach gegen 6000 Rubel lieh, wenn ich nämlich die 500 Rubel, die er mir jetzt geben will, mit-

rechne. Nun hat er mir bis jetzt das Geld, so zu sagen, auf mein ehrliches Gesicht geborgt. Das ist außerordentlich anständig von ihm, sehr ehrenhaft. Findest Du das nicht auch, mein Herzchen?"

„Nun, und jetzt wünscht er eine Hypothek darüber, nicht wahr?"

„Nicht gerade eine Hypothek, mein liebes Mäuschen, nicht gerade eine Hypothek. Er würde es natürlich gern sehen, wenn wir ihm eine Obligation ausstellten."

„Das heißt, er will Dir nur unter dieser Bedingung fernerhin leihen?"

„Nein, das hat er nicht gesagt, wenigstens nicht ausdrücklich."

„Gustav, das hat er doch gewiß ganz ausdrücklich zur Bedingung gemacht?"

„Nun, und wenn er das gethan hätte, wer könnte ihm das übelnehmen? Es ist am Ende doch nur ein natürlicher Wunsch, daß er seine Forderung gegen alle Wechselfälle sicher gestellt sehen will. Er ist ja auch nicht reich, und ich bin ein alter Mann und kann alle Tage sterben."

„Er ist sehr reich und wird alle Tage noch reicher. Ich will Dir was sagen, Gustav — die verlangte Obligation werde ich nie und nimmer ausstellen. Es ist mir lange ganz gleichgültig erschienen, ob Bachhof Dir oder mir gehört, aber jetzt kann ich mich nicht genug darüber freuen, daß ich die Besitzerin bin und, verlasse Dich darauf, es bleiben werde. In den zwanzig Jahren, die wir verheirathet sind, ist unser Wohlstand beständig rückwärts gegangen. Du bist nicht nur mit Deinem eigenen Vermögen fertig geworden, sondern hast auch das meinige auf ein Drittheil reducirt. Wir sind jetzt selbst für Landedelleute arm geworden, und wir würden Bettler werden, wenn ich Deiner unseligen Leidenschaft noch ferner nachgeben wollte. Ich werde die Obligation nicht ausstellen. Ich werde an unsere Kinder denken und ihnen die Möglichkeit erhalten, einmal etwas Anderes zu werden, als jagende und spielende Landjunker."

„Aber, liebe Frau," unterbrach sie der Baron, „Du siehst zu schwarz. Auch wenn wir die 6000 Rubel auf Bachhof eintragen lassen, werden unsere Söhne immer noch genug haben, um einmal studiren und sich selbst ihr Brod erwerben zu können."

„Nein, das ist nicht genug," erwiderte Frau Eleonore. „Es würde mir auch nicht genügen, wenn meine Söhne einmal Oberhauptleute oder Oberräthe würden. Sollen sie die Connexionen, die ich selbst noch von früher her habe, sollen sie die hohen Stellungen, die meine Brüder einnehmen, einmal ausnutzen können, und das muß geschehen, so müssen unsere Söhne auch hinreichend vermögend sein, um ein paar Jahre in der großen Welt leben zu können, ohne sich um des lieben Brodes willen nach der ersten besten Stelle umsehen zu müssen. Wir haben vier Söhne, Gustav. Angenommen auch, daß Duding so heirathet, daß sie ihr Erbtheil den Brüdern zuwenden kann, so bleibt für die Knaben immerhin wenig nach. Es wird mir schwer genug, mich an den Gedanken zu gewöhnen, arme Edelleute geboren zu haben, ich will wenigstens nicht, daß unsere Kinder wie Bettler in die Welt treten. Ich weiß, was es heißt, ein armer Edelmann sein. Während der mit großem Vermögen ausgerüstete Adel ganz geeignet ist, die feinste Blüthe der Menschheit zu erziehen, die edelsten Empfindungen, die ehrenhaftesten, sittenstrengsten Charaktere auszubilden, ist die vornehme Geburt für den Armen nichts als eine fast unüberwindliche Versuchung, mit den Ahnen zu renommiren und sich mit dem Wappenschilde die Augen zu verdecken gegen alles Schöne und Gute, gegen jeden Fortschritt, gegen jedes Hinausgreifen über den Kreis der täglichen, gemeinen Wirklichkeit."

„Du übertreibst, Eleonore. Wir sind doch auch ganz wackere Leute."

„Schön, das seid Ihr zum Theil, und wenn ich meinen Kindern einmal große Güter hinterlassen könnte, deren Bewirthschaftung das Leben auch eines gebildeten, tüchtigen Mannes ausfüllen und befriedigen kann, so würde ich sie für dieses Land und für diesen Beruf erziehen, aber da ich das nicht kann, so sollen sie mir hinaus in die weite Welt, wo ihnen ihr Name und ihr Stand wohl ein Sporn sein kann, sich auch die Mittel zu erwerben, die nun einmal zu ihm gehören. Sie sollen nicht auf Kosten anderer, tüchtigerer Leute ein träges, anspruchloses, allen höheren Zielen abgewendetes Leben führen. Du sagst, Ihr wäret hier ganz wackere Leute. Schön! Du bist ein wackerer Mann, aber ist es Lehmhof auch? Du glaubst ihn zu kennen, Gustav, aber Du täuschest Dich. Ich durchschaue diesen Mann voll-

kommen. Er ist ein gewissenloser, kaltberechnender Schuft, der nichts anderes im Sinne hat, als Euch Alle hier um Euer Hab und Gut zu bringen und sich selbst Euerer Güter zu bemächtigen. Er reizt Euch zum Spiele, er begünstigt jedes Euerer Laster und leiht Euch dann bereitwillig Geld, das er Euch doch wieder abnimmt, bis Ihr ihm endlich so viel schuldig sein werdet, daß er die Maske abwerfen kann."

„Aber Frau, wie kannst Du so von Lehmhof sprechen, er ist doch immerhin ein Edelmann!"

„Warum nicht? Hast Du nie einen Edelmann gesehen, der ein Schuft war? Wenn Fräulein Eichenstamm hier wäre, so würde ich es auch nicht sagen, aber warum sollen wir hier miteinander Komödie spielen. Seelenadel und Geburtsadel, das sind zwei Dinge, die zwar manches mit einander gemein haben, die sich aber keineswegs decken. Ich durchschaue den Mann vollständig, er ist ein regelrechter Schurke."

„Frau," rief der Baron eifrig und sprang auf, „das darfst Du nicht wieder sagen. Das will ich von dem Manne, mit dem ich eben an demselben Tische gegessen habe, das will ich von Lehmhof nicht hören. Ein Schweinsberg verkehrt nicht mit Schurken."

Die Baronin lächelte verächtlich. „Natürlich," sagte sie spöttisch, „wenn einer Schweinsberg heißt, so ist er auch ein Ehrenmann."

„Donnerwetter, ja," brauste der Baron auf. „Ja, wer Schweinsberg heißt, ist ein Ehrenmann und wird es auch allezeit bleiben."

Die Baronin erhob sich. „Ich glaube, es wäre gut, wenn Du jetzt gingest," sagte sie kalt. „Ich bin nicht daran gewöhnt, daß man in diesem Tone zu mir spricht, und ich beabsichtige auch nicht, mich künftig daran zu gewöhnen."

Der ruhige Ton ihrer Sprache brachte den Mann sogleich wieder zu sich und er war wirklich innerlichst zerknirscht. Er bat so lange für seine Heftigkeit um Vergebung, bis sie ihm zu Theil wurde.

„Das, was Du von der angeborenen Ehrenhaftigkeit der Schweinsberg sagtest," fuhr die Baronin unbeirrt fort, als Beide wieder Platz genommen hatten, „sind nichtssagende Phrasen, mit denen die Leute sich selbst betrügen. Es giebt kein Geschlecht, das im Laufe der Zeit nicht auch schlechte Subjekte hervorgebracht hätte, und die Schweinsbergs machen davon keine Ausnahme. Hältst Du zum Beispiel Otto für einen ehrenhaften Menschen?"

„Gewiß, Eleonore, gewiß. Otto ist ein wilder, ausgelassener Mensch, aber ein tadelloser Ehrenmann."

„Würdest Du Dich wohl dazu entschließen können, diesem tadellosen Ehrenmanne Deine Tochter zu geben?"

„Wie? Duding?"

„Ja, Duding."

„Aber wie kommst Du nur auf den Einfall?"

„Nun, es wäre jedenfalls doch nicht ganz unmöglich, daß er auf den Einfall käme, um sie anzuhalten, und ich wünsche zu wissen, was Du in diesem Falle zu thun gedenkst."

„Duding will er haben? Nein, die bekommt er nicht."

„Willst Du mir Dein Ehrenwort darauf geben, daß Du sie ihm nicht giebst?"

„Aber Frau, was willst Du nur damit? Er spricht ja kaum einmal mit ihr."

„Einerlei. Gieb mir Dein Wort."

„Ja, das will ich. Da hast Du es (der Baron reichte seiner Frau die Rechte), da hast Du mein Ehrenwort. Otto ist ein tadelloser Ehrenmann, wie alle Schweinsbergs, aber Duding? Nein, die Traube hängt für solche Gesellen zu hoch."

„Das ist auch meine Meinung. Hoffentlich wirst Du nicht in die Lage kommen, an Dein heute gegebenes Wort denken zu müssen."

Die Baronin beugte sich vor, um nach der Uhr zu sehen, und diese Bewegung erinnerte den Baron an den Zweck seines Kommens.

„Liebe Frau," sagte er, „bedenke Dir noch die Angelegenheit mit den 6000 Rubeln, meine Ehre ist dabei gewissermaßen verpfändet."

„Hast Du ihm denn, als Du das Geld nahmst, eine Obligation versprochen?"

„Nein, wie konnte ich das?"

„Nun, dann hat er Dir also das Geld auf Dein ehrliches Gesicht geliehen und so mag es denn auch bleiben!"

„Aber wie wird es mit dem Schulhause?" fragte der Baron kleinlaut.

„Nun, das muß eben stehen, wie es ist, bis wir die Mittel haben, es auszubauen. Wir dürfen nicht mit fremdem Gelde großmüthig und wohlthätig sein. Es ist spät, Gustav."

Der Baron verabschiedete sich zärtlich und ging. Er hatte ganz und gar nichts erreicht, aber er war voll Bewunderung für seine Frau. Der eigenthümliche, ideale Zug, der ihm an ihr, trotz ihrer anderweitigen Nüchternheit entgegentrat, ihre gerade, offene Art, ihr überlegener Verstand, vor allem ihre unzerstörbare Ruhe hatten für ihn, den leichtsinnigen, gutmüthigen aber oberflächlichen Lebemann, etwas unendlich Imponirendes. So war sie schon als ganz junges Mädchen gewesen, da er als Gardeoffizier die allzujugendliche Hofdame kennen lernte und sich leidenschaftlich in sie verliebte. Was aber die junge Gräfin bewogen hatte, ihn zu lieben, sie, die reiche Erbin, deren Brüder glänzende Carriere in der diplomatischen Laufbahn machten, hatte der gute Baron nie begriffen. Er vergalt ihr diesen Entschluß übrigens durch die größte Liebe und Hochachtung, ließ sich aber freilich dadurch nicht abhalten, ihr in einem Punkte nicht zu gehorchen — im Punkte des Spieles, dem er leidenschaftlich ergeben war. Ihn von dieser Leidenschaft abzuhalten vermochte selbst Frau Eleonore nicht.

Während unten der Baron gezwungenermaßen beichtete, wurden auch oben Bekenntnisse abgelegt.

Als Adelheid und Duding auf ihre Zimmer gegangen waren, trat letztere nach ihrer Gewohnheit ein wenig zu Adelheid ein, um noch ein Plauderstündchen abzuhalten. Die Beiden setzten sich an's Fenster und schauten hinaus auf die Baumwipfel im Garten, auf die der Vollmond sein mildes Licht warf.

„Adelheid," sagte Duding plötzlich und legte ihre Hand auf das Knie der Gefährtin, „lieben sie Ihren Vetter?"

Adelheid lachte laut auf. Sie lachte bei jeder Gelegenheit, aber ihr Lachen klang nur sehr selten wirklich fröhlich, gewöhnlich glich es mehr einem Geschrei, als einem Gelächter.

„Du liebe Seele," rief sie, „wie kommen Sie auf diesen Einfall?"

„Sie errötheten heute, als erzählt wurde, daß Ihr Vetter zurückgekehrt sei."

„Wirklich? War es sehr bemerklich?"

„Aufrichtig gesagt, Adelheid, ich habe es nicht selbst gesehen, aber Mama sagte es mir."

Adelheid lehnte den Ellenbogen auf das Fensterbrett, stützte den Kopf in die flache Hand und sagte dann:

„Warum soll ich es Ihnen übrigens nicht sagen, Duding. Ja, ich liebe meinen Vetter, und was noch mehr werth ist, er liebt mich auch."

„Und deshalb wurden Sie bei uns Gouvernante?"

Adelheid nickte. „Ja, er sollte mich hier finden, wenn er zurückkehrte."

Duding schwieg eine Weile und sah nachdenklich vor sich hin. Dann fragte sie:

„Sind Sie verlobt, Adelheid?"

„Ja und nein," erwiderte diese. „Da ich grade in der Stimmung bin, will ich Ihnen den Hergang erzählen."

„Ich wurde, wie Sie wissen, seinerzeit zu Verwandten hierher in's Land geschickt, um meine Schulbildung zu vollenden. Damals lernte ich meinen Vetter kennen, der in der Stadt das Gymnasium besuchte. Wir zogen uns gegenseitig an, wie der Magnet das Eisen, denn wir sind wie für einander geschaffen, und wir gewannen uns binnen Kurzem so lieb, wie nur immer zwei leidenschaftliche und groß angelegte Naturen sich lieb haben können. Wir waren bald unzertrennliche Kameraden, die im Winter zusammen Schlittschuh liefen, im Sommer zusammen zu Boot fuhren und die so wenig ohne einander sein konnten, wie ein Paar Inséparables. Nun war ich damals im Hause meines Onkels, des Oberlehrers Eichenstamm, und meine Tante war und ist eine unerträglich pedantische, prüde Person. Diese entdeckte durch einen Zufall unser Verhältniß und hielt es für angemessen, darüber Allarm zu schlagen, ja, sie ging so weit, mich ohne Weiteres einzupacken und einfach meinen Eltern wieder zuzuschicken, ohne daß ich auch nur Zeit gehabt hätte, meinen Vetter noch einmal zu sehen. Zu Hause, wo sie Heinz nicht kannten, war man Anfangs natürlich Feuer und Flammen und bewachte mich mit Argusaugen. Ich hatte aber das schon vorhergesehen und meinem Vetter geschrieben, daß wir keine Briefe miteinander wechseln, uns aber jedenfalls treu bleiben wollten bis in den Tod. Da wir uns gegenseitig verstehen, so ist er denn auch auf meinen Wunsch eingegangen, und ich habe, seit wir damals so plötzlich getrennt wurden, kein Sterbenswörtchen direct von ihm gehört.

Später, als ich nun ganz erwachsen war und mir bei den Eltern die Freiheit durchgesetzt hatte, zu thun und zu lassen, was ich wollte, habe ich wohl mitunter daran gedacht, an ihn zu schreiben und überhaupt mit ihm in Correspondenz zu treten, aber jetzt freut es mich doch, daß es nicht geschehen ist. Es hätte wie Mißtrauen in die Kraft und Dauer seiner Gefühle ausgesehen, und hätte ihn, der ungemein stolz und reizbar ist, vielleicht verletzt. Wenn Menschen unseres Schlages sich lieben, so bedarf es keiner Correspondenz, jeder Herzschlag des Einen gehört ohnehin dem Andern. Ich bin hübsch und meine Eltern sind angesehene und wohlhabende Leute, da hat es mir nicht an Bewerbern gefehlt, aber sobald ich ihre Absicht bemerkte, habe ich ihnen immer offen den Widerwillen gezeigt, den sie mir von Stund an einflößten."

„Aber warum verließen Sie Ihr Elternhaus?" fragte Duding. „Ihr Vetter konnte sie doch auch dort aufsuchen."

„Ja wohl, aber einmal trieb es mich, ihn da wiederzufinden, wo ich ihn verlassen hatte, dann hoffte ich auch, hier mehr von ihm zu hören, als zu Hause. Es kamen auch noch andere Umstände hinzu. Durch die paar Jahre, die ich hier verlebt hatte, war ich für die Heimath verdorben, denn ich hatte andere Menschen kennen gelernt, als die ich dort fand, und ich konnte mich in das fade Treiben der halbpolnischen Gesellschaft nicht mehr finden. Ein Mädchen, das meinen Vetter liebte, konnte keine Freude daran haben, mit Polinnen zu plaudern oder sich von jungen Offizieren den Hof machen zu lassen. Ich kann nicht unthätig sein, Duding. Ich hatte hier arbeiten gelernt und konnte mich an den geschäftigen Müssiggang daheim nicht gewöhnen. Meine Mutter ist eine überaus thätige, energische Frau, die Alles thut, was in der Wirthschaft irgend zu thun ist, das ganze Haus ist so voll von Dienstboten, daß der Eine über den Andern stolpert, für mich blieb auch nicht die geringste Beschäftigung übrig. Ich wollte Stunden geben, aber mein Vater meinte, daß es sich für das einzige Kind eines Gymnasialdirectors nicht schicke, für Geld Unterricht zu ertheilen und verbot es mir. Nun versuchte ich es mit einer wohlthätigen Anstalt, aber ich sah bald ein, daß es da doch nur auf eine Spielerei hinauslief, und daß eine solche Thätigkeit mir keine Befriedigung gewähren konnte. Dazu bin ich, wie Ihnen wohl bekannt ist,

ein überaus unliebenswürdiger Charakter und vertrug mich daher nicht mit den Meinigen. So faßte ich denn den Entschluß, den Knoten, den ich nicht lösen konnte, zu zerhauen und führte ihn auch trotz alles Zetergeschreis der lieben Meinigen aus."

„Sie Glückliche," sagte Duding und seufzte.

„Ja, Duding, ich bin wohl sehr glücklich. Sie kennen Heinz nicht, er ist ein herrlicher Mensch, ein Mensch, wie von Stahl. Was der einmal beschlossen hat, das führt er auch, es möge sich ihm in den Weg stellen, was da wolle, aus. Nun, Sie werden ihn kennen lernen. Er ist eben so schön von Antlitz und Gestalt, wie voll Geist und Willenskraft. Ihr Vetter Otto erinnert mich vielfach an ihn, und darum bin ich mit ihm so gern zusammen. So wäre Heinz vermuthlich, wenn er roh und ungebildet wäre. Aber Pardon," unterbrach sich Adelheid plötzlich und lachte hell auf, „das hätte ich eigentlich nicht sagen dürfen."

„Warum nicht?"

„Nun, Duding, mir machen Sie nichts vor. Ich spreche mit der künftigen Frau von Schweinsberg."

„Nein Adelheid," sagte Duding, indem sie aufstand und sich abwandte, sehr ernst, „nein Adelheid, Sie haben recht, er ist roh und ungebildet, Sie hätten auch noch hinzufügen können: Er ist frech und unverschämt und eben darum wird man mich nie so nennen. Nie, Adelheid, nie!"

Mit diesen Worten ergriff Duding ein Licht und ging, ohne sich nach Adelheid umzuwenden, in ihr Zimmer. Adelheid folgte ihr nicht. So selbstsüchtig und rücksichtslos sie auch war, so fühlte sie doch, wie aus Dudings Worten ein so tiefer Schmerz sprach, daß sie ihre unvorsichtigen Worte aufrichtig bereute und Duding in die Einsamkeit gehen ließ, in der allein solche Wunden heilen.

Eine Spinne und ihr Opfer.

„Lebrecht, mein Sohn," begann Lehmhof, als sie eine Strecke weit gefahren waren, das Gespräch, „wir wurden heute gemopst."

„Jawohl, Papa."

„Du mußt Dir das nicht allzusehr zu Herzen nehmen, Lebrecht. Du mußt Dich darüber nicht grämen, Lebrecht."

„Ich gräme mich auch nicht, Papa."

„Das ist gut, Lebrecht, daß Du Dich nicht grämst. Wer sich grämt, der hat schlechten Appetit und wer schlechten Appetit hat, der wird mager."

„Hat Schweinsberg wieder Geld von Dir geliehen, Papa?"

Der Baron nickte mit dem Kopfe. „Jawohl," sagte er und schmatzte.

„Wieviel?"

„Er will 500 Rubel haben, ich habe ihm aber gesagt, daß ich sie ihm nur dann geben werde, wenn er mir über das Ganze eine Hypothek ausstellt."

„Das wird Frau v. Schweinsberg nicht thun."

„Nein, mein Sohn, das wird sie nicht thun. Das schadet auch nichts, mein Sohn. Ich werde ihm das Geld trotzdem geben. Er ist mir sicher."

Beide schwiegen eine Weile, dann begann der Vater:

„Das Geld liegt auf der Straße; mein Sohn, das Geld liegt auf der Straße. Man muß es nur aufzuheben wissen. Sieh' Dich um, Lebrecht, sieh auf die Straße."

Lebrecht streckte wirklich den langen Hals vor und sah so aufmerksam auf die im hellen Mondenschein erglänzende Landstraße, als wäre sie eine Silberbahn.

„Siehst Du da Geld? Nein, Du siehst nichts und doch liegt Geld auf dieser Straße und auf allen Straßen, auf denen Menschen

hin und her gehen. Diese Menschen sind Narren. Sieh Dir diesen Otto an, Lebrecht, sieh ihn Dir an. Wirft er nicht das Geld geradezu handvollweise zum Fenster hinaus? Dieser Mensch war reich, so reich, daß er unternehmen konnte, was er wollte. Wenn er gewollt hätte, hätte er eine Eisenbahn bauen und Millionär werden können. Hätte ich von Hause aus auch nur ein Fünftel von dem gehabt, was er hatte — ich wäre jetzt doppelter Millionär. Ich habe aber von Anfang an nichts gehabt, Lebrecht, gar nichts. Als ich von der Universität zurückkam und eine Stelle in der Regierung erhielt mit 300 Rubel Gehalt, da konnte ich mir nicht einmal ein Paar Stühle kaufen und einen Tisch. Ich habe das Brod der Armuth gegessen, und es schmeckt bitter, sag' ich. Sie sagen: arm oder reich ist gleich, man schätzt den Mann nach seinen Thaten. Das ist Schwindel, sag' ich. Der Arme wird überall hintangesetzt und verhöhnt, und das ist nationalökonomisch auch ganz richtig, sag' ich, denn die Welt ruht auf zwei Beinen. Das eine Bein ist die gute Geburt, aber das andere Bein, das ist das Geld und wer nur auf einem Beine steht, ist ein Krüppel sag' ich.

„Ich war damals auf beiden Beinen nicht fest. Das eine Bein war taub und das andere war lahm. Wir sind von Adel, Lebrecht, von altem österreichischen Adel, aber wir gehören noch nicht zum hiesigen und das ist schlimm. Aber wir werden hineinkommen, Lebrecht, wir werden hineinkommen. Du wirst einmal Landesbevollmächtigter werden, Lebrecht! Deine Mutter und Deine Großmutter gehörten dem hiesigen Adel an, Lebrecht. Du wirst einmal Landesbevollmächtigter werden!

Damals habe ich mir vorgenommen, einmal ein reicher Mann zu werden und wenn ich das auch noch nicht bin, Lebrecht, so bin ich doch immerhin ein wohlhabender Mann. Ich habe damals klein angefangen; ganz klein. Ich habe angefangen wie ein Buschwächter, Lebrecht, ich habe Hunde dressirt für die reichen Barone. Ich entsinne mich noch des ersten Hundes. Er war von kurischer Race, gelb und weiß, eigentlich zu hell. War er in der Gerste, so sahst Du ihn keine 10 Schritt weit. Es war eine Hündin, hieß Diana. Sie hatte eine Doppelnase und war so ungelehrig, daß es ein halbes Jahr dauerte, bis ich ihr das Apportiren beibrachte. Nachher verkaufte ich sie an Otto's Vater. Sie fiel einmal ein und da schoß er

sie auf der Stelle nieder. Nachher hörte ich, daß der M.... sche Kalk zur Stadt liefern mußte, übernahm den Transport und machte dabei auch ein kleines Geschäft. Mit dem Bischen, was ich damals gewann und dem Bischen Mehr, das ich dem Aarburgschen im Spiel abnahm, fing ich denn an. Als der Aarburgsche sich endlich den Hals brach, — er war ein eben so toller Mensch, wie der Sohn — pachtete ich das Gut und von da an ging es vorwärts. Aber wo wäre ich jetzt, wenn ich von vornherein so viel gehabt hätte, wie der Otto! Noch ist übrigens nicht aller Tage Abend, sag' ich. Ich werde es noch erleben, daß er kopfüber geht und dann nehme ich das Gut wieder in Pacht, und zwar noch billiger als damals, sag' ich. Du wirst noch einmal ein großer Grundherr sein, Lebrecht, Dir werden alle Güter ringsumher gehören, Lebrecht. Ich bedaure, daß Aarburg ein Majorat ist, sonst würde es Dir auch einmal gehören, Lebrecht. Aber wir werden es in Pacht nehmen, in ganz billige Pacht. Ich habe das Aarburg in meiner Hand, Lebrecht, ich habe es für jeden Fall an den Löffeln. Es kann sich nicht losreißen, es mag sich sperkeln wie es will. Bleibt der Otto am Leben, so kann ich ihm die Kehle zuschnüren, sobald ich will, denn ich brauche blos meinen Schreibtisch aufzumachen, so ist er caput, wird er aber todtgeschossen oder kommt er sonst um, was doch früher oder später geschehen muß, so beerbt ihn der Onkel und den hab' ich erst recht im Schreibtische."

„Warum greifst Du nicht schon jetzt zu, Papa?"

„Weil ich kein Narr bin, Lebrecht. Otto ist ein gewaltthätiger, toller Mensch, Lebrecht, und einmal muß er doch umkommen. Wir sind Edelleute, sag' ich, Lebrecht und da sind wir in Jedermanns Hand, sag' ich. Er ist ein gewaltthätiger Mensch und er braucht mich nur in's Gesicht zu schlagen, so kann er mich todtschießen, sag' ich. Der Bachhöffsche ist ein ganz anderer Mann. Mit dem kann man verständig verhandeln, aber Otto Schweinsberg — daß Gott erbarm', das ist ein Wahnsinniger!"

Die Landstraße führte immer in einiger Entfernung vom Flusse hin, bis in die Nähe von Parkhof. Hier bog der Weg nach Behrslappen ab und lief zwischen dem Gut und dem Pastorate hin. Im

Herrenhause waren alle Zimmer hell; man sah, daß das Haus wieder bewohnt war.

„Wir müssen morgen am Tage in Parkhof Visite machen, Lebrecht," sagte Lehmhof. „Der junge Valteville wird selbst wirthschaften, — nun, das wird gut werden!"

„Und Markhausen?"

„Nun, Markhausen bleibt vorläufig noch in Aarburg. Markhausen ist aber gefährlich, darum muß er noch hinaus. Markhausen ist ein Mann, der sich bückt, um ein Hufeisen aufzunehmen, das auf der Straße liegt, darum muß Markhausen hinaus. Die Andern habe ich im Schreibtische. Den Bachhöffchen habe ich im Schreibtische, Otto habe ich im Schreibtische, den jungen Valteville werde ich im Schreibtische haben — aber den Markhausen bekomme ich nicht herein und darum muß er hinaus."

Während Lehmhof und sein Sohn Behrslappen zuraffelten, ritten auch der Aarburgsche und der Doctor langsam nach Hause. Der Aarburgsche hatte bald sein Roß gezügelt und sich vom Doctor einholen lassen, und so setzten sie gemeinsam den Ritt fort. Der Mond schien hell und sein Licht erglänzte dort, wo der Fluß hin und wieder sichtbar wurde, wie Silber.

„Ein merkwürdiger Mensch, der Herr von Lehmhof," begann der Doctor. „Ein höchst merkwürdiger Mensch."

„Ein höchst merkwürdiger Schuft," bemerkte der Baron.

„Wie? Was? Was sagten Sie?"

„Ich sagte, daß Lehmhof ein höchst merkwürdiger Schuft sei."

„Was? Herr von Lehmhof ein Schuft? O, Sie scherzen."

„Ich scherze gar nicht. Lehmhof ist ein Schuft, eine Bestie."

„Wie? O nein, Sie urtheilen zu hart, Herr v. Schweinsberg. O, nicht doch! Er ist ein Sonderling. Das ist wahr, natürlich. Er ist ein Bischen komisch, ja, ein Bischen sonderbar, aber ein Schuft. O, nein, nein! Natürlich."

„Hören Sie Doctorchen," sagte Otto gutmüthig, „Sie sind wirklich ein impertinent guter Mensch."

„Ich, wie so? Nein, gar nicht. Aber ich bitte Sie, — Sie verkehren mit ihm."

„Haben Sie mich wirklich je in Verdacht gehabt, eine Vorliebe für den Verkehr mit anständigen Menschen zu haben, Doctor? Einen so groben Irrthum möchte ich Ihnen nicht zutrauen. Bei Gott nicht."

Der Doctor lachte herzlich. „O, sehr gut!" rief er, „das ist sehr gut. Bravo! O, das ist famos. Keine Vorliebe für den Verkehr mit anständigen Menschen gehabt! O, sehr gut! Natürlich."

Des Doctors Lachen steckte auch den Baron an.

„Nein, im Ernste," sagte er dann, „ich habe von Jugend auf eine Abneigung gegen den Verkehr mit anständigen Leuten gehabt. Ich habe immer gefunden, daß die anständigen Leute höllisch langweilig sind. Ich hatte es schon als Knabe heraus, daß meines Onkels Stallknechte und meiner Tante Jungfern viel amüsanter waren, als mein Onkel und meine Tante selbst."

„O, nicht doch! Natürlich."

„Nun, gewiß. Sie, z. B. sind doch gewiß ein anständiger Mensch und dabei natürlich auch unerträglich langweilig."

Der Doctor wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Ich habe," fuhr der Baron fort, „mein Lebtag immer eine ausgesprochene Vorliebe für Juden, Zigeuner, Dirnen und anderes loses Volk gehabt. Von der seßhaften Bevölkerung sind mir solche Kerle wie der Lehmhof immer noch die liebsten gewesen. Es ist die reine, unverfälschte Bestie und hat als solche einen entschiedenen Vorzug vor der gebändigten. Man kann an dem Subjecte die Schlechtigkeit als solche studiren."

„O, nicht doch, so ist Herr von Lehmhof gar nicht. O, nicht doch!"

„Lassen Sie sich begraben, Doctor. Im Ernst. Sie sind zu Schade für diese Welt."

„Der Doctor krümmte sich wieder vor Lachen. Man konnte sich keinen dankbareren Zuhörer denken, als ihn.

„Nein wirklich', Sie sind zu Schade für diese schlechte Welt. Sehen Sie, Doctor, dieser Lehmhof ist die Spinne, und mein Onkel und ich sind die Fliegen. Er leiht uns zunächst Geld und nimmt es uns dann im Spiele wieder ab. Er ist mit dem Leihen außerordentlich rasch bei der Hand, genau so rasch wie wir mit dem Spielen.

Weiß er doch, daß jeder neue Wechsel, den wir ihm ausstellen, ein neuer Faden in seinem Netz ist. Sind wir erst ganz umsponnen, so saugt er uns eines Tages das Blut aus — und hat was er will."

Der Doctor sah verwundert zum Baron hinüber. War das nun wieder Scherz oder Ernst?

„Ich bin eigentlich schon gefangen," fuhr der Baron ganz ruhig fort, „und er würde sich schon längst herangewagt haben, wenn er sich nicht vor meiner Reitgerte fürchtete."

„Sprechen Sie im Ernste, Herr v. Schweinsberg?"

„Jawohl."

„Und warum gehen Sie denn in's Netz?"

„Warum? Nun, wäre er es nicht, so wär' es ein Anderer und er ist wirklich die Schlechtigkeit in Person. Es giebt nichts Amüsanteres, als so einen recht schlechten Kerl zu durchschauen, ganz zu durchschauen und ihn dann doch gewähren zu lassen. Ich sagte Ihnen schon, daß das Gemeine für mich immer eine besondere Anziehungskraft gehabt hat. Haben Sie einmal irgend eine Darstellung des jüngsten Gerichts gesehen, Doctor? Nicht? Nun, wenn Sie einmal ein solches Bild gesehen hätten, so würden Sie bemerkt haben, daß die Teufelseite immer viel interessanter ist, als die Engelseite."

„Aber lieber Herr v. Schweinsberg," rief der Doctor ernsthaft erschreckt, „Sie sprechen von einer Möglichkeit, die, wenn sie sich bewahrheiten sollte, sicherer Untergang wäre und Sie reden davon in einem Tone, als ob es sich um die gleichgültigste Sache handelte."

Der Baron, der auf der rechten, der Schattenseite ritt, schaute spöttisch zum Doctor hinüber.

„Doctorchen," sagte er, „Sie ereifern sich wirklich ganz unnützerweise. Ich wiederhole Ihnen, wäre es nicht Lehmhof, so wäre es ein Anderer und dieser Andere wäre schwerlich so amüsant wie der Behrslappensche und sein Sohn Lebrecht."

Der Doctor drang nun mit großem Eifer in den Baron, entweder seine Meinung über Lehmhof zu berichtigen, oder aber sich von ihm loszumachen und wurde dabei ganz warm.

Als er endlich schwieg, sagte der Baron in einem Tone, als ob er das Gespräch fortsetze:

„Ihren Braunen müssen Sie aber trotzdem verkaufen. Sie, der Sie bei jedem Weg und Wetter hinaus müssen, können sich sonst noch einmal Hals und Bein brechen."

Der Doctor schwieg einen Augenblick verwirrt, blieb aber dann doch bei dem bisherigen Thema. Der Baron ritt schweigend neben ihm her, aber als der Doctor geendet, sagte er:

„Markhausen schickt Dienstag nach Lithauen, da sollten Sie den Braunen mitgeben. Wenn Sie noch 50 Rubel zuzahlen, können Sie dafür einen guten Gaul haben."

Der Doctor ging nun, obgleich ihm der Sinn ganz verwirrt war, auf den Vorschlag ein und der Baron gab einige interessante Notizen über den Hahnentritt zum Besten.

So erreichten sie den Kreuzweg. Der Baron schüttelte dem Doctor, der hier rechts abbog, die Hand, bat ihn sich die Sache mit dem Braunen noch einmal zu überlegen und ritt dann, wie bisher, im Schritte davon. Er war bald so tief in Gedanken versunken, daß ihn sein vor einem über den Weg huschenden Wiesel scheuendes Pferd fast abgeworfen hätte. „Spaßhaft wäre es," murmelte er, während er das Thier wieder zur Ruhe brachte, „spaßhaft wäre es!"

Der Weg lief am linken Flußufer hin und wenn der Baron nach Hause wollte, so mußte er jetzt rechts abbiegen und das steile Ufer hinab zur Fähre reiten, er setzte aber statt dessen sein Roß in Trab und eilte im raschen Tempo die Straße hinab, bis er Parkhof erreicht hatte, das ein Paar Werst weit unter Aarburg gelegen war.

Der Baron ritt mitten auf den grünen Rasenplatz vor dem Hause, hielt dort und schaute aufmerksam zu den erleuchteten Fenstern hinauf, während ein Paar große Wolfshunde (Frau Amanda hatte eine ausgesprochene Passion für diese Race) ihn wie toll anbellten. Ihr Lärmen rief nach einiger Zeit den Wächter herbei, der, als er den Reiter erblickte, ihm, indem er eilig auf ihn zuhumpelte, schon von Weitem zurief, er möge augenblicklich aus den Blumenbeeten herausreiten. Erst als er ganz nahe heran war, erkannte er den Baron und wurde nun die Höflichkeit selbst, indem er zunächst die Hunde beruhigte.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr," sagte er dann, indem er die

Mütze abnahm und den Baron auf das Bein küßte, „ich erkannte Sie nicht."

„Wann sind die Herrschaften angekommen?"

„Heute Mittag, Herr Baron."

„Wer?"

„Die gnädige Frau, das gnädige Fräulein, der junge Herr und des Pastors Brudersohn."

„Gut, Du kannst gehen."

Der Alte lockte die Hunde an sich und humpelte wieder in den Schatten, froh so leichten Kaufes davon gekommen zu sein.

Der Baron hielt noch eine Weile still, dann wandte er sein Thier, ritt denselben Weg wieder zurück, den er gekommen war und bog dann zur Fähre ab, wo der Fährmann ihn erwartete. Auf derselben stieg er ab, ließ den Fährmann das Pferd halten und zog selbst die Fähre hinüber. Während er so mit weit ausgebreiteten Armen das Tau umfaßt hielt, indessen er mit den Füßen die Fähre unter sich fortbewegte, fiel sein Blick auf sein Spiegelbild in dem vom Monde beleuchteten Wasser. Er war doch eine sehr stattliche Erscheinung.

„Spaßhaft wäre es!" murmelte er wieder, „außerordentlich spaßhaft!"

„Herr," sagte der greise Fährmann plötzlich, „Herr, wer hat Euer armes Pferd so schändlich zugerichtet?"

„Ich selbst," war die trockene Antwort.

„Daß Gott bewahre, Herr!"

Der Baron, der gerade eine besonders starke Bewegung machte, blickte auf sein Spiegelbild und sagte behaglich:

„Ja, wo ich hinschlage, da wächst kein Gras."

„Ganz wie der Vater, ganz wie der Vater!"

„Findest Du, Alter?"

„Der selige Herr Baron hatte auch den Teufel im Leibe," fuhr der Alte fort. „Er war der einzige Mensch, von dem sich Schweinsberg solche Dinge sagen ließ und er machte davon einen keineswegs spärlichen Gebrauch."

„Wie Sie das arme Thier zugerichtet haben," sagte er kopfschüttelnd und betrachtete den Kopf des Pferdes von allen Seiten.

„Warum gehorcht das Vieh nicht, Alter! Wer mir nicht gehorcht, macht schlechte Geschäfte. Was?"

„Ja, ja, so seid Ihr," war die Antwort, „Mensch oder Thier oder ein Stück Holz. Das ist Euch alles einerlei."

„Jawohl, Alter, ganz einerlei."

Der Baron stemmte den Fuß gegen den Balken, durch dessen Spalte das Tau lief, zog mächtig an und schaute wieder zu seinem Spiegelbilde hinab. Die Fähre glitt schnell dem andern Ufer zu.

„Alter!"

„Ja, Herr."

„Was meinst Du? Wenn Du hier eines Tages meine Leiche aus dem Wasser zögest? Was?"

„Das wäre nichts Wunderbares, Herr."

„Oder wenn Du mich eines Tages hier übersetzen würdest, zugleich mit meiner jungen, mir eben angetrauten Frau? Was?"

„Das wäre auch nichts Wunderbares."

„Oder wenn ich eines schönen Abends verrückt würde und Dich vom Flosse in den Strom stürzte? Was?"

„Das wäre erst recht nichts Wunderbares."

Der Baron lachte. „Du bist ein Philosoph," sagte er, „ein Weiser, der die Dinge nimmt, wie sie eben sind."

Die Fähre stieß an's Ufer, der Alte öffnete den Hebebaum und der Baron schwang sich auf's Pferd. Indem er das Ufer hinanritt, drückte er dem Alten eine Banknote in die Hand, die er auf gut Glück aus seiner Tasche genommen hatte. Es konnte ein Rubel sein, es konnten deren aber auch fünf oder zehn oder fünfundzwanzig sein, denn der Baron hielt sein Geld, ohne es irgend zu sondern, einfach in der Tasche. Ein Einrubelschein war es jedenfalls nicht, sonst hätte der Alte nicht so behaglich geschmunzelt, als er das Papier einsteckte.

„Es kann Alles so kommen, wie Du sagst," murmelte der Alte, während er das Tau befestigte, „es kann Alles so kommen. Du kannst eines Tages verrückt werden und mich in's Wasser werfen, oder Du kannst eines Tages Dich hier von mir übersetzen lassen, zugleich mit Deiner jungen, Dir eben angetrauten Frau; oder Du kannst Dich eines Tages hier von mir aus dem Wasser ziehen lassen, mit einem Bootshaken. Es kann alles so kommen, dabei wäre nichts Wunderbares."

Der Alte schneuzte sich, fuhr sich dann mit dem Aermel seines Rockes über's Gesicht und ging in seine Hütte.

Unterdessen ritt der Baron im Galopp das steile Ufer hinan, sprengte zwischen den Teichen hin und hielt vor dem Schlosse. Hier empfing ihn ein halbes Dutzend Hunde mit Freudengebell, während zwei Stallknechte herbei eilten und ihm das Pferd abnahmen.

Der Baron schaute zu den Fenstern des Nebengebäudes hinauf, in welchem sein Verwalter, der Baron Markhausen, wohnte. Im Arbeitszimmer Markhausens war trotz der späten Stunde noch Licht.

„Gotthard," sagte Schweinsberg zu dem Diener, der ihm die Hausthür öffnete, „gehe hinüber zum Baron und frage, ob ich ihn noch sprechen kann."

Der Diener eilte davon und kam dann mit der Botschaft zurück, daß Markhausen den Baron erwarte.

„Guten Abend," sagte Schweinsberg beim Eintreten, „Sie sind der fleißigste Mensch, der mir je vorgekommen ist. Wieder gelesen?"

Markhausen nickte bejahend.

„Sie sind ein wahres Ungeheuer an Fleiß, Markhausen," rief der Baron wieder, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, „ein wahres Ungeheuer an Gelehrsamkeit. Es ist mir unbegreiflich, wie man am Lesen Freude finden kann. Ich versichere Sie, daß ich auch nicht das kleinste Buch zu Ende bringen kann. Es ist mir ganz unmöglich. Wenn ich zehn Seiten gelesen habe, sieht es in meinem Kopfe, wie Kraut und Rüben aus."

„Nun, das ist Geschmackssache."

„Natürlich. Ich beneide Sie um ihre Fertigkeit. Man muß damit doch manche langweilige Stunde auf eine angenehme Weise todtschlagen können. Sagen Sie — die Valtevilles sind ja angekommen!"

„Ja, sie trafen heute Mittag ein."

„Nun, und wie sieht das Fräulein aus?"

„Fräulein Valteville? O, das ist ein sehr hübsches Mädchen."

„Hübsches Mädchen! Sie Schäker! Was hilft mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? Was? Was helfen mir die Kirschen, wenn sie nicht in meinem Garten stehen?"

„Was meinen Sie, Schweinsberg?"

„Nun, ich meine, daß sich der Fuchs schon gefunden hat, der dieses Goldhähnchen in seine Höhle schleppen wird."

„Geht das auf den jungen Eichenstamm?"

Schweinsberg brach in ein lautes Gelächter aus.

„Geht das auf den jungen Eichenstamm?" wiederholte er spottend. „Sie sind ja heute wieder einmal ganz Unschuld vom Lande. Sie, Schlauberger, Sie!"

Markhausen, der an Otto's ungenirte Sprache gewohnt war, legte sich in seinen Stuhl zurück und sah schweigend den Rauchwolken seiner Cigarre nach, wie sie um die Lichter wogten.

„Sagen Sie doch, Markhausen," fuhr Schweinsberg fort, „war davon schon die Rede, was der Eichenstamm eigentlich will?"

„Er wird Landwirth werden."

„Landwirth? Oho, da haben wir es. Nun, und wer behält Parkhof, er oder der Schwager?"

„Ich glaube nicht, daß er mit Fräulein Balteville verlobt ist."

„Wirklich nicht? Nun, das kann man ja auch nicht sogleich gewahr werden. Wie würde er sonst Landwirth werden; kann er doch schwerlich Roggen von Waizen unterscheiden."

Markhausen zuckte die Achseln. „Die alte Geschichte," sagte er, „wem es sonst nirgend gelingt, der wird Landwirth."

„Ich muß morgen am Tage hinüber," sagte Schweinsberg, mehr zu sich selbst, als zu Markhausen. „Sie meinen also wirklich, daß die Beiden noch nicht verlobt sind?" fügte er hinzu.

„Verlassen Sie sich darauf."

Schweinsberg sprang auf und ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und nieder.

„Reiten Sie morgen mit?" fragte er dann. „Mein Onkel, der Behrslappensche, der Waldhöffsche und noch ein paar Andere jagen bei Purrith. Da müssen jetzt Füchse ohne Zahl sein."

„Nein, ich danke Ihnen. Ich werde in den nächsten Wochen so beschäftigt sein, daß ich mich auf keinen Augenblick werde freimachen können. Ich muß der Parkhöffschen Frau die Jahresabschlüsse vorlegen und den Sohn in die Wirthschaft einführen. Von Georgi ab soll er selbstständig wirthschaften."

„Und Sie werden einfach entlassen?"

„Wahrscheinlich nicht ganz. Der junge Balteville soll zunächst nur den großen Hof erhalten; ich werde, wie es scheint, die eigentliche Verwaltung vorläufig noch behalten."

„Wie präsentirt sich denn der Junge?"

„Es scheint ein bescheidener, liebenswürdiger junger Mann zu sein."

„Und Eichenstamm?"

„Ihr Kamerad macht auf den Fremden keinen angenehmen Eindruck. Er hat etwas ungemein Hochmüthiges und Kaltes in seinem Wesen."

„Wirklich? Was Sie sagen! Hochmüthig, ja, das schien er zu sein, aber nach Kälte sah er, als ich ihn kannte, nicht aus. Sie könnten mir übrigens einen Gefallen thun, Markhausen. Sehen Sie morgen etwas nach meinem Blondel; ich habe das arme Vieh gräulich zugerichtet."

„Warum das?"

„Einmal, weil er sich wieder nicht führen ließ und dann weil meine Tante gerade zum Fenster hinaussah. Wenn meine Tante dabei ist, bin ich gern noch roher als gewöhnlich."

Markhausen lächelte. „Und warum?" fragte er.

„Sehen Sie, Markhausen, meine Tante ist so fürchterlich gebildet und fein, da reizt es mich immer, nach der andern Seite hin auszuschlagen. Wenn eine Pharisäerin zusieht, ist ein Zöllner immer noch mehr Sünder als gewöhnlich."

„Sie wissen, daß ich für Ihre Tante eine Schwärmerei habe."

„Jawohl, das Gefallen ist gegenseitig. Sie haben auch viel Verwandtes in ihrem Wesen, warum sollten Sie sich nicht gefallen. Wissen Sie schon, daß in Waldhof die Riege abgebrannt ist?"

Markhausen wußte es nicht.

Schweinsberg sprach nun ungefähr noch über zwanzig Themata, die mit einander so viel Gemeinsames hatten, wie seiner Tante Charakter mit dem Riegenbrand in Waldhof und ging erst davon, als er sah, daß Markhausen so müde und schläfrig war, daß er kaum noch die Augen offen halten konnte.

Auf dem Lande.

Der folgende Tag, einer der letzten des Monats, war ein so schöner Septembertag, wie sie bei uns nicht eben häufig sind. Es war schon recht kalt, aber die Luft doch angenehm und prächtig frisch, und Heinz, der neben Madeleine und ihrem Bruder durch den weitläufigen Park ging, sog mit jedem Athemzuge jenes kräftige Behagen ein, mit dem ein solches Wetter uns erfüllt. Es waren schon ein paar tüchtige Nachtfröste vorgekommen, so daß das Laub welk an den Aesten hing und der Fuß der Spaziergänger die herabgefallenen Blätter raschelnd niederdrückte, aber der Park machte bei dem hellen Sonnenscheine trotzdem keinen melancholischen Eindruck.

„Nun, Fräulein Madeleine," wandte sich Heinz zu dem jungen Mädchen, „ist es nicht doch ganz erträglich auf dem Lande?"

„Abscheulich finde ich es," war die Antwort, „wahrhaft affreus. Schämen Sie sich, Herr Eichenstamm, meiner in diesem Elende noch zu spotten."

„Du wirst Dich einleben, Madeleine, Du wirst Dich einleben," tröstete der Bruder, aber er goß nur Oel in's Feuer.

„Nie," rief Madeleine, „niemals. Ich bin wohl auf dem Lande, aber nicht für's Land geboren. Du auch nicht, Horace. Du auch nicht. Sie finden so etwas hübsch, Herr Eichenstamm, Sie können sich für diese Wildniß begeistern? Was finden Sie da eigentlich hübsch? Können Sie mir das sagen? Sie werden antworten: „„Nun, die Bäume."" Ich erwidere darauf, daß Sie in jeder Bildergallerie viel hübschere Bäume finden, als diese unschönen hier, und daß Sie dieselben dort betrachten können, so lange Sie wollen, ohne sich einer Erkältung auszusetzen. Ich will Ihnen ganz offenherzig sagen, mein Herr, daß ich an Ihre Naturschwärmerei nicht recht glaube. Es klingt gewiß paradox, aber es ist trotzdem zweifellos richtig, daß es Unnatur

ist, wenn ein Culturmensch des neunzehnten Jahrhunderts für die Natur schwärmt."

„Nun, mein Fräulein, wenn Sie sich für den Baumschlag auf einem Gemälde begeistern können, dann müssen Sie doch auch am Originale Geschmack finden."

„Durchaus nicht. Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein. Nehmen Sie zum Beispiel ein beliebiges Gebäude, etwa das Louvre, und sagen Sie mir, ob es sich in der Wirklichkeit so stattlich repräsentirt wie auf einem Gemälde. Achten Sie einmal darauf, Sie werden sehen, daß ich Recht habe. So ein Baum in der Natur ist einfach ein Ding, welches uns im Sommer Schatten spendet und im Winter Holz für den Kamin, während ein von einem guten Künstler dargestellter Baum ein süperber Anblick ist, sich magnifique präsentirt."

Die Männer widersprachen, aber Madeleine blieb bei ihrer Meinung.

„Es ist hier Alles so überaus ennuyant," sagte sie. „Wenn wir wenigstens noch Berg und Thal hätten, so wäre es allenfalls erträglich, aber wir leben hier wie in der Steppe. Und nun erst die Menschen! Wenn ich an die Nachbarn denke, so bin ich in Verzweiflung."

„Aber, Madeleine," rief der Bruder, „wie kann man so hart und voreilig urtheilen. Du denkst immer noch an die Zeit, da Du noch nicht ganz erwachsen warst und daher natürlich auch noch nicht an der Gesellschaft theilnehmen konntest. Du wirst hier sehr angenehme Bekanntschaften machen und Du wirst Dein Vorurtheil bei Seite legen. Nicht wahr, Heinz, meine Schwester wird ihr Vorurtheil bei Seite legen?"

„Ich hoffe es," erwiderte Heinz und sah vor sich nieder.

„Du bist mir unbegreiflich, Horace," rief Madeleine, indem sie einen schnellen Blick auf Heinz warf, „völlig unbegreiflich. Mit wem spielst Du eigentlich Komödie, mit mir oder mit Deinem Freunde? Du weißt doch sehr wohl, daß ich mich hier ebensowenig einleben werde als Du. Du kennst doch sehr wohl das unsinnige Vorurtheil, das man hier, in Folge einer frechen Verleumdung, gegen unseren alten Adel hat und Du weißt eben so gut, daß unsere theure Mama, bei allen ihren vortrefflichen Eigenschaften, doch nicht gerade dazu geeignet ist, den hiesigen Baronen zu imponiren. Wir werden diesen Menschen

hier nie für voll gelten und, bei Gott, uns irgendwo einzudrängen, dazu sind wir Balteville's nicht die Leute. Mißverstehen Sie mich nicht, Herr Eichenstamm, ich will damit natürlich nicht auf unsere Ahnen hindeuten, ich meine damit nur, daß mein Bruder und ich nicht die Leute dazu sind."

„Warum sagen Sie dann nicht: „„mein Bruder und ich,"" statt zu sagen: „„wir Baltevilles.""

„Wohlan, mein Herr, ich will die Baltevilles ohne Weiteres fallen lassen, ich will annehmen, ich hieße „„Knochenhauer,"" wie unsere theure Mama vor ihrer Verheirathung, und mein Großvater, der ein kleiner Kaufmann war, wäre mein Vater gewesen — trotzdem wären wir Beide, Horace und ich, hier nie im Stande, uns in einer Gesellschaft wohlzufühlen, in welcher man uns nur duldet."

„Aber wer sagt Dir denn," rief Horace, „daß man uns hier nur „„dulden"" wird? Das ist ja eben das Vorurtheil, das wir in Dir bekämpfen. Warte nur einige Tage und Du wirst Dich davon überzeugen, daß kein Mensch ernstlich an das alberne Mährchen von unserer lettischen Herkunft glaubt und daß man uns sehr freundlich empfangen wird. Was unsere gute Mama anbetrifft, so ist man hier viel zu höflich, um ihre kleinen Wunderlichkeiten nicht mit derjenigen Geduld und Nachsicht hinzunehmen, welche sie, um der vielen lobenswerthen Eigenschaften willen, welche mit ihnen gepaart sind, verdient."

Madeleine schüttelte energisch den Kopf.

„Du täuschest Dich selbst, Horace," rief sie, „wenn Du Dir unsere Stellung hier als eine so angenehme denkst. Wir werden hier immer als aufdringliche Abenteurer und Mama als eine aufgeblasene Thörin angesehen werden. Daß man gegen Diejenigen, welche Gleichheit prätendiren, schroffer ist als gegen die ganz Fernstehenden, liegt im Wesen einer jeden Aristokratie, und eben weil ich das einsehe, bin ich in Verzweiflung darüber, daß wir hierher zurückgekehrt sind. Wir lebten in Deutschland, in Paris, in Italien überall unbestritten in der besten Gesellschaft, wir fühlten uns in jeder Beziehung wohl und glücklich, und nun verlangt Mama plötzlich, wir sollen das Alles aufgeben, um in diesem verhaßten Lande zu leben. Das ist entsetzlich, Herr Eichenstamm, geradezu entsetzlich. Wir, die wir an jedem anderen Orte der Welt eine, unserer Herkunft, unseren Geldmitteln und unseren Charakter-

eigenschaften entsprechende geachtete Stellung einnehmen könnten, kommen hierher, wo wir von vornherein lächerlich sind."

„Aber, liebe Madeleine, Du weißt, daß Mama dieses Land liebt und daß wir daher als gute Kinder unsern Willen einfach dem ihrigen unterzuordnen haben."

„O," rief Madeleine mit blitzenden Augen, „so bist Du, Horace, so warst Du immer; Du beugst Dich nicht nur vor jeder Autorität, sondern Du redest Dir auch noch ein, daß sie nur das Vernünftige wolle. Verstehst Du wirklich nicht, wo Mama hinaus will? Warum wir hierher gekommen sind? Nun, ich will es Dir sagen. Unsere theure Mama hat noch von ihrer frühen Jugend her, da sie in Großpapa's Hause in sehr untergeordneten Verhältnissen lebte, einen ganz unglaublichen Respect vor den hiesigen Baronen, die ihr auch noch jetzt als die vornehmsten Menschen auf der Welt gelten, darum ist es ihr Lieblingswunsch, daß ich einmal einen Baron, Du eine Baronesse heirathest."

„Aber, Madeleine," rief Horace unwillig, „was redest Du?"

„Die reine Wahrheit, Horace, die reine, nackte Wahrheit, die Du freilich nie hören willst. Deshalb mußten wir, trotz all' unserer Bitten, hierher, damit ich einmal die Frau irgend eines hochmüthigen Barons werde, der mich heirathet, um seine zerrütteten Geldverhältnisse in Ordnung zu bringen. Wir sollen hier verkauft werden wie Waaren, nur damit Mama das Vergnügen hat, einen hiesigen Baron ihren Schwiegersohn zu nennen."

Das junge Mädchen war ganz außer sich. Ihr Gesicht flammte, die Thränen liefen ihr in Strömen über die Wangen, die kleinen Hände ballten sich krampfhaft.

„Aber, liebste Madeleine," rief Horace erschreckt, „wie kann man sich so gehen lassen? Du siehst Gespenster."

„Nun wohlan," schluchzte Madeleine, indem sie sich mit dem Taschentuche die Thränen von den Augen wischte, „nun wohlan, Herr Eichenstamm ist Dein Freund und ein Mann von Ehre. Als solchen frage ich ihn jetzt gerade heraus: Glauben Sie, daß es unter den Edelleuten der Nachbarschaft einen Menschen giebt, einen einzigen, der uns wirklich für Valteville du Lys hält, für rechte, echte Valtevilles? Antworten Sie mir, Herr Eichenstamm!"

Heinz war in tödtlicher Verlegenheit. Er hatte tiefes Mitleid mit dem schönen, bis in's Innerste aufgeregten und verletzten Mädchen; aber er mochte nicht lügen.

„Nein," antwortete er.

„Da hörst Du es," rief Madeleine leidenschaftlich, „da hörst Du es. Du siehst, es ist wie ich sage; aber, bei der heiligen Jungfrau, Mama hat diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Und wenn der heilige Erzengel Michael selbst sich mir nahete in der Gestalt eines hiesigen Barons, und wenn ich ihn lieben müßte wie Isolde den Tristan, bei allen Heiligen und dem Herzen Jesu schwöre ich — ich will diese Liebe aus meinem Herzen reißen."

Heinz schaute voll Verwunderung auf das junge Mädchen, dem er nie solche Kraft und Leidenschaftlichkeit zugetraut hätte. Sie war ein wenig zurückgetreten, während sie mit zum Himmel erhobenen Augen und mit erhobener Rechten ihren Schwur aussprach, hatte dabei aber nichts Theatralisches. Solch' eine Lebhaftigkeit der Ausdrucksweise gehörte zu ihrem leicht erregbaren Wesen.

Es war, als ob der heftige Ausbruch Madeleine das Herz erleichtert hätte. Sie nahm wieder des Bruders Arm und alle Drei gingen schweigend weiter.

„Sie müssen sich nicht wundern, Herr Eichenstamm," fuhr Madeleine ruhiger fort, indem sie mit dem Taschentuche in ihrer Rechten die letzten Thränen trocknete, „daß ich in Ihrer Gegenwart so offen spreche — ich sehe aber in Ihnen den Freund meines einzigen Bruders, meines einzigen Vertrauten, und als solchen auch den meinigen."

Sie reichte Heinz die Hand, die dieser herzlich drückte.

„Ich danke Ihnen," erwiderte er. „Sie haben Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt. Ich bin fast so selbstsüchtig, zu wünschen, daß Sie einmal eines Helfers bedürften. Sie würden mich an Ihrer Seite finden."

„O, ich zweifle nicht daran, Herr Eichenstamm, ich zweifle nicht daran. Ich zweifle auch nicht daran, daß der Augenblick kommen wird, wo ich Sie um Ihre Hülfe werde angehen müssen."

Sie waren unterdessen bis an das äußerste Ende des Parkes gelangt. Von hier aus lief ein, ein paar Hundert Schritte langer Fußpfad durch die Felder in den Garten des Pastorates.

„Auf Wiedersehen, Horace, auf Wiedersehen, mein Fräulein!“ sagte Heinz, indem er den Geschwistern die Hand reichte.

„Auf Wiedersehen, Heinz,“ erwiderte Horace. „Du bist doch zum Abende jedenfalls zurück?“

„Jedenfalls.“

Heinz ging langsam und zögernd, denn es waren schmerzliche, peinliche Empfindungen, die das Haus da in ihm wachrief. Er sollte jetzt zum ersten Male seit vier Jahren die Verwandten wiedersehen. Wie würden sie ihn empfangen? Anders hatte er sich die Zukunft ausgemalt, damals, als er hinausfuhr in die Fremde. Wie kam er jetzt zurück? Was hatte er aufzuweisen, um den ungeduldigen Fragen der Seinigen gerecht zu werden? Was hatte er erreicht? War er doch eben im Begriffe, wieder ganz von vorn anzufangen. Er kam sich vor wie ein Schiffer, der in gebrechlicher Barkasse heimkehrt in den heimischen Hafen, den er vor Jahren in stattlichem Vollschiffe verlassen.

Als Heinz in das Pastorat trat, fand er den Onkel und die Tante gerade beim Frühstücke.

„Siehe da, Heinz,“ rief die Tante, indem sie aufsprang und Heinz entgegeneilte; „bist Du nun endlich wieder zurück?“

Auch der Onkel erhob sich und begrüßte den Neffen. Der Pastor war nicht gerade kalt, aber auch nicht herzlich.

„Seit wann bist Du zurück?“ fragte er, als Alle Drei Platz genommen hatten.

„Seit gestern.“

„Du bist mit den Baltevilles zurückgekehrt?“

„Ja, mit den Baltevilles.“

„Nun, und was denkst Du jetzt zu unternehmen?“

„Ich beabsichtige Landwirth zu werden.“

„Wie? Willst Du denn Deine Studien unbeendet lassen?“.

„Ja.“

„Lieber Heinz,“ rief die Tante, „das ist ja nicht möglich! Wir hörten hier, Du habest in Fischersbach für eine Arbeit eine Preismedaille bekommen und glaubten daher, Du seiest mit Leib und Seele Historiker. Verhielt sich das nicht so?“

„Allerdings, liebe Tante; aber Verhältnisse, auf die ich nicht näher eingehen will, machen es mir wünschenswerth, daß ich mich der Landwirthschaft widme."

Der Onkel schüttelte bedenklich den Kopf, die Tante nickte lächelnd vor sich hin, als wollte sie sagen: „Dachte ich es mir doch!"

„Bist Du mit Fräulein Balteville verlobt?" fragte sie in ihrer geraden Weise.

Heinz wollte auffahren, beherrschte sich aber und sagte trocken: „Nein."

„Nun," erwiderte die Tante etwas empfindlich, „uns könntest Du es ja immerhin sagen."

„Erlaube, liebe Tante," sagte Heinz gereizt, „daß ich Dich darauf aufmerksam mache, daß ich soeben „„nein,"" nicht „„ja,"" sagte."

Heinzens einsilbige, schneidige Art verletzte den Onkel von vornherein.

„Hast Du im Auslande irgend ein Examen gemacht?" fragte er.

„Nein."

„Nun, Du wirst durch diese Nachricht Niemand überraschen. Ich dachte es mir gleich, daß es mit der Medaille nicht weit her ist."

„Ich denke, Du fragtest, ob ich ein Examen gemacht habe?"

„Nun ja. Erinnere Dich, was wir Alle Dir vorhersagten, als Du nach Deutschland gingst. Man weiß ja, was das heißt, in Deutschland studiren. Das ist weit von der Heimath und kein Mensch weiß, was man da treibt."

Heinz fühlte, wie er vor Zorn erröthete, aber er kämpfte ihn nieder. Er hatte sich fest vorgenommen, mit den Verwandten in Frieden zu leben.

„Man weiß ja," fuhr der Onkel fort, „wie unsere Landsleute da draußen studiren. Mir war die Geschichte mit der Medaille von vornherein unwahrscheinlich."

„Nun, Heinz," sagte die Tante begütigend, „Du kannst ja, wenn Du Dir nur die Lehre zu Herzen nimmst, immer noch ein tüchtiger Mensch werden. Schade ist es freilich um die vier Jahre und das viele Geld, aber wenn Du nur recht in Dich gehst, brauchst Du nicht zu verzweifeln. Man kann ja auch als Landwirth sein Brod in Ehren essen."

Heinz fühlte, daß das Gespräch so nicht fortgehen durfte, wenn es nicht zu einer Scene kommen sollte. Vor Zorn am ganzen Leibe zitternd, behielt er doch seinen Entschluß im Auge und beherrschte sich, obgleich ihm die Aufregung kalten Schweiß auf die Stirn trieb. Er sah in diesem Augenblicke ein Heer von Demüthigungen voraus und diese Aussicht machte ihm das Herz still stehen vor Zorn und Furcht.

„Lieber Onkel," sagte er mühsam, „ich glaube wirklich, daß wir gut thun würden, wenn wir dies unerquickliche Thema verließen. Da Du, Deiner eigenen Aussage nach, von meiner Studienzeit nichts weißt, als daß ich sie in Fischersbach verbrachte, so bist Du doch auch nicht in der Lage, darüber zu urtheilen, ob ich sie gut oder übel angewandt habe."

„Nun," meinte der Onkel einlenkend, denn er sah Heinz an, in welcher Aufregung sich dieser befand, „es giebt doch auch in diesem Falle ein Kennzeichen, aus dem man einen Schluß ziehen kann. Wer die Universität verläßt, ohne ein Examen gemacht zu haben, der hat seine Studien doch jedenfalls nicht absolvirt und mithin sein Ziel nicht erreicht. Entsinne Dich dessen, was wir Dir vorhersagten, Heinz, als Du die Schule verließest, ohne das Maturitätsexamen gemacht zu haben. Jetzt ist es ganz so gekommen, wie wir voraussahen — Du hast eben auch die Universität verlassen, ohne Dein Studium beendet zu haben. Ich glaube Dir vorhersagen zu müssen, daß Du nie ein wichtigeres Lebensziel erreichen wirst. Es wird Dir auch in der Landwirthschaft nicht glücken."

„Das mag wohl sein," sagte Heinz, nun ganz kalt, denn sein allzusehr verletzter Hochmuth bäumte sich entrüstet in ihm auf und half ihm über den Zorn hinweg. „Das mag wohl sein. Wie geht es den Vettern?"

„Du bist, wie ich sehe," sagte der Onkel, „noch immer derselbe eigenwillige Thor, als der Du uns verließest. Du glaubst noch immer, daß man ungestraft durch's Leben geht, wenn man keinen guten Rath annimmt und Du wirst Dir darüber Dein Lebensglück ganz und völlig zerstören."

„Unerbetener Rath schafft keine That, Onkel," erwiderte Heinz. „Wie geht es den Vettern?"

„Nun, so thue was Du willst!“ rief der Onkel erzürnt, sprang auf und verließ das Zimmer. Heinz erhob sich auch und reichte der Tante die Hand hin.

„Lebe wohl,“ sagte er gezwungen lächelnd.

Die Tante war ganz außer sich.

„Du hast uns nicht gerade mit Aufmerksamkeit oder gar Liebe verwöhnt,“ rief sie; „aber daß Du gleich am ersten Tage, da Du wieder hier bist, den Onkel, der Dich zum Theil erzogen hat, den Bruder Deines seligen Vaters, so beleidigen würdest, das hatten wir nicht erwartet. Das ist schlecht gehandelt, Heinz, geradezu schlecht.“

Heinz zuckte die Achseln und zog die dargereichte Hand zurück. Dann wandte er sich um und verließ das Haus.

Sein Zorn war ganz und gar verraucht. „Diese Leute sind kein Verkehr für mich,“ murmelte er hochmüthig; „es ist gut, daß wir gleich im Anfange aneinander und auseinander gekommen sind.“

Er ging nun auf dem Fußpfade, der durch die Felder führte, wieder zurück und betrat den Park von Parkhof.

„Habe ich mir heute irgend etwas zu Schulden kommen lassen?“ fragte er sich. „Kam ich nicht mit dem festen Entschlusse hierher, um jeden Preis mit den Meinigen in Eintracht zu leben und wurde ich nicht so sehr gereizt, daß ich eben einfach weggehen mußte? Nun, wir haben, Gottlob, nichts mit einander zu thun!“

Wiedersehen.

Als Heinz den Park verließ und auf den Rasenplatz vor dem Herrenhause trat, wurde die Glasthür aufgerissen und ein Herr stürzte aus derselben hervor. Er mußte es sehr eilig haben, denn er lief die Stufen, die von der Veranda hinabführten, so schnell hinunter, daß er stolperte und gefallen wäre, wenn er sich nicht mit einem tüchtigen Sprunge geholfen hätte. Unten angelangt, eilte er Heinz mit offenen Armen entgegen.

„O, mein lieber Heinz!" rief er, „Heinz! O mein Heinz!"

Dann lagen sich die Freunde in den Armen. Der Doctor war ganz außer sich vor Freude.

„O, Heinz," rief er, „das ist herrlich! Das ist köstlich. Ich bin entzückt, Heinz, Dich wiederzusehen! Ich bin ganz außer mir! O, mein lieber Heinz! Natürlich!"

Sie gingen nun Beide in das Haus, an dessen Schwelle Horace sie empfing.

„Welch angenehme Ueberraschung, Heinz," rief er, „daß Du schon so früh zurückkehrst. Wir hatten uns darauf gefaßt gemacht, Dich den ganzen Tag entbehren zu müssen und der Herr Doctor war bereits im Begriffe, wieder davon zu reiten, ohne Dich gesehen zu haben."

„Natürlich, Herr von Balteville, natürlich! Ich muß auch jetzt gleich wieder fort. Ich bin riesig pressirt, natürlich, aber ich konnte es nicht über's Herz bringen, an Parkhof vorüber zu reiten, ohne Dich, Heinz, gesehen zu haben. Mein lieber Heinz!"

Während Karlchen Maier so sprach, zwinkerte er ununterbrochen mit den Aeuglein und sah Heinz so verliebt an, als wäre dieser seine Braut.

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor," sagte Horace, „Sie werden doch nicht gleich wieder fort? Ich würde das ungemein bedauern."

„Sie sind sehr gütig, Herr von Valteville, allein Sie wissen, ich habe ungeheuer viel zu thun. Ich habe heute noch drei Güter zu besuchen, natürlich."

Horace und Heinz machten noch einen Versuch, den Doctor zum Bleiben zu bewegen, aber dieser ließ sich nicht halten. So begleiteten sie ihn denn die Treppe hinab und blieben bei ihm, bis sein Pferd vorgeführt wurde.

„Herr von Valteville meint," sagte der Doctor, indem er die Zügel ergriff, „Du würdest Landwirth werden, Heinz. Ich denke, Herr von Valteville irrt sich. Natürlich!"

„Nein, ich will allerdings Landwirth werden."

„O, nicht doch! O, das ist nicht Dein Ernst! Du Landwirth werden? O, nein, natürlich!"

„Gewiß, Karl, gewiß."

O, nicht doch! Das ist eine vorübergehende Mißstimmung. Du hast auf der Universität nichts gethan, nun, das thut nichts. Sie kennen ihn, Herr von Valteville, ich frage Sie, ob das ihm etwas thut. O, Du wirst auf unsere Landesuniversität gehen und in einem Jahre ein vortreffliches Examen machen. Du hast es nicht nöthig, Jahr für Jahr zu arbeiten, natürlich, Du bist deshalb noch kein verpfuschter Student. Du — Landwirth werden? Lächerlich! Höchst lächerlich! Albern! Abgeschmackt! Einfältig!"

„Sie scheinen eine außerordentlich geringe Meinung von der Bedeutung eines Landwirthes zu haben, Herr Doctor," bemerkte Horace ein wenig empfindlich.

„O, Pardon, durchaus nicht. Im Gegentheil! Gewiß nicht. Aber Heinz! Nun, Sie kennen Heinz. Sie werden mir zugeben, daß man ein sehr wackerer Mann sein kann, und doch nicht Heinz. Heinz wird sein Magisterexamen machen und Professor werden. Nicht wahr, Heinz, was? O natürlich!"

Karlchen Maier lachte laut auf, stieß dann voll Humor Heinz mit der Reitpeitsche in die Seite, schwang sich auf's Pferd und ritt davon. Des Doctors Brauner hatte einen ganz unbarmherzig harten Trab, und da der Reiter, trotz seiner Jugend, sich bereits einer stattlichen Beleibtheit erfreute, sah es gar drollig aus, wie die kleine, untersetzte Figur so auf und nieder hopste.

Horace lachte leise vor sich hin.

„O, das ist ein sehr liebenswürdiger junger Mann, Heinz," sagte er. „Und er ist Dir außerordentlich ergeben, Heinz. Du glaubst nicht, wie dankbar ich ihm dafür bin."

Horace drückte Heinzens Arm und sah ihm zärtlich in's Gesicht. Jetzt erst fiel ihm auf, wie bleich der Freund war.

„Mein lieber Heinz," rief er besorgt, „ist Dir nicht wohl? Du erschreckst mich."

Heinz fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er damit die peinigenden Gedanken wegwischen könnte, die ihn erfüllten.

„Es ist nichts, Horace," sagte er zerstreut, „ich hatte eine Scene mit meinem Onkel."

„Aber das ist doch wirklich unerträglich," rief Horace entrüstet, „kaum bist Du wieder daheim, so machen sie Dir auch schon Unannehmlichkeiten. Deine Verwandten sind wirklich mitunter ein wenig — ein wenig — wie soll ich sagen — ein wenig tactlos. Pardon, lieber Heinz, daß ich mir erlaube, so über Deine Verwandten zu urtheilen, aber ich sage das ja auch nur zu Dir."

„Laß sie," sagte Heinz einsilbig. Er hörte noch immer des Doctors: „Du wirst deshalb kein verpfuschter Student." Das war dieselbe Melodie, die ihm noch vom Pastorate her in den Ohren lag. Heinz schüttelte sich. Heinz Eichenstamm — ein verpfuschter Student! Das war unerträglich!

Heinz sollte nach dieser Melodie noch manches Liedlein singen hören.

„Ich habe noch eine Ueberraschung für Dich," sagte Horace und zog den Freund mit sich fort.

„Was ist es?"

„Nun, Du wirst ja selbst sehen."

Horace führte Heinz in's Haus, schritt mit ihm rasch durch den Saal, und Beide betraten das Eckzimmer, in welchem Frau v. Balteville und Madeleine sich aufzuhalten pflegten. Als die Freunde eintraten, erhob sich ein großer, breitschulteriger Mann von dem Sopha, auf welchem er bisher neben der Hausfrau gesessen hatte und trat rasch auf Heinz zu.

„Guten Tag, Eichenstamm," rief der Fremde. „Erkennen Sie mich noch?"

Heinz erkannte ihn sogleich. „Guten Tag, Herr v. Schweinsberg," sagte er, indem er in die dargebotene Hand einschlug, „ich freue mich, Sie wiederzusehen."

Die Balteville's warfen einander verwunderte Blicke zu. Der Aarburg'sche hatte sich, als er eintraf, als einen intimen Universitätsfreund Heinzens vorgestellt, und Horace hatte sich von Madeleinens Vorschlag: Heinz von dem Besuche nichts zu sagen, sondern ihm unmittelbar den Freund zuzuführen, eine große Wirkung versprochen. Jetzt sah er mit Verwunderung, wie kalt Heinz den unerwarteten Gast, dessen Anblick ihn an Fischersbach erinnerte, und daher unangenehm berührte, begrüßte.

Der Baron war indessen nicht der Mann, um sich durch so etwas aus dem Concept bringen zu lassen. Wie er vorher sogleich auf Madeleinens Vorschlag eingegangen war, so blieb er auch jetzt ganz Herzlichkeit und Freude.

„Das ist wirklich charmant, Eichenstamm," rief er, „daß Sie endlich wieder zurück sind. Sie glauben nicht, wie sehr ich mich nach Ihnen gesehnt habe. Wenn man hier in unserer gesegneten Hauptmannschaft lebt, so ist man nach einer verständigen Conversation so ausgehungert, wie ein Einsiedler nach einem ordentlichen Stück Fleisch. Hier ist Alles Heuschrecke, gnädige Frau, Alles Heuschrecke! Ich sagte schon, ehe Sie eintraten, Eichenstamm, daß ich nicht begreife, was die Parkhöf'sche Frau dazu hat bewegen können, unsere Gegend durch ihre Gegenwart zu zieren. Wahrhaftig, Ihr Entschluß, gnädige Frau, ist eben so erfreulich, als überraschend."

Frau Amanda lächelte geschmeichelt.

„Sie sind sehr gütig, chèr Baron," sagte sie.

„Mama hat eine sehr große Vorliebe für unsere Heimath," meinte Horace.

„Wirklich? O, das ist entzückend, gnädige Frau, obgleich Sie damit nicht allein stehen. Nein, wirklich nicht, ich war noch in voriger Woche in der Stadt mit dem Fürsten Subonin zusammen, den Sie ja gewiß auch kennen. Subonin, nicht wahr, Sie kennen ihn?"

„Ich weiß nicht recht," erwiderte Frau Amanda, „ich kann mich allerdings nicht entsinnen."

„Nun, er kennt Sie jedenfalls, gnädige Frau. Er erzählte mir, daß er mit Ihnen, warten Sie nur, wo war es denn doch gleich, ja ganz richtig, — daß er Ihnen in Venedig durch Michel Passatosky vorgestellt worden sei. Entsinnen Sie sich nur, durch Michel Passatosky, dem langen, blonden Michel mit dem einfältigen Gesichte. Er ist der Bruder der Gräfin Cäcilie, die so hübsch Klavier spielt und die man daher die heilige Cäcilie nennt."

„Ganz recht, jetzt bin ich au fait," sagte Amanda, obgleich sie natürlich von der heiligen Cäcilie, deren blondem Bruder und dem Fürsten Subonin ebenso wenig etwas wußte, als irgend ein anderer Mensch.

Madeleine, die während dieser Unterredung mehr und mehr erröthete, beugte sich immer tiefer auf ihre Arbeit. Horace hörte harmlos zu, Heinz betrachtete den Baron mit Verwunderung.

„Nein wirklich, Eichenstamm, ich bin ungemein erfreut, Sie wieder zu sehen," sprach der Baron weiter, indem er seine Hand auf Heinzens übergeschlagenes Bein legte. Es war doch eine köstliche Zeit in Fischersbach! Ich habe noch oft an sie zurück denken müssen. Denken Sie sich, gnädige Frau, ich mußte mich dort mit Eichenstamm auf Säbel schlagen. Sie werden es nicht glauben wollen, aber es ist buchstäblich wahr. Heinrich Westerberg war mein Secundant. Sind Sie ihm vielleicht irgendwo begegnet, Herr von Valteville? Ich meine den Grafen Westerberg aus dem Hause Keuchelsleben, nicht den holsteinschen Westerberg, der sich damals auch auf deutschen Hochschulen umhertrieb."

Horace verneinte die Frage.

„Sie wollten uns von dem Fürsten Subonin erzählen, chèr Baron," erinnerte Frau v. Valteville.

„Ah, ganz richtig. Nun, wir soupirten eines Abends nach dem Theater im Klosterkeller. Paul Subonin, der P . . . . . sche, der T . . . . . sche und der R . . . . . sche. Es kam die Rede auf wirkliche Schönheiten, und bei dieser Gelegenheit erzählte Subonin, daß er die Bekanntschaft Ihrer Familie gemacht habe. Ihre Familie muß auf

den Fürsten einen großen Eindruck gemacht haben, ich versichere Sie, er wurde ganz warm."

Heinz, dem die Conversation höchst verdächtig vorkam, schien es, als ob der Blick, den der Baron Madeleine zuwarf, ein durchaus spöttischer war. Was mochte er damit nur erreichen wollen?

„Es ist auffallend, daß ich mich des Fürsten so gar nicht entsinnen kann," sagte Horace.

„O, das ist am Ende doch nur natürlich, mon enfant," meinte Frau Amanda. Man macht auf Reisen so viel vornehme Bekanntschaften, daß man sich der einzelnen nachher nicht mehr entsinnt. Nicht wahr, chèr Baron?"

„Gewiß, meine gnädige Frau. Davon hatte ich noch im vorigen Jahre Gelegenheit mich zu überzeugen. Ich stehe eines Tages gerade in Genf vor einem Hôtel, da kommt ein Herr auf mich zu und redet mich auf's Freundschaftlichste an. Ich kann mich nicht entsinnen — sage ich und ziehe den Hut. Wie, erkennen Sie mich nicht mehr, Baron? fragte er. Ich sehe wohl, daß der Fremde ein mir bekanntes Gesicht hat, aber ich kann auf den Namen nicht kommen. Endlich stellt er sich mir vor — es war der Graf Cavour."

„Wie, der italienische Ministerpräsident?" rief Horace. „Das ist ja höchst interessant."

„Ja wohl, derselbe. Ich lernte ihn in Paris auf einer Soirée beim Herzoge von Morny kennen. Ich unterhielt mich gerade mit dem Kaiser, als Persigny den Grafen hereinführte und ihn uns Beiden vorstellte. Sein Erscheinen war freilich ein wenig störend, denn der Kaiser fragte mich eben, welchen Eindruck der König von Preußen auf mich gemacht habe, und da mußte ich natürlich, als der Graf hinzutrat, abbrechen, aber nun, es war immerhin eine interessante Bekanntschaft."

„Wirklich," rief Frau Amanda im höchsten Erstaunen aus — „Sie kennen den Kaiser von Frankreich persönlich?"

„Ja wohl, ich bin ein paar Mal in seinem Auftrage in Berlin gewesen. Sie werden verstehen — in discreten Angelegenheiten. In solchen Affairen verwendet man mitunter gern außerhalb der eigentlichen Diplomatie stehende Persönlichkeiten, zumal, wenn sie Unterthanen unbetheiligter Monarchen sind. Es war dies natürlich den be-

theiligten Ministern nicht lieb, und ich hatte deshalb mit Walevsky einen so heftigen Streit, daß ich Thouvenel zu ihm schicken mußte, um ihn zu fordern, aber die Kaiserin Eugenie hatte davon erfahren und legte sich ins Mittel. Da war denn nichts zu machen und ich mußte mich mit einer Erklärung begnügen."

„Also die Kaiserin kennen Sie auch? Ist sie nicht bildschön? Ich habe sie freilich nur aus der Ferne gesehen."

„Nun, es geht an. Kennen Sie die Schlänkernsche Frau? Nicht? Nun, das ist Eugenie, wie sie leibt und lebt."

Der Baron erzählte noch ein paar Stunden lang von seinen vornehmen Bekanntschaften und es erwies sich, daß er jede Person persönlich kannte, deren Name damals gerade viel genannt wurde.

Frau Amanda hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und amüsirte sich so köstlich, wie noch nie in ihrem Leben, und Horace war nicht weniger aufmerksam, obgleich er sich des Verdachtes nicht erwehren konnte, daß der Erzähler etwas übertrieb. Madeleine war innerlich empört über des Barons Frechheit und der Mutter Leichtgläubigkeit. Heinz nahm sich vor, den Baron seinerseits zur Rede zu stellen. Obgleich er ihm für seinen Uebermuth zürnen wollte, so wurde es ihm doch nicht ganz leicht, denn er sah es Otto Schweinsberg an, mit welchem unsäglichen Vergnügen derselbe seine kecken Schwindeleien vortrug.

Als man sich eben zu Tische setzte, hörte man einen Wagen vorfahren. „Das ist mein Onkel, der Bachhöf'sche," sagte der Baron.

„Wirklich?" rief Frau Amanda, indem sie sich erhob. „Woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Peitschengeknall. So knallt nur meines Onkels Kutscher."

Wie der Leser sich entsinnen wird, war der Bachhöffsche Schweinsberg ein alter Bekannter von Frau v. Balteville. Als sie von ihrem Gatten verlassen wurde, hatte er Mitleid gehabt mit der hülflosen Frau, war hinübergeritten nach Parkhof, hatte sich einfach als Nachbar und Kavalier vorgestellt und ihr seine Hülfe angeboten. Er hatte ihr dann jahrelang mit Rath und That beigestanden, und das Alles, wie man zu sagen pflegt, um Gottes Lohn, denn Frau von Balteville hatte bitten mögen, wie viel sie wollte, der Baron hatte sich

stets geweigert, auch nur die geringste Entschädigung für seine Mühen anzunehmen. Frau Amanda war ihm dafür in innerster Seele dankbar und schätzte ihn ungemein hoch, denn sie war bei allen ihren Narrheiten, und obgleich diese mit dem Alter in bedenklicher Weise zunahmen, doch im Grunde keineswegs gemeinen Sinnes. „Horace," pflegte sie mitunter zu ihrem Sohne zu sagen, „Horace, vergiß nie, was wir dem Bachhöf'schen schuldig sind. Sollte er einmal in Noth kommen, wie ich befürchten muß, denn er ist ein schlechter Chatoullenwirth und er spielt — so wirst Du ihm heimzahlen, was er seinerzeit Deiner Mutter Gutes erwiesen hat." So war denn Horace in großer Verehrung gegen den Bachhöf'schen herangewachsen und das um so mehr, als die außerordentliche Gutmüthigkeit des Mannes ihn immer höchst sympathisch berührt hatte.

Wenn nun so Frau Amanda's und ihrer Kinder (denn Madeleine theilte in Bezug auf den Baron die Gefühle der Ihrigen) Stellung zum Baron eine klare und einfache war, so galt das doch nicht von ihrem Verhältnisse zur Baronin. Diese war gegen Frau von Balteville so liebenswürdig und zuvorkommend, wie gegen Jedermann und sie hielt ihr gegenüber mit ihren liberalen und auf das Große gerichteten Ideen ebenso wenig hinter dem Berge, als irgend einem Andern gegenüber, aber Frau Amanda fühlte trotzdem instinctiv, daß die Baronin, ihr selbst vielleicht unbewußt, eine tiefe Abneigung gegen sie hegte, und zwar eine Abneigung, die weniger auf persönlichen Eindrücken, als auf dem angeborenen Widerwillen der Aristokratin de pur sang gegen die Tochter des Häringskrämers beruhte.

Während die Hausfrau und ihre Kinder sich mit dem Baron und seiner Frau begrüßten, trat Otto Schweinsberg zu Heinz.

„Nun, Eichenstamm," sagte er, „wie ich sehe, ist es Ihnen ergangen, wie ich Ihnen prophezeihte, das heißt, Sie haben sich für keinen Beruf entschieden und haben es daher vorgezogen, das Studentenleben als solches zu studiren. Ganz mein Fall."

Heinz biß sich auf die Lippen.

„Sie irren," sagte er, „ich habe Geschichte studirt, und zwar sehr fleißig."

Der Baron lächelte ungläubig. „Ja, ja," sagte er, „so muß man sagen. Nun, mir machen Sie nichts weiß."

„Ich wüßte wirklich nicht, Herr von Schweinsberg, was ich für eine Veranlassung haben könnte, Ihnen etwas weiß zu machen," erwiderte Heinz kalt.

Der Baron trat ein wenig zurück. „Ich verstehe Sie nicht, Eichenstamm," sagte er verwundert, „warum thun Sie mir gegenüber so fremd? Ich denke, wir sind alte Freunde, und ich hoffte, wir würden auch zu Hause gute Kumpane sein. Haben Sie etwas gegen mich? Habe ich Sie vielleicht, ohne es zu wollen, verletzt?"

Heinz wußte nicht, was er thun sollte. Es ging ihm auch jetzt mit Schweinsberg, wie es ihm in Fischersbach gegangen war, der Mann zog ihn an, trotz alledem und alledem.

„Es verletzt mich," sagte er endlich, „daß Sie mich wie Jemand ansehen, der sein Studium nicht deshalb aufgiebt, weil es ihm innerlich nicht genügt, sondern weil er nichts gelernt hat."

Der Baron zuckte die Achseln. „Hören Sie, Eichenstamm," sagte er im Tone der äußersten Gutmüthigkeit, „das war hübsch von Ihnen, daß Sie mir das so geradeheraus sagten. Es ist mir wirklich ganz verständlich, daß es Ihnen eben nicht angenehm sein konnte, mit mir verglichen zu werden, es ist ja das auch in der That wenig schmeichelhaft, aber Sie dürfen mir's nicht verdenken. Wenn man selbst hinter der Thüre gestanden hat, so meint man unwillkürlich, der Andere müßte das Winkelchen auch kennen und greift man dann wohl mitunter fehl. Also — gute Freundschaft, Eichenstamm!"

Er reichte Heinz die Hand hin, und dieser schlug ein.

„Sie hatten vorhin einen wunden Punkt berührt," sagte er, „und da zuckte ich unwillkürlich zusammen. Man scheint mich hier allgemein für einen verpfuschten Studenten zu halten, der auf der Hochschule nichts gethan hat und der nun Landwirth wird, weil er in diesem Fache keine Kenntnisse zu bedürfen glaubt. Wie Sie sich werden denken können, ist eine solche Wahrnehmung außerordentlich verstimmend."

„Ja, das mag sein," erwiderte Schweinsberg, „aber übel nehmen dürfen Sie es Niemandem, daß man die Sachlage so auffaßt. Warum werden Sie denn aber Landwirth, wenn Sie ein Examen machen können? Ich bin, wie Sie sehen, sehr offen, aber ich kann nicht anders."

Ehe noch Heinz antworten konnte, kamen Horace und der Bachhöf'sche auf die Beiden zu und Horace stellte seinen Freund dem Barone vor. Der alte Herr verhielt sich recht kühl, denn Bürgerliche, die, ohne ausstudirt zu haben, Landwirthe wurden, waren nicht nach seinem Geschmacke. Heinz fühlte den Grund des reservirten Benehmens von Seiten des Bachhöf'schen sehr wohl heraus: — er erschien den Leuten wie eine catilinarische Existenz.

Als man nach Tische, während man den Kaffee einnahm, in Gruppen umherstand, nahm der Aarburg'sche das Gespräch von vorhin wieder auf. Heinz erzählte ihm nun, daß er auf der Hochschule sehr fleißig gewesen sei, und daß es daher nicht am Mangel an Kenntnissen liege, wenn er sein Studium aufgebe, sondern einzig und allein daran, daß er keinen innern Beruf zu dem erwählten Fache habe. Wenn er jetzt Landwirth werde, so geschehe das, weil er als solcher mehr im praktischen Leben zu stehen hoffe, denn als Gelehrter, und weil er erwarte, daß ihm die Thätigkeit in der frischen Luft, in der freien, weiten Natur die Befriedigung gewähren werde, die er im Gelehrtenstande sicher nimmermehr finden könne.

Der Baron hörte ihm geduldig zu, dann aber sagte er, indem er den Kaffee aus der Tasse schlürfte und diese dann auf den Spiegeltisch stellte:

„Alles ganz schön, mein Alterchen, aber ich glaube nicht, daß Sie in der Landwirthschaft das finden werden, was Sie in ihr suchen. Ist man ein reicher Mann und bewirthschaftet seine eigenen Güter, so ist die Landwirthschaft gewiß ein interessanterer Beruf, als im gleichen Falle das Coupons-Abschneiden, aber wenn diese Voraussetzung nicht zutrifft, dann muß die Landwirthschaft eine wahre Hölle sein. Ich bin selbst Landwirth und befinde mich dabei vortrefflich, aber wenn ich mir denke, ich sollte von dem Ertrage eines kleinen Gutes leben, anstatt von dem Gelde, das mir der Behrslappensche borgt und ich sollte mir diesen Ertrag selbst erwerben — wahrhaftig, ich ginge lieber nach Rußland und würde dort bei irgend einem Fürsten Piqueur. Sehen Sie, Eichenstamm, jetzt besteht meine Landwirthschaft darin, daß ich mir einen gut besetzten Hundestall und einen noch besser versehenen Pferdestall halte, für das Uebrige muß Markhausen sorgen. Wenn es regnet, so interessirt mich das nur in so weit, als ich voraussehe,

daß es sich nicht lohnt, auszureiten, weil die Hunde die Spur verlieren, und wenn es trocken ist, so ist mir das ganz recht und ich bitte den lieben Gott, daß er die Dürre doch noch recht lange anhalten lassen möge, aber was für ein unseliges Leben würde ich führen, wenn ich bei jedem Regenschauer und jedem Nordwinde denken müßte: Jetzt geht Dir die ganze Ernte verloren! Wenn ich vor jeder Wolke zittern müßte und vor dem blauen Himmel beben. Nein Eichenstamm, ehe ich Landwirth von Beruf würde, schösse ich mich lieber todt. Das wäre doch wenigstens ein reinliches Ende statt der leidigen Quälereien."

„Sie übertreiben," sagte Heinz. „Das, was mich dazu treibt, Landwirth zu werden, ist der Umstand, daß die Landwirthschaft ein praktischer Beruf ist."

„Ich sage Ihnen ja doch eben," rief der Baron, daß es der unpraktischste Beruf ist. Landwirth von Beruf sein, das heißt, mit Ihren pecuniären Mitteln nämlich, wie ein alter Mann handeln, der sich eine schöne junge Frau nimmt und nun die Schätze alle Tage vor Augen sehen muß, die er doch nicht haben kann, weil es ihm an Kapital fehlt, Eichenstamm. Und dann noch eins. Ich will wieder einmal ganz offen sein, Eichenstamm, und zu Ihnen sprechen, wie ein Freund zum andern — obgleich Sie es nicht verdient haben, Sie Undankbarer —. Angenommen auch, ich irre mich nicht, und Sie sind im Begriffe, sich das nöthige Kapital zu sichern (ich meine natürlich nur das Kapital für die Landwirthschaft), oder Sie haben es sich schon gesichert — das verhilft Ihnen noch immer nicht zu einem behaglichen Leben. Was werden Sie hier für eine sociale Stellung einnehmen? Eine ganz abscheuliche, Eichenstamm. Wenn Sie als Pastor hierher kämen oder als Arzt — das wäre etwas Anderes, denn dann stünde Ihnen jedes Haus offen und es würde sich Ihnen überall eine gesellschaftlich angenehme Stellung aufthun, so aber werden Sie nur als ein Eindringling erscheinen. Sie mögen versichern, was Sie wollen, nur sehr wenige Personen werden Ihnen glauben, daß Sie aus Passion Landwirth geworden sind, während die große Mehrzahl Sie als einen verpfuschten Studenten betrachten wird, der sich eine reiche Frau erschwindeln will. Auch da, wo man Sie in die Gesellschaft aufnimmt, wird man Sie immer hinter den ersten besten dummen Jungen von Blut zurücksetzen, denn die Dinge liegen in unseren Kreisen einmal

so, daß es zwar keinem Menschen einfällt, von Unsereinem ein Examen zu verlangen, daß man aber jeden Bürgerlichen für eine catilinarische Existenz ansieht, dessen Laufbahn sich nicht fein säuberlich in den Schranken der hergebrachten Ordnung hält. Ich handele wirklich ganz uneigennützig, wenn ich Ihnen das sage," schloß der Baron, „denn ich hoffe eigentlich in Ihnen einen guten Gesellschafter zu finden, aber ich habe, wie Sie wissen, für Sie immer eine Schwachheit gehabt."

„Ich weiß nicht," erwiderte Heinz stolz, „warum Sie annehmen, daß ich mich in Kreise drängen werde, deren höchster Werthmesser bei der Beurtheilung einer Person die Geburt ist. Ich würde mich nie in sie hineinziehen lassen, selbst wenn man mich angelegentlich in sie einzutreten bäte."

Der Baron zuckte die Achseln.

„Charmant gesagt, mein Lieber," sagte er, „wenn auch etwas grob, aber das ändert leider nichts an dem, was ich sagte. Angenommen, diese Kreise seien noch so nichtsnutzig — und sie sind wirklich überaus ehrenhaft, beschränkt und langweilig — und Sie selbst, Eichenstamm, mögen noch so hochmüthig auf dieselben herabblicken, es sind doch immer die einzigen, in denen sich bei uns auf dem Lande ein halbwegs gebildeter Mensch wohl fühlen kann. Sie werden doch nicht mit den Krügern, Müllern und Bierbrauern verkehren wollen, und wenn Sie es wollten, so würden Sie es keine zwei Wochen aushalten. Wollen Sie überhaupt auf dem Lande leben, so müssen Sie sich entweder Eingang in die Kreise des Adels verschaffen, und Sie werden da immer eine untergeordnete Rolle spielen, Eichenstamm, verlassen Sie sich darauf — oder sie müssen sich völlig isoliren, denn Sie könnten nicht einmal mit dem Pastor und Ihrem Schwager verkehren, ohne auch dort gelegentlich mit Leuten aus unserem Kreise zusammen zu treffen."

„Lassen Sie solche Scherze aus dem Spiele," sagte Heinz rauh. Er fühlte, daß der Baron recht hatte und er hätte aufschreien mögen, nur um sich Luft zu verschaffen.

„Nun, wie Sie wollen," fuhr der Baron kaltblütig fort, „ich dachte, sie wären schon so weit. Es giebt noch eine dritte Möglichkeit, Eichenstamm. Führen Sie mit uns Junggesellen ein lustiges Leben, mir wäre das natürlich das Liebste. In diesem Falle werden Sie im

Behrslappen'schen Lehmhof einen Mann finden, der immer bereit ist, Geld zu leihen und es uns im Spiele wieder abzunehmen. Dabei ist der Mann wirklich ganz vorurtheilsfrei und rupft einen Bürgerlichen eben so gern wie einen Edelmann."

Horace kam jetzt wieder auf die Beiden zu, sie brachen ihr Gespräch ab und kehrten zu der übrigen Gesellschaft zurück, die mittlerweile Platz genommen hatte. Heinz wurde der Baronin Schweinsberg und dem Baron Markhausen, der auch nach Parkhof gekommen war, vorgestellt und von ihnen ebenso kühl begrüßt, wie früher von dem Bachhöf'schen. Man war auch nachher überaus höflich gegen ihn, und wenn er Jemand anredete, so erhielt er eine sehr zuvorkommende Antwort, aber er bemerkte, daß es kein einziges Mal vorkam, daß ihn einer der alten Bekannten, die ihn doch Alle als Knaben im Hause seines Onkels gesehen hatten, anredete, und daß sie nicht das mindeste Interesse für seine Person an den Tag legten.

Heinz verbrachte den Abend wie auf der Folter. Als er endlich, endlich auf seinem Zimmer allein war, allein mit sich, allein hinter verschlossenen Thüren, da ließ er zunächst seinem wilden, jähzornigen Temperamente in einem heftigen Ausbruche die Zügel schießen, dann aber fragte er sich, ob es nicht doch besser wäre, wenn er bei seinem Studium bliebe. Aber nein, das war unmöglich. Wenn er nur an Bücher, an's Lesen dachte, so schauderte ihn. Und dann — sollte er wirklich das Feld räumen, weil der Adel ihn nicht willkommen hieß? Nein! „Wohlan," sagte er sich, „wenn ich auch wirklich so allein leben müßte, wie Schweinsberg meint, ich werde doch immer in Gottes freier Natur leben, unter Bäumen und Thieren, statt in der dumpfen Studirstube unter Heften und Büchern. Die Einsamkeit ist schrecklich, aber wenn ich dann doch ein Ausgestoßener bin, und es scheint fast so, als ob ich vom Schicksale dazu bestimmt wäre, — nun, es ist immer noch besser auf dem Lande allein sein, als in der Stadt.

In der Stadt.

Am folgenden Morgen fuhr Heinz zur Stadt, um Onkel Konrad aufzusuchen. Er war, während er in der Stille der Nacht in seinem Zimmer unruhig auf und nieder ging, zu dem Entschlusse gekommen, unter jeder Bedingung bei seinem Vorhaben zu bleiben und sich durch keine Erwägung davon abbringen zu lassen. Sein Widerwille gegen sein Fach, die unseren Landsleuten eigene, unaustilgbare Sehnsucht nach dem Landleben, sein Eigenwille und sein Stolz — Alles vereinigte sich dazu, seinen Entschluß zu einem unerschütterlichen zu machen. Heinz Eichenstamm ist nicht der Mann, der seine Absicht aufgiebt, weil sich ihrer Verwirklichung Schwierigkeiten in den Weg stellen. Damit schloß er seine Betrachtungen, allein er blieb unruhig und aufgeregt, denn die letzten Jahre, mehr noch die letzten Tage, hatten mächtig an seinem Selbstgefühle gerüttelt, und wenn er es auch noch nicht klar erkannte, so begann er es doch instinktiv zu fühlen, daß er sich in Bezug auf seine Person und in Bezug auf die Stellung, welche dieselbe in der Welt einnehme, bisher seltsamen Illusionen hingegeben hatte. Vorläufig wollte er freilich selbst nichts davon wissen, aber die Fluthen des Lebens hatten bereits begonnen, das Erdreich unter dem Thurme, der bis zum Himmel emporreichen sollte, wegzuspülen und von Zeit zu Zeit erzitterte der ganze Bau.

Der Empfang, den Heinz bei Onkel Konrad fand, war ein sehr herzlicher. Der Doctor war einmal von Natur geschmeidiger als der Pastor und konnte sich leichter in andere Menschen hineinversetzen als dieser, außerdem hatte er auch von allen Familiengliedern von jeher noch am meisten persönliche Beziehung zu Heinz gehabt. Aber auch Heinz war unter dem demüthigenden Eindrucke seiner Lage ihm gegenüber zugänglicher, als es sonst wohl in seiner Art lag.

Als Heinz dem Onkel seine Absicht mittheilte, wollte dieser davon ebensowenig hören als der Pastor, und er bot seine ganze Beredtsamkeit

auf, um den Neffen, den er lieb hatte, zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bringen. Natürlich ganz vergeblich. Obgleich Heinz die Berechtigung alles Dessen, was der Doctor vorbrachte, innerlich anerkennen mußte, so blieb er doch trotzig bei seinem Willen.

Der Doctor war in großer Aufregung. Er hatte es schon einmal ansehen müssen, daß sein Mündel (er und der Pastor waren Heinzens Vormünder) einen Schritt that, der ihm das künftige Leben ungemein erschweren mußte, jetzt sollte er gar erleben, daß Heinz sich sein Lebensglück vollständig zerstörte, ohne es ändern zu können. Er sah mit mathematischer Gewißheit voraus, daß die Landwirthschaft, die Heinz jetzt so ohne alle praktische Vorkenntnisse ergriff, denselben um sein Vermögen bringen würde; er sah voraus, daß der Neffe in ihr, unter so ungünstigen Umständen, keinerlei Befriedigung finden könne; er sah endlich voraus, daß der Weg, den der reichbegabte, geistvolle Jüngling einzuschlagen im Begriffe war, auf ein verfehltes Leben hinausführen mußte. Auf der anderen Seite kannte er den störrischen Eigensinn und Trotz des ganzen Geschlechts, kannte er speciell Heinzens unbeugsamen, hochmüthigen Sinn.

Der Doctor war im Grunde eine ebenso kalte und doch auch leidenschaftliche Natur wie die Andern; aber die letztere Eigenschaft bewirkte eben, daß er seinen Gefühlen, wenn sie einmal erregt waren, einen heftigen und darum ungemein wirksamen Ausdruck verlieh.

„Lieber Heinz," sagte er, indem er beide Hände schwer auf des Neffen Schultern legte, mit leise bebender Stimme, „lieber Heinz, achte ein Mal, nur dieses einzige Mal auf meinen, auf unseren Rath. Versperre Dir nicht selbst muthwillig jeden Weg zu einem befriedigenden Dasein. Erkenne nur ein Mal, nur dieses Mal die Ueberlegenheit an, die Alter und reife Erfahrung verleihen, und füge Dich unserem Willen. Willst Du aber durchaus bei Deinem Entschlusse beharren, nun, so mache wenigstens vorher Dein Examen und werde dann erst Landwirth. Du wirst dann die Möglichkeit haben, Dir, wenn Deine Landwirthschaft zusammenbricht, eine anderweitige Existenz zu begründen, ohne Dich wieder auf die Schulbank setzen zu müssen. Gieb nach, gieb wenigstens darin nach, Heinz. Wenn Du das nicht thust — Heinz, ich kenne Dich seit frühester Jugend und dies ist nicht die Stunde um zu scherzen — wenn Du das nicht thust, so wirst Du

einmal als Selbstmörder zu Grunde gehen. Denke an Deine Mutter, Heinz, denke an Deine selige Mutter. Mache, daß Du einmal zu ihr kommen kannst, wenn Deine Lebensuhr abgelaufen ist. Du bist bisher nie glücklich gewesen, Heinz, ich weiß es sehr wohl, und Du wirst auch nie glücklich sein, denn Du bist, wie Dein Vater war, und gab es je einen innerlich unglücklichen Mann Zeit seines Lebens, so war er es — nun, sorge wenigstens dafür, daß Du Dich einst mit der vereinigen kannst, die Dich so tief geliebt hat."

Der Doctor ließ Heinz los und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Nein," sagte er, indem er wieder vor Heinz stehen blieb, „nein, für uns Eichenstamms giebt es auf Erden kein wahres Glück, denn wir sind selbstsüchtig und hochmüthig. Sieh Dich um in unserem Geschlechte, wo findest Du bei uns jene zarte Rücksicht der Blutsverwandten gegen einander, jene liebevolle Pietät der Jungen gegen die Alten, wie in anderen Familien? Trotzig und eigenwillig geht Jeder von uns seinen Weg und thut dabei nach außen, als ob er so glücklich wäre, wie man es nur sein kann und doch sind wir innerlich zerrissen und unglücklich und sehnen den Tag herbei, da das Ganze ein Ende hat.

„Ich bin selbst nicht besser, Heinz. Ich sehe es ein, woran es liegt, aber ich kann es nicht ändern. Wenn ich den Mangel vielleicht mehr fühle als die Andern, so liegt es daran, daß ich schweres Leid erfahren habe, schweres Seelenleid. Dir kann ich es ja sagen, was nie ein anderer Mensch erfahren hat, noch erfahren wird — die, um deretwillen ich dies Leid erfuhr, war dieselbe, bei deren uns Beiden unvergeßlichem Bilde ich Dich jetzt beschwöre, meine Bitte zu erfüllen. Du bist ihr Sohn, Heinz. Was soll ich ihr sagen, wenn sie Dich einst vergeblich erwartet, weil Du Dich selbst für ewig von ihr getrennt hast? Und das wird geschehen, Heinz, das muß geschehen, wenn Du dabei bleibst, Dir selbst jede befriedigende Thätigkeit unmöglich zu machen. Glaube mir, Heinz, hätte ich damals, als ich so Schweres erdulden mußte, nicht meinen Beruf gehabt, dem ich ergeben war, indem ich mir die Ruhe erarbeiten konnte, deren der Mensch bedarf — man hätte mich eines Tages mit zerschmettertem Schädel an meinem Schreibtische gefunden."

Als der Doctor so sprach, da blitzten in seinen Augen Thränen, Thränen eines weichen Gefühls. Es geschah nicht oft, daß sich Thränen in ein Eichenstamm'sches Auge verirrten und sie hätten auf jeden Anderen einen überwältigenden Eindruck gemacht; aber der, welcher sie sah, war ja selbst ein Eichenstamm, ein trotziger, eigensinniger, hochmüthiger Eichenstamm, der nicht lernen wollte aus den Erfahrungen Anderer, aus den Leiden Anderer, der selbst Alles durchmachen mußte, was das Leben an Leid und Schmerz bewahrt für den, der allein seines Weges gehen will, der vielleicht erst dann erkennt, daß der Mensch ein hinfällig und gebrechlich Wesen ist ohne den starken Herrn der Heerschaaren und die liebevolle Hülfe des Nächsten — wenn es zu spät ist, zu spät wenigstens für jene Spanne Zeit, die man ein „Menschenleben" nennt.

„Nein," knirschte Heinz zwischen den Zähnen hervor, „nein. Ich bleibe bei meinem Entschlusse."

„Nun, wie Du willst," sagte der Onkel. Er sagte das ganz ruhig, mit jenem schlaffen, müden Gesichtsausdrucke, wie man ihn bei sehr leidenschaftlichen Menschen nach einem heftigen Ausbruche ihres Gefühls wahrnimmt.

„Komm, setze Dich her," fuhr der Onkel fort. Auch seine Stimme klang müde und matt.

„Hast Du schon mit Onkel Konrad gesprochen?" fragte er.

„Ja, und ich habe mich mit ihm überworfen," erwiderte Heinz. Es lag in seiner Art, so etwas ganz nackt und dürr hinzustellen. Der Onkel zuckte die Achseln.

„Du hast Dir dadurch den besten Rathgeber geraubt," sagte er, „den Du für Deine Landwirthschaft hättest haben können. Aber es ist ja doch einerlei!"

„Du verfügst," fuhr der Doctor fort, „Alles in Allem über 22,327 Rubel 15 Kopeken. Davon sind je 10,000 in Obligationen auf P.... und K..... angelegt, das Uebrige habe ich in Papieren und baarem Gelde. Du wirst die Obligationen leicht zu Geld machen können, denn sie sind das erste Geld und tragen sechs Procent. Wenn Du es wünschest, werde ich Dir bei dem Verkaufe behülflich sein."

„Ich danke Dir, lieber Onkel, für alle die Güte, die Du mir immer erwiesen," rief Heinz in überströmendem Gefühl und ergriff die Hand des Onkels.

Der Doctor stieß ihn rauh zurück.

„Ich denke, wir sprechen jetzt von Geschäften," sagte er. „Wirst Du, bis Du etwas gefunden hast, bei den Balteville bleiben?"

„Ja, für's Erste."

„Wird der junge Balteville auch Landwirth?"

„Ja, er wird vorläufig den großen Hof bewirthschaften. Markhausen behält die Oberaufsicht."

„Bist Du mit der Tochter verlobt, Heinz?"

„Nein, Onkel. Ich werde es auch nie sein."

„Nicht? Nun, das freut mich."

Heinz erhob sich. „Lebe wohl, Onkel," sagte er und seufzte unwillkürlich.

„Adieu, mein Junge. Wenn Du etwas gefunden hast und Dein Geld brauchst, so schreibe an mich und Du hast es in vierzehn Tagen. Brauchst Du nicht vielleicht augenblicklich Geld?"

„Nein, lieber Onkel; ich hatte ja eben meinen Wechsel erhalten, als ich Deutschland verließ."

„Nun, es freut mich, daß Du dort keine Schulden gemacht hast."

Der Doctor war äußerlich wieder ganz der ruhige, kühle Geschäftsmann. Dem Neffen, der jünger war, fiel die Selbstbeherrschung schwerer.

„Noch eins," sagte der Onkel, indem er Heinz bis an die Thür begleitete, „mache doch bei Onkel Friedrich einen Besuch. Du bleibst dann doch wenigstens mit der Schwester Deines Vaters in Verbindung."

Der Doctor sagte auch das im leichten Conversationstone, aber seine Mundwinkel zuckten.

Heinz drückte ihm die Hand und verließ das Haus.

Der Tag war einer jener warmen, nebeligen Herbsttage, wie sie dem Eintritte des Spätherbstes vorherzugehen pflegen. Es regnete nicht gerade, aber hin und wieder fielen einzelne Tropfen und von den Dächern tröpfelte es.

Heinz schritt langsam die Straße hinauf. Wie groß war ihm diese früher vorgekommen, jetzt erschien sie ihm als eine häßliche Gasse, an der sich schmutzige, verfallende Häuser erhoben und in der nicht weniger schmutzige Juden, in langen, schmutzigen Kaftans oder auch im deutschen Rocke, von Bude zu Bude eilten oder mit den Bauern um die Mützen, die sie in der Hand, oder um die alten Kleider, die sie auf dem Arme trugen, feilschten.

Hin und wieder begegneten ihm auch ein paar schlanke Edelfräulein, an Gesicht und Gestalt gleich als solche erkennbar, oder ein breitschulteriger Literat wand sich, die Actenmappe unter dem Arme, durch das Gedränge und wanderte zur Behörde, oder eine Hausfrau kehrte, die Köchin hinter sich, vom Markte heim. Das Ganze machte einen recht unerfreulichen Eindruck. Unsere eigentliche, unsere liebe, grüne, luftige Heimath, die muß man auf dem Lande suchen, in Wald und Wiese, in Busch und Brache.

Bei Frau Irene wiederholte sich die Scene vom Pastorate, nur mit dem Unterschiede, daß Heinz diesmal ruhig blieb, obgleich er hier noch viel mehr zu hören bekam, als dort. Er hielt sogar an sich, als die Tante die Unterredung mit den heftigen Worten abbrach:

„Kurz und gut, ich sage Dir, Du wirst nicht Landwirth. Ich werde es nun und nimmermehr dulden, daß ein Eichenstamm Arrendator wird und zwar nicht als Landwirth von Fach, das ginge noch allenfalls an, sondern als verpfuschter Student. Diese Pläne schlage Dir einfach aus dem Sinne — ich sage Dir, daraus wird nun und nimmermehr etwas."

Heinz schwieg. War doch die Sprecherin die einzige Schwester seines Vaters. Des Doctors Worte waren doch nicht auf ganz steinichtes Erdreich gefallen.

Zum Mittagessen kamen auch die beiden Söhne des Pastors, die bereits ausstudirt hatten und von denen der eine Oberlehrer am Gymnasium war, während der Andere sich als Hauslehrer (er war Theologe) bei einem Grafen aufhielt.

Natürlich fragten sie vor Allem, ob Heinz schon bei ihrem Vater gewesen sei. Als er erzählte, daß er sich mit dem Onkel überworfen habe, machten sie ihm darüber Vorstellungen und fragten nach der Ursache des Streites. Als sie bei dieser Gelegenheit von Heinzens

Plänen hörten, widersprachen sie ihnen auf's Eifrigste und wurden natürlich von dem mittlerweile nach Hause zurückgekehrten Onkel Friedrich unterstützt. Was sie vorbrachten, lief natürlich immer wieder auf den „verpfuschten Studenten" hinaus, und wenn sie es auch nicht geradezu sagten, so blickte die Meinung, daß Heinzens Plan nur dadurch zu erklären sei, daß er nicht im Stande wäre, das Examen zu machen, immer mehr oder weniger deutlich durch. Das war ebenso natürlich wie ungerecht und machte eben deshalb Heinz nur noch störrischer. Hätte er Zeit gefunden, die Gründe, die von allen Seiten gegen seine Pläne in's Feld geführt wurden, ruhig und kaltblütig zu überlegen, er hätte vielleicht doch noch nachgegeben, so aber, da Alle auf ihn losschlugen, mußte sein Entschluß immer fester werden.

Nach dem Essen machten die Vettern Heinz den Vorschlag, mit ihnen eine Conditorei zu besuchen, in welcher sich die jungen Literaten der Stadt um diese Stunde zu versammeln pflegten. Man las dort die Zeitungen, plauderte und ließ jenem eigenthümlichen Humor die Zügel schießen, der sich unter der gebildeten Jugend kleiner Städte auszubilden pflegt, der für den betreffenden Kreis recht ergötzlich ist, mit dem der Fremde aber, da es sich wesentlich um Neckereien persönlicher Art handelt, nichts anzufangen weiß.

Als Heinz in den Kreis trat, wurde er von allen Seiten sehr herzlich begrüßt; aber seine kalte und verschlossene Art übte bald auch hier eine zurückstoßende Wirkung aus.

Wie natürlich, kam das Gespräch bald auf die deutschen Hochschulen und ihr Verhältniß zur einheimischen Universität. Da die Freunde die ersteren entweder gar nicht oder doch nur aus einem sehr flüchtigen Besuche kannten, und da der Umstand, daß bei uns fast Alle, die überhaupt studirt haben, ihre Bildung auf derselben Universität empfangen, wenig geeignet war, den Gesichtskreis der jungen Leute nach dieser Richtung hin sonderlich zu erweitern, so traten bald eine Reihe jener wunderlichen Anschauungen in Bezug auf die deutschen Universitäten zu Tage, wie sie bei uns in den betreffenden Kreisen nicht selten sind. Heinz, der weder alt noch erfahren genug war, um sich sagen zu können, daß es sich hier um sehr natürliche und überaus tief eingewurzelte Vorurtheile handelte und daß sich solche durch Worte nicht zerstreuen lassen, nahm sich der deutschen Hochschulen eifrig an

und ging auch seinerseits zum Angriffe über. Nun pflegt aber unsere Universität ihren ehemaligen Schülern so sehr an's Herz gewachsen zu sein, daß selbst alte und besonnene Männer in Leidenschaft zu gerathen pflegen, sobald sie ihre geliebte alma mater angegriffen glauben, und so war es nur natürlich, wenn die Unterhaltung in diesem Falle, wo Heinz auch die wirklichen Vorzüge derselben nicht gelten lassen wollte, einen sehr gereizten Charakter annahm.

„Unsere Studentenverhältnisse," sagte Robert Steinheil, der auch unter den jungen Leuten war, „sind die besten von der Welt und sie könnten allen deutschen Universitäten zum Muster dienen. Bei uns bildet die Studentenschaft nicht einen von allen Seiten zusammengelaufenen Haufen von jungen Leuten, die nichts mit einander zu thun haben, als daß sie dieselben Hörsäle besuchen, sondern sie bildet einen geschlossenen Körper, ein organisches Ganzes. Ein Jeder, der die Universität bezieht, muß den „allgemeinen Comment" garantiren, d. h. er muß sich verpflichten, sich den bestehenden, frei aus der Studentenschaft hervorgegangenen Ordnungen und Organen zu fügen. Thut er das nicht, so schließt er sich eben damit selbst aus unserem Kreise aus und ist gesellschaftlich vogelfrei. Garantirt er dagegen den Comment, so steht es ihm auch wieder frei, sich entweder einfach auf sein Studium zu beschränken, in welchem Falle der Comment sich nur insoweit auf ihn bezieht, als er zu einem ehrenhaften Verhalten verpflichtet ist oder aber, sich einer der vier bestehenden Landsmannschaften anzuschließen. Zieht er das Letztere vor, so erwirbt er damit das Recht, sich an der Wahl des Chargirten-Convents, der höchsten studentischen Behörde, und an der Zusammensetzung des Ehrengerichts zu betheiligen und selbst Zutritt zu diesen Ehrenämtern zu haben. Der Chargirten-Convent seinerseits ist nicht, wie etwa Euer S. C., nur ein Ausschuß einer Anzahl freier Verbindungen, sondern das von der Obrigkeit anerkannte Organ der Studentenschaft als solcher, ein Körper, der mit den Universitätsbehörden auf fast gleichem Fuße verhandelt. Du wirst zugeben müssen, Heinz, daß diese ganze Organisation eine vortreffliche ist und außerdem eine ganz deutsche, denn es ist den Deutschen mehr als andern Völkern eigen, daß sich die Arbeitsgenossen zu festen Vereinigungen zusammenthun und den selbstgegebenen Gesetzen gern gehorchen."

Das war nun ganz richtig und noch dazu verhältnißmäßig sehr gemäßigt gesprochen, denn der Sprecher war innerlich sehr erregt, aber Heinz war nicht in der Stimmung, das zuzugeben.

„Das ist eine Sclaverei," rief er, „wie sie eben nur noch bei uns möglich ist, denn der deutsche Student würde sich einen solchen unerhörten Zwang nie gefallen lassen. Wie? Ich beziehe die Universität, um zu studiren, und da soll ich mich Gesetzen beugen, wohlverstanden, mich Gesetzen beugen müssen, die mit dem Studium absolut nichts zu thun haben? Man soll das Recht haben, mich in Verruf zu thun und somit zu beschimpfen, blos weil ich sage: „„Bleibt mir mit Eurem Chargirten-Convent vom Leibe! Ich habe mit ihm nichts zu schaffen und will von ihm nichts wissen."" Welch' einen Mangel an Selbstgefühl, an Freiheitsliebe setzt das voraus!"

„Sage „Zuchtlosigkeit," rief einer aus dem Kreise.

„Durchaus nicht! Das, was Ihr so preiset, ist einfach ein barbarischer Zustand, denn er hat völligen Indifferentismus in Bezug auf die höheren Lebensziele zur Voraussetzung. Sobald sich bei Euch wirkliche Parteien bilden werden, Parteien, die sich nicht nach der zufälligen Herkunft, sondern nach leitenden Ideen zusammenthun, so ist an ein solches Zusammenhalten nicht mehr zu denken."

„Ach, geh' doch, Heinz," rief Willi Schultz, „davon verstehst Du ja ganz und gar nichts."

„Unter diesen Umständen läßt sich freilich nicht weiter streiten."

„Nein. Davon verstehst Du nichts. Du bist ja auch gar nicht bei uns gewesen. Das, was Du da sagst, ist ja reines Blech."

„Heinz stand zornig auf. „Du wirst das zu verantworten haben!" rief er.

„Ja wohl. Davon verstehst Du ja nichts. Du sprichst reinen Unsinn!"

Die Vettern legten sich nun in's Mittel und suchten eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, was denn auch nach einiger Zeit gelang; aber das Verhältniß Heinzens zu den alten Schulfreunden bekam von Stund' an einen Riß, und das umsomehr, als man so thöricht war, das Gespräch noch weiter fortzuführen.

Wenn auch Robert Steinheil sich darauf beschränkte, den Nachweis zu führen, daß die Freiheit des Einzelnen nicht mehr beschränkt

werde, als es im Interesse der Gesammtheit dringend geboten sei und als Beweis für seine Behauptung die vernünftige Stellung anführte, welche unsere Studentenschaft zum Duelle einnimmt, so fehlte es doch von Seiten der übrigen Debattirenden keineswegs an spöttischen und nichtachtenden Seitenhieben auf die deutschen Hochschulen und Heinz erregte seinerseits durch die Bemerkung, es ließe sich schon a priori nicht annehmen, daß sich die normalsten Verhältnisse gerade auf diesem halbvergessenen Vorposten deutscher Bildung finden sollten, eitel böses Blut. Man brachte zur Entgegnung darauf allerlei sehr gewagte Behauptungen vor, die ihm nun wieder wie lichter Unsinn erschienen, und so war man gegenseitig froh, als man sich trennte.

Als Heinz wieder im Wagen saß und Parkhof zufuhr, stürmte es heftig in ihm. Er hatte sich so fest vorgenommen, mit seinen Verwandten in Eintracht zu leben und — er hatte sich mit fast allen überworfen; er hatte durchaus mit den Schulkameraden treu zusammenhalten wollen und — er hatte diesen Verkehr von vornherein unmöglich gemacht.

„Ich bin nicht, wie ich sein sollte," sagte er sich. „Ich war heute selbst daran schuld, daß unser Gespräch so verlief, denn ich ließ mich wieder von meiner Heftigkeit hinreißen. Sie hatten in Allem Unrecht und ich hatte Recht; aber ich hätte dem Rechnung tragen müssen, daß sie das Bessere eben nicht kennen. Ich will mich künftig mehr mäßigen, mehr beherrschen. Wenn ich erst in der Arbeit sein werde, so recht in der Arbeit, dann wird mir das auch leichter sein. Ich habe es nöthig, daß ich alle meine Kräfte zusammenfasse, denn meine Lage ist eine verzweifelte. Sie halten mich hier Alle für einen verpfuschten Studenten. Wohlan, ich will ihnen beweisen, daß sie sich irren. Meine Thaten, die Resultate meiner Thaten sollen ihnen die Achtung abzwingen, die sie mir verweigern wollen. Du hast Recht, alter Onkel, ich war nie glücklich und werde es nie sein, aber ein Eichenstamm wird nicht mißachtet. Nein. Ich will sie lehren, mich mißachten! Nein, Anna, Du irrtest, wenn Du meintest, daß es nun bergab mit mir gehe. Du zweifeltest an mir, darum warst Du nicht die Frau, die ich brauche. Steh' ich dann so allein, wie einst mein Vater, wohlan, ich will dafür sorgen, daß ich auch so geachtet dastehe wie er!"

Als Heinz in Parkhof auf sein Zimmer ging, fand er auf seinem

Tische einen Brief vor. Er sah an dem Poststempel, daß er aus Fischersbach war und er erkannte die Handschrift des Pfarrers. Mit heftigem Herzklopfen erbrach er das Schreiben, aber das Herz stand ihm still vor Schreck und Entsetzen, als er las:

Mein Herr!

Das Trauerspiel, das Sie in meinem Hause zur Aufführung brachten, ist zu Ende. Anna ist nicht mehr unter den Lebenden. Möge der allbarmherzige Gott Ihnen verzeihen und möge er bewirken, daß meine unglückliche Tochter das letzte Opfer bleibe, das Ihre Selbstsucht fordert. Das wünscht

Johannes Werde.

Heinz legte den Brief auf den Tisch und lehnte sich schwer zurück in den Stuhl. Es war ein Gefühl tödtlicher Angst, das ihn überkam, einer Angst, wie sie keine Gefahr ihm hätte einjagen können. Von wildem Entsetzen ergriffen, sprang er auf, als ob er flüchten müsse vor den Furien, die ihn verfolgten.

Ach, wohin will er fliehen! Trägt er sie doch mit sich, wohin auch immer sein flüchtiger Fuß ihn bringt, trägt er sie doch mit sich in der eigenen Brust!

Als die Parkhöfschen am folgenden Morgen erwachten, erfuhren sie, daß ihr Gast schon früh Morgens zur Stadt gefahren sei und daß er ein Briefchen an Horace zurückgelassen habe. Dieses war mit sehr deutlicher, fester Hand geschrieben und lautete wie folgt:

Ich muß auf einige Wochen in's Ausland. Mich hat schweres Leid getroffen. Sorge dafür, daß mich nach meiner Rückkehr Niemand nach meiner Reise fragt.

Heinz.

Im Netz der Spinne.

Horace, der die Veranlassung zu Heinzens plötzlicher Abreise errieth, weihte die Seinigen so weit in das Geheimniß ein, als er für nöthig hielt, um ihnen seine Bitte, Heinz gegenüber von dessen plötzlicher Abreise ganz zu schweigen, begreiflich zu machen. Obgleich er mit der Lösung, die Heinzens Verhältniß muthmaßlich gefunden, nicht unzufrieden war, denn im Grunde seines Herzens lebte die Hoffnung, den vergötterten Freund noch einmal mit der geliebten Schwester vermählt zu sehen, so liebte er Heinz doch zu sehr, um seiner jetzt nicht mit großer Theilnahme zu gedenken. Er stand damit nicht allein, denn in einsamer Stunde umarmte Madeleine den Bruder und flüsterte, indem sie in Thränen ausbrach: O, le pauvre monsieur Heinz!

Madeleine dachte und sprach, wenn sie innerlich erregt war, immer französisch, der Bruder deutsch.

Um die Frühstücksstunde kam der Aarburg'sche.

„Entschuldigen Sie, daß ich meinen Besuch so bald wiederhole," sagte er zu Horace, „aber einmal ist es hier zu Lande so langweilig, daß man es uns wirklich nicht übelnehmen kann, wenn wir uns wie Kletten an den Fremden hängen, dann wollte ich Sie und Eichenstamm auffordern, mit mir nach Behrslappen hinüber zu reiten. Ich habe nämlich die Absicht, übermorgen eine große Jagd zu arrangiren (ich habe einige Damhirsche, die meiner Ansicht nach entschieden lebensmüde sein müssen), und da möchte ich, daß Sie mit dem nächsten Nachbarn schon bekannt sind. Was meinen Sie zu meinem Vorschlage?"

Horace, dem der Baron gewaltig imponirte und der ohnehin hoffte, daß der Besuch ihm eine angenehme Zerstreuung gewähren würde, theilte demselben mit, daß Heinz plötzlich verreist sei, erklärte sich aber seinerseits bereit. Er schlug jedoch vor, die Tour zu Wagen zu machen, da er noch nicht im Besitze eines Reitpferdes sei.

„Schon recht," sagte der Baron, „aber Sie müssen mir erlauben zu kutschiren. Ich halte es im Wagen nicht aus, wenn ich nicht selbst die Zügel führe."

Horace hatte natürlich nichts dagegen und bald saßen die Beiden im Wagen. Es hatte in der Nacht geregnet und der Weg war noch naß und schlüpfrig, so daß Horace, als er in den Wagen stieg, die Bemerkung machte, sie würden wohl nur langsam vorwärts kommen. Statt aller Antwort hieb der Baron mit der Peitsche, die ihm der Kutscher eben in den Wagen gereicht hatte, auf beide Pferde ein, so daß diese, die an eine so energische Behandlung nicht gewohnt waren, in wilden Sätzen davon rannten. Frau v. Balteville und Madeleine, die vom Fenster aus der Abfahrt zusahen, glaubten nicht anders, als daß die Thiere durchgingen und brachen in ein lautes Jammergeschrei aus, während Horace, der diese Meinung theilte, sich ängstlich an den linken Arm des Barons klammerte. Der Baron aber, welcher beabsichtigte, die Herzhaftigkeit seines Gefährten auf die Probe zu stellen, stieß einen wilden Jagdruf aus und hieb von Neuem auf die Thiere ein, die nun in rasender Carriere die Landstraße entlang jagten. Der Koth spritzte hoch auf und blendete die Fahrenden, der Wagen schleuderte von der einen Seite der Straße zur andern und die Leute, denen das Gefährt begegnete, flüchteten erschreckt über den Graben zur Seite des Weges.

„Um Gotteswillen," jammerte Horace, der sein letztes Stündlein gekommen wähnte, „um Gotteswillen! Meine arme Mama!"

Hätte er, statt den Kopf an die Schulter seines Nachbaren zu drücken, aufgesehen und ihm in's Gesicht geblickt, so würde er an dem Lächeln auf demselben erkannt haben, daß nicht mehr Gefahr vorhanden war, als eine solche tolle Fahrt eben mit sich bringt, und daß der Baron die Pferde noch vollständig in seiner Gewalt hatte, so aber erwartete er in jedem Augenblicke zerschmettert zu werden. Je ängstlicher Horace sich geberdete, um so mehr gerieth Schweinsberg in jene tolle Laune, in der er zu jeder Extravaganz fähig war. Es fehlte nicht viel, so hätte er die Leinen den Pferden über den Hals geworfen und es aus reinem Uebermuthe auf eine Katastrophe ankommen lassen, schließlich begnügte er sich aber doch damit, dort, wo der Weg nach Behrslappen

abbog, in vollem Jagen um die Ecke zu fahren. Dann zügelte er in ein paar Augenblicken die schweißtriefenden Thiere.

„Sie müssen sich andere Pferde anschaffen, Balteville," sagte er dann, „diese sind ganz gute Gäule für eine alte Dame, aber sie taugen nicht für einen Junggesellen. Sie sind abscheulich schwer."

Es dauerte eine Weile, bis Horace sich von der ausgestandenen Angst soweit erholt hatte, daß er sprechen konnte.

„O, mein lieber Baron," rief er, indem er sich mit dem Aermel die Augen frei zu wischen versuchte, „o, mein lieber Baron, nächst Gott verdanke ich meine Rettung Ihnen!"

„Sie sind wirklich außerordentlich liebenswürdig, Herr v. Balteville," erwiderte der Baron, der es jetzt bedauerte, daß er sein Vorhaben mit der Leine nicht doch ausgeführt hatte.

„O, wir werden das Ihnen nie vergessen, Herr Baron, Mama nicht, Madeleine nicht und ich nicht."

„Sie sind wirklich sehr gütig. Wenn Sie nichts dagegen haben, erlaube ich mir übrigens, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie mit Ihrem Taschentuche weiter kämen, als mit Ihrem Aermel, der ebenso schmutzig ist, wie Ihr Gesicht. Sie müssen nämlich wissen, daß Sie wie ein Mohr aussehen."

„Ich danke Ihnen. O, gewiß, ich muß sehr unästhetisch aussehen."

„Allerdings. Einigermaßen."

„Würde man," fragte Horace, nachdem er sein Taschentuch hervorgeholt hatte und sich damit über das Gesicht gefahren war, „würde man es vielleicht schon wagen können, die Pferde zum Umkehren zu veranlassen?"

„Wie meinen Sie?"

„Ich meine, ob die Pferde sich schon hinlänglich beruhigt haben dürften, um ihnen zuzumuthen, daß wir umkehren."

„Wie! Warum wollen Sie umkehren?"

„O, ich sehe ja entsetzlich aus. Ich kann in dieser Gestalt doch keinen Besuch machen."

„Das thut nichts, Herr von Balteville. Das thut ganz und gar nichts. Einmal ist der Behrslappen'sche immer etwas schmutzig und deshalb gegen Schmutz nicht sensibel, sodann wird er sich ja denken

können, daß man durch eine Fahrt bei solchen Wegen nicht eben reinlicher wird."

„Meinen Sie wirklich, daß ich es wagen dürfte, mich Herrn von Lehmhof in diesem Costüme zu präsentiren?"

„Gewiß."

„Ja, aber ich möchte Sie doch bitten, umzukehren. Da die Pferde gleich bei der Hausthüre durchgingen, so wird Mama gewiß in tödtlicher Angst sein."

„Hm! Warten Sie, diesem Uebelstande ließe sich ja auch anderweitig abhelfen. Ich kehre, wenn ich erst einmal im Wagen bin, wirklich nur höchst ungern wieder um. Wäre es Ihnen recht, wenn wir am nächsten Gesinde anhielten und einen Boten mit beruhigenden Nachrichten nach Parkhof schickten?"

„Ich denke, das müßte genügen," erwiderte Horace, der zu rücksichtsvoll war, um seinen Nachbarn zu etwas zu veranlassen, was dieser „wirklich nur höchst ungern" that. Sie hielten also beim nächsten Bauernhofe an. Der Baron winkte einen Knecht, der auf dem Hofe Holz spalte, herbei und schickte ihn nach Parkhof, um der Besitzerin zu sagen, daß die beiden jungen Herrn ohne jeden Unfall bei dem betreffenden Hofe angekommen wären und ihren Weg gesund und guter Dinge fortgesetzt hätten.

Während die Beiden weiter fuhren, eilen wir ihnen voraus, um uns mit Behrslappen und seinem Herrn bekannt zu machen.

Behrslappen war kein altes Familiengut, kein stattlicher Herrensitz, in dem eine große Familie von Generation zu Generation gelebt hat, die ihren Namen und ihr Wappen eingegraben hat in die großen, soliden Steingebäude, die für eine lange Dauer geschaffen sind, während sich um sie uralte Eichen erheben und riesige Ulmen, die schon der Urvater der augenblicklichen Besitzer gepflanzt hat, — nein, Behrslappen war eines jener Güter, die alle möglichen Herren gehabt haben und darüber immer schmutziger und häßlicher geworden sind.

Im Anfange unseres Jahrhunderts kaufte es ein reicher Kaufmann für ein Spottgeld. Als Kunstfreund beschloß dieser, die äußerst bescheidenen Gutsgebäude in wahrhaft künstlerischer Weise ausbauen zu lassen und verschrieb sich zu diesem Zwecke einen Architekten aus Italien. Als die Gebäude ungefähr bis zum Dache fertig waren,

brach der Krieg von 1812 aus und der Besitzer von Behrslappen, der in Folge des Brandes der Vorstädte in seiner Vaterstadt ungeheure Verluste erlitten hatte, sah sich genöthigt, seine hochfliegenden Pläne aufzugeben und das Gut an einen russischen Fürsten zu verkaufen, der seinen Ehrgeiz darin setzte, in jedem Gouvernement des Reichs Güter zu besitzen. Sein Sohn verspielte Behrslappen in nächtlicher Stunde, da das grüne Tuch allen Nationalhaß bedeckte, an einen polnischen Grafen, der es als Absteigequartier für Zeiten, in denen die in seiner Heimath üblichen Massenmeetings einen stillen, ruhigen Zufluchtsort als sehr wünschenswerth erscheinen ließen, zu benutzen gedachte. Da er indessen bald gewahr wurde, daß das Gut zu diesem Zwecke nicht geeignet sei, so verkaufte er es an seinen Verwalter. Nach dem Krimkriege wechselte es in einem Jahre dreimal seinen Herrn, bis es endlich an seinen gegenwärtigen Besitzer kam.

Was nun diesen selbst anbetrifft, so stammte er aus einem Geschlechte, das etwa seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Lande war. Der Stammvater war damals als österreichischer Edelmann Leopold Lehmhof, genannt Löwenstierna, irgendwie in's Land verschlagen worden, hatte dann ein armes, ältliches Edelfräulein geheirathet und seine Tage als Pächter herzoglicher Domainen verbracht. Er war gestorben, ohne die beiden heißesten Wünsche seines Lebens: reich zu werden und sich in die Korporation des Landesadels aufgenommen zu sehen, erreicht zu haben. Sein Leben war in Bezug auf diese beiden Dinge typisch geworden für seine Nachkommen, die ebenfalls ihr ganzes Sinnen und Trachten auf dasselbe Ziel gerichtet hatten, ohne damit glücklicher zu sein, als ihr Ahnherr. Als unseres Lehmhof Vater banquerottirte und gleich darauf starb, war das Geschlecht weiter vom Ziele, als je zuvor.

Der letzte Sprosse des Geschlechts war übrigens fest entschlossen, dieses Ziel seinerseits, koste es, was es wolle, zu erreichen. Er glaubte, daß es vor Allem darauf ankomme, reich zu werden, und daß sich das Uebrige dann schon finden würde. War er doch mit einem großen Theile der adligen Geschlechter der Umgegend verwandt, wie konnte es ihm da an Erfolg fehlen?

Ganz ohne Einfluß blieb übrigens diese Verwandtschaft keineswegs; das zeigte sich auch darin, daß man den schlechten Mann doch

vielfach in die Gesellschaft ließ. Er geberdete sich übrigens ganz wie ein Baron, sagte immer „wir", wo er den Landesadel meinte, und äußerte bei jeder Gelegenheit hochadelige Grundsätze. Ließ man sich das nun auch gefallen, so fühlte Lehmhof doch immer heraus, daß er nicht für voll galt, und so konnte er sich denn einreden, daß die Nichtachtung, die er vielfach erfuhr, nicht seinen persönlichen Fehlern und Lastern galt, sondern eben nur seiner Abkunft. So haßte er denn die Korporation, in deren Schooß er wenigstens seinen Sohn um jeden Preis aufgenommen sehen wollte, auf's Bitterste, obgleich er sich, wie gesagt, wohl hütete, dieser Empfindung Ausdruck zu verleihen.

Die meisten der adeligen Familien gingen übrigens nicht mit ihm um oder beschränkten sich auf rein geschäftliche Beziehungen. Eine gute Anzahl ihrer Standesgenossen war toleranter, sie dachten über seinen Wald, wie Vespasian über die von Titus geschmähte Steuer, ritten mit ihm auf die Jagd und spielten mit ihm Karten nach Herzenslust.

Lehmhof behielt sein vorläufiges Ziel, die Erwerbung eines großen Vermögens, unausgesetzt im Auge. Er war unermüdlich darin, Geld zu erwerben und war in der Wahl der Mittel keineswegs bedenklich. Konnte man es nur billigen, daß er auf seinem Gute neben Brantweinbrennerei und Bierbrauerei, neben Kalkofen und Ziegelei, neben Oelmühle und Seifensiederei auch eine Tuchfabrik und eine Papiermühle anlegte, so machte es doch schon einen unbehaglichen Eindruck, wenn man sah, daß dicht an seinem Parke eine Poudrettefabrik erstand. Schlimmer noch war es, wenn er, was damals noch gestattet war, mit seinen Pächtern nur jährliche Contracte schloß und auch die nicht einmal schriftlich; daß er diesen Umstand dazu benutzte, den armen Leuten auch den letzten Kopeken aus der Tasche zu ziehen, indem er darauf rechnete, daß sie sich nur im alleräußersten Falle dazu entschließen würden, den Boden, den ihre Väter bestellt hatten, zu verlassen; daß er endlich systematisch den patriarchalischen Charakter, den unsere Agrarverhältnisse damals noch durchaus trugen, abstreifte und als ein echter, rechter Fabrikherr der Gegenwart seine Knechte lediglich als nach Möglichkeit auszunutzende Kräfte betrachtete und sein ganzes Bestreben nur darauf richtete, diese Kräfte möglichst billig zu erwerben.

Seine Chatullenwirthschaft war um nichts sauberer, als seine

Landwirthschaft. Seine leitenden Grundsätze in dieser Beziehung waren folgende drei: Bezahle so wenig als möglich und nur, wenn Du durchaus mußt. Hebe jeden Groschen auf, den Du findest und suche überall nach ihnen, denn sie liegen aller Orten umher. Gieb so wenig als möglich aus.

Der Behrslappen'sche verfuhr nach dem ersten Grundsatze, wenn er seinen Gläubigern, seinem Lehrer, seinen Dienstboten, den Handwerkern, die für ihn arbeiteten, nie ihren Gehalt auszahlte, ehe sie ihn verklagt hatten, indem er ganz richtig darauf rechnete, daß dieser oder jener die ungewisse und beschwerliche Klage ganz aufgab.

Er verfuhr nach dem zweiten Grundsatze, wenn er die Unerfahrenheit der Leute, mit denen er es zu thun hatte, zu kleinen Unredlichkeiten benutzte: Personen, die Nichts von Pferden verstanden, alte oder mit Fehlern behaftete Thiere als junge und brauchbare verkaufte, mit reichen Gymnasiasten Karten spielte, oder Unmündigen Geld lieh und einen kleinen Handel mit Hühnerhunden trieb, die ihm seine Buschwächter dressiren mußten. Wie er diesen Grundsatz im Großen betrieb, haben wir schon gesehen.

Er verfuhr nach dem dritten Grundsatze, indem er keine Meubel, kein Geräth im Hause hatte, das er nicht auf irgend einer Auction erstanden, keinen Rock ablegte, ehe er ihn hatte wenden oder färben lassen.

Die beiden Herren hatten sich mittlerweile dem Gute genähert, dessen ohnehin unschönen Gebäude bei dem grauen Himmel und der neblige Luft wie zerlumpte Bettler aussahen. Lehmhof hielt nichts von steinernen oder auch sonst nur soliden Gebäuden. Er war der Ansicht, daß unser Boden sie nicht bezahlen könne, daß es bei uns vortheilhafter sei, ausschließlich in Holz zu bauen, und er that es.

Auf den an den Hof grenzenden Feldern wurde gepflügt. Die kleinen, langhaarigen Klepper vor den Pflügen sahen so lebensmüde aus, daß man unwillkürlich bei jedem Schritte, den sie thaten, erwartete, sie würden niederstürzen und verenden. Lehmhof war der Meinung, daß unser Klima keinen besseren Pferdebestand zulasse, er kaufte daher auf den Pferdemärkten der Umgegend die elendesten Mähren und schoß sie dann im Herbste todt, um mit ihren Kadavern die Füchse zu füttern.

Der ganze Hof sah so ungemüthlich aus, wie nur möglich. Kein Storch hatte sein Nest auf dem Giebel des Hauses gebaut, — Störche sollten dem Hasenbestande schaden; keine Schwalbe zwitscherte über der Hausthüre, — sie sollten Ungeziefer verbreiten; keine Taube girrte auf dem Firste, — sie sollten das Dach verderben.

Der Wagen fuhr erst an einer langen Scheune, dann an einem Holzgarten vorüber und hielt endlich vor dem Wohnhause. Die Thüre öffnete sich sogleich und Lehmhof und sein Sohn traten den Gästen entgegen. Der erstere trug einen sehr alten braunen Rock, eine graue, weißgesprenkelte Weste und eben solche Beinkleider, die sich an den Knieen in ein Paar plumpe Schmierstiefel verloren; er sah fetter und freundlicher aus denn je.

„Guten Morgen, Lehmhof, guten Morgen Lebrecht, mein Sohn," rief Schweinsberg, indem er aus dem Wagen sprang. „Ich bringe Euch hier einen Nachbarn mit. Herr von Valteville — Herr von Lehmhof!"

Die beiden Vorgestellten schüttelten sich die Hände. „Außerordentlich angenehm," schmatzte Lehmhof, „außerordentlich angenehm. Sehr erfreut, daß sie wieder im Lande sind. Bitte, treten Sie ein, meine Herren."

Ein Diener, ein kleines, verwahrlostes Geschöpf, nahm den Herren die Mäntel ab, dann führte der Hausherr sie in den Saal.

Schweinsberg, der Lebrecht Lehmhof, obgleich dieser 17 Jahr alt war und sich gebärdete wie ein 70jähriger Greis, immer als Kind behandelte, eilte auf ihn zu, um ihn nach seiner Gewohnheit zu quälen. Lebrecht lief davon, der Baron ohne Weiteres hinter ihm her, und so ging die wilde Jagd durch das ganze Haus. Horace blieb bei dem Hausherrn.

Lehmhof erkundigte sich mit großer Theilnahme nach Heinz und fragte, ob er schon etwas gefunden habe. Er müsse bis Georgi doch damit im Reinen sein. Ob Heinz ferner an einen Kauf denke, oder an eine Pachtung.

„Ich kann Ihnen über alle diese Dinge vorläufig noch keine Auskunft ertheilen," erwiderte Horace, „aber ich denke, daß mein Freund sich jedenfalls noch darüber wird schlüssig machen, ob er

kaufen oder pachten will. Ich meine jedoch, daß er sich wohl für das Erstere entscheiden wird."

„So? Meinen Sie? Das thut mir eigentlich leid. Ich hätte ihm sonst behilflich sein können."

„Wirklich? O, das wäre ja sehr erfreulich. Wissen Sie vielleicht von einem empfehlenswerthen Gute, das zu haben ist?"

„Hm! Nein, zu kaufen ist es nicht."

„Nicht? Also zu pachten? Dürfte ich vielleicht so indiscret sein, in Sie zu dringen, und Sie um gefällige Auskunft zu bitten, Herr von Lehmhof?"

„Nun, warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Wenn Herr Eichenstamm auf eine Pachtung ausginge, so würde ich, glaube ich, mich entschließen können, ihm gegen eine billige Entschädigung Endhof zu überlassen. Ich habe es noch auf 33 Jahre und es wird mir daher nicht leicht werden, mich davon zu trennen, aber sehen Sie, Herr v. Balteville, ich bin nun einmal ein so eigenthümlich pietätvoller Mensch, und ich mache mir darüber Vorwürfe, daß ich so bin, aber ich kann mich nicht anders machen — also, ich bin Ihrem Freunde gegenüber nicht unbefangen. Ich war mit seinem Vater befreundet. Es war ein herrlicher Mann, und ich kann wohl sagen, daß ich mit ihm sehr, sehr befreundet war. Ich halte mich für verpflichtet, dem Sohne wenigstens einigermaßen die Liebe zu vergelten, die ich vom Vater erfuhr."

Horace ergriff die Hand Lehmhofs und drückte sie herzlich.

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr v. Lehmhof," sagte er, „sehr liebenswürdig, aber ich fürchte, daß mein Freund zu stolz auf seine Unabhängigkeit ist, um Ihre gütige Hilfe anzunehmen."

„Aber das wäre doch sehr thöricht," rief Lehmhof. „Solch eine Empfindung wäre doch dem Freunde seines Vaters gegenüber wenig am Platze. Aber daran erkenne ich den Sohn meines Freundes. Ganz der Vater! Der wollte auch immer sich alles selbst verdanken. Aber reden Sie ihm doch recht zu, Herr v. Balteville. Ich weiß, daß Sie den größten Einfluß auf ihn haben, und wenn Sie es nur recht wollen, so würde er auf meine wohlgemeinten Vorschläge gewiß eingehen. Es ist wirklich viel verständiger, wenn er mit einer Pachtung anfängt. Jetzt, bei der Knechtswirthschaft, gehören zum Ankaufe

eines Gutes Kapitalien, über die er nicht verfügt. Mit seinen 22,000 Rubeln kann män heutzutage kein Gut kaufen."

Horace sah Lehmhof verwundert an; woher wußte der, daß Heinz gerade 22,000 Rubel besaß?

Lehmhof bemerkte es und fuhr fort: „Sie werden sich wundern, woher ich weiß, wie groß sein Vermögen ist. Nun, ich bin ja eben mit der Eichenstamm'schen Familie so liirt, daß ich mich gewissermaßen, obgleich er ja bereits mündig geworden ist, doch immer noch wie seinen Vormund betrachte."

Horace machte ein sehr erfreutes Gesicht. „Sie glauben nicht," sagte er, „wie sehr es mich freut, daß Sie meinem Freunde so zugethan sind, aber ich muß Ihnen gestehen, daß ich selbst im Zweifel darüber bin, ob Heinz Ihr großmüthiges Anerbieten annehmen kann."

„Aber ich bitte Sie! Von dem Freunde seines seligen Vaters! Und dann verlange ich ja auch nicht, daß er es ohne jeden Entgelt annimmt. Das müßte ihm natürlich drückend erscheinen, nein, möge er mir eine mäßige Abtragssumme auszahlen. Ich bin aus Rücksicht auf seinen Stolz bereit, eine soche anzunehmen, und ich werde sie eventuell aus Zartgefühl so hoch stellen, daß er nicht merken wird, was mich dazu veranlaßt hat, ihm das Gut abzutreten."

Die biedere, offene Sprache Lehmhofs entzückte Horace.

„Das ist ja herrlich," rief er ein über das andere Mal. „Sie haben gewiß ganz recht, Heinz thut besser, wenn er mit einer Pachtung anfängt, und daß es gerade Endhof ist, Endhof, das kaum vier Werst von Parkhof entfernt liegt! O, wie ist das schön!"

Schweinsberg kam nun zurück. Er war ganz athemlos und wischte sich mit dem Taschentuche den Schweiß von der Stirn.

„Ein toller Junge, der Lebrecht," rief er lachend, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, so daß dieser, der einmal auf einer Auction gekauft und sehr alt war, zerbrach und der Baron zu Boden fiel. Das vermehrte aber nur seine Lustigkeit.

„Hör' einmal," rief er, „das muß ich sagen, Du lebst ja hier wie im Glaspalaste, Alles umher ist zerbrechliche Waare. Du bist hier das einzige Durabele! Was?" Bei den letzten Worten schlug er Lehmhof so derb auf die Schulter, daß dieser zusammenfuhr. „Du bist wirklich noch ein ganzer Junge, Otto," brummte er.

„Nun, sei nicht böse. Was kann ich dafür, daß ich nicht so alt auf die Welt kam, wie Dein Lebrecht. Das ist ein köstlicher Junge! Hörtest Du, wie er schrie, als ich ihn kitzelte? Ich dachte, er würde unter meinen Händen den Geist aufgeben."

„Du mußt mit ihm vorsichtiger umgehen, Otto," meinte der Vater, „es ist ein zarter Knabe."

„Bravo! Ein zarter Knabe! Ich bitte Dich, Lehmhof, wie alt soll denn der Lebrecht werden? Wenn er jetzt stürbe, so stürbe er doch immerhin als Greis."

Lehmhof schienen die Neckereien Schweinsbergs höchst unangenehm zu sein.

„So sei doch endlich vernünftig," sagte er ärgerlich.

Der Baron schwieg denn auch wirklich eine Weile. Dann fragte er, wo Lehmhofs Hühnerhund sei, und als er erfuhr, daß derselbe angekettet, weil er an einem wunden Fuße leide, begab er sich in die Küche.

„Werden Sie selbst wirthschaften, Herr v. Balteville?" fragte Lehmhof.

„Ich will versuchen, von Georgi ab den großen Hof zu verwalten," erwiderte Horace. Der Baron Markhausen ist so freundlich, die eigentliche Bewirthschaftung des Gutes noch beizubehalten."

„Warum das, Herr von Balteville? Warum das? Sie sollten selbst wirthschaften, selbst das Ganze in die Hand nehmen. Markhausen meint es gewiß ehrlich und gut, aber er ist ein großer Theoretiker, und es kommt ihm mehr darauf an, daß die Wirthschaft, die er leitet, nach Etwas aussieht, als daß sie Etwas abwirft. Es fließt bei dieser Methode Alles wieder in's Gut zurück und man behält, trotz dem glänzendsten Ertrage, Nichts in der Tasche. Sehen Sie, Herr von Balteville, ich bin ja kein berühmter Landwirth, aber ich bin doch über die ersten Anfänge hinaus und ich kann wohl sagen, daß ich vorwärts komme. Sehen Sie sich meine Wirthschaft an, Herr v. Balteville. Sieht sie nach Etwas aus? Sie sieht nach Nichts aus, aber sie ist einträglich, und das ist denn doch die Hauptsache. Sie sollten selbst wirthschaften, Herr v. Balteville. Ich bin gern erbötig, Ihnen, wenn Sie es für nöthig halten, mit gutem Rathe unter die Arme zu greifen."

„Sie sind sehr gütig, Herr von Lehmhof, allein ich würde wirklich fürchten, Ihren Rath allzu oft in Anspruch nehmen zu müssen."

„Das hat nichts zu sagen. Sie sollten selbst wirthschaften. Sie würden sich dabei besser stehen. Ich halte Markhausen für keinen guten Wirth, denn er ist zu vornehm, er verläßt sich zu leicht auf die Leute. Wer den Leuten vertraut, wer nicht immer und überall selbst dabei ist, dem stehlen sie das letzte Heu vom Boden und das letzte Kalb aus dem Stalle. Nun, Sie haben noch nicht selbst gewirthschaftet, sonst würden Sie wissen, mit was für trägen, diebischen Leuten wir es hier zu thun haben und wie undankbar sie sind."

Lehmhof erzählte nun einige Fälle von haarsträubender Undankbarkeit, die er erlebt haben wollte und fuhr dann fort:

„Aus Ihrem Parkhof ließe sich leicht der dreifache Betrag Ihrer gegenwärtigen Einnahmen erzielen. Ihre Wirthe z. B. zahlen gewiß nicht ein Drittheil von dem, was sie zahlen könnten. Markhausen ist darin ganz wie der Bachhöf'sche, ein reiner Idealist. Die Beiden verschenken ihre Gesinde geradezu und das thut mir leid. Es thut mir um unserer Bauern willen leid, denn es ist nationalökonomisch unrichtig. Gar zu billige Arrenden machen die Bauern nur träge und übermüthig. Dann halte ich ein solches Verfahren auch für unpolitisch und unpraktisch. Es muß Erbitterung unter den Bauern der Nachbarschaft erregen, deren Herren, auch wenn sie es wollten, nicht in der Lage sind, ihre Revenüen um die Hälfte zu verringern. Ganz dasselbe gilt von dem Knechtslohne. Markhausen und der Bachhöf'sche haben aus übertriebener Gutmüthigkeit die Löhne hier so in die Höhe getrieben, daß unsere Aecker nächstens werden brach liegen müssen. Warum nicht einfach Nachfrage und Angebot ihren Weg gehen lassen, sag ich, sie werden sich dann schon gegenseitig reguliren, sag ich. Die Philanthropie, sag ich, hat mit der Nationalökonomie nichts zu thun, sag' ich. Da ist aber jetzt unter den meisten Herren eine solche Bauernfreundschaft, daß darüber die Elemente der Wissenschaft mit Füßen getreten werden. Es heißt dann immer: „Das sind wir unserem Rufe schuldig," aber ich vermag nicht einzusehen, warum ich mich um unseres Rufes willen ruiniren, warum ich dem Vorurtheile meiner Standesgenossen zu Liebe die Principien der Wissenschaft mit Füßen treten soll."

Lehmhof sah, während er so sprach, außerordentlich ärgerlich aus. Es wäre ihm offenbar sehr schwer geworden, die Principien der Wissenschaft so rauh zu behandeln.

Schweinsberg kam wieder herein, man sprach von dem kranken Hunde, vom Durchgehen der Pferde und von der bevorstehenden Jagd. Nach dem Frühstücke machte der Hausherr den Vorschlag, Karten zu spielen und man setzte sich an den grünen Tisch. Es wurde Preference gespielt mit offenen und verdeckten Misères. Man spielte unsinnig hoch. Als festgestellt wurde, wie hoch der Fisch gerechnet werden sollte, erschrak Horace so sehr, daß er erbleichte, aber er hatte nicht den Muth zu protestiren und nahm sich nur vor, recht vorsichtig zu spielen. Nachdem man einige Zeit gespielt hatte, verwechselte er eine Acht mit einer Sieben, spielte sans prendre und machte, da die Acht zu einer langen Farbe gehörte, 7 bêtes. Er erschrak darüber auf's Neue und fing an, caché's zu hazardiren, natürlich mit dem schlechtesten Erfolge. Als sie aufhörten, hatte er tausend zweihundert Rubel verloren. Er war in der tödtlichsten Verlegenheit. Als er einwilligte, eine Partie zu machen, hatte er geglaubt, es würde sich um einen Umsatz von 20—30 Rubeln handeln, jetzt war es um Tausende gegangen, um Summen, über die er gar nicht verfügte.

Kreidebleich sagte er dem Behrslappen'schen, daß er ihm das Geld morgen zuschicken werde. „O, bitte," meinte dieser, „es hat gar keine Eile damit. Wir sind ja Nachbaren, und ich hoffe, noch so manche Partie mit Ihnen zu machen."

Der Aarburg'sche, der, obgleich er schließlich 300 Rubel verlor, die ganze Zeit über in der besten Laune gewesen war (Horacens mühsam verhaltene Aufregung hatte ihm den größten Spaß gemacht), schlug vor, jetzt gleich noch eine Partie zu machen, aber diesmal ließ sich Horace nicht halten und sie fuhren davon.

Als sie im Wagen waren, konnte sich Horace nur mit Mühe der Thränen erwehren. Der Hals war ihm wie zugeschnürt, seine Aufregung furchtbar. Schweinsberg dagegen befand sich in der besten Stimmung.

„Sie haben gründlich geblutet," sagte er. „Sie spielten ja auch wie ein Unsinniger."

Horace nickte nur mit dem Kopfe; er konnte vor Kummer nicht sprechen. Was wird Mama dazu sagen, dachte er, was Madeleine?

Als Schweinsberg ihn zu Hause abgesetzt hatte, und dann davon geritten war, erzählte Horace den Seinigen zwar davon, daß Schweinsberg ihm das Leben gerettet habe, verschwieg aber die Spielschuld. Er konnte sich nicht entschließen, der Mutter einen solchen Schmerz zu bereiten und hoffte, den folgenden Tag von Schweinsberg das Geld zu erbitten. Er war aber tief unglücklich, konnte die ganze Nacht über nicht schlafen und gelobte sich hoch und theuer, nie wieder so hoch zu spielen.

Mittlerweile war in Behrslappen, als die Gäste fortgefahren waren, Lebrecht wieder zum Vorschein gekommen. Der Vater befand sich in der rosigsten Laune, saß vor seinem Schreibtische und schloß ihn auf und zu.

„Du wirst einmal ein reicher Mann sein," sagte er und klopfte dem Sohne auf die Schultern, „ein sehr reicher Mann. Mich verachten und verhöhnen sie, weil ich arm war und nicht wählerisch sein konnte in den Mitteln, um reich zu werden, aber Du wirst reich sein von vornherein. Du wirst es einmal leichter haben, als ich und eine geachtete Stellung einnehmen. Dich werden sie mit Vergnügen in ihre Korporation aufnehmen. Nein, Dich wird kein Mensch verhöhnen. Als ich so alt war, wie Du, sah mich kein Mensch an, als um mich zu verspotten. Lebrecht, mein Sohn, Dir wird einmal das Land gehören von Stadt zu Stadt, so weit man sieht, und Aarburg wirst Du in ganz billiger Arrende haben."

„Papa, sie verhöhnen mich aber auch."

„Das schadet nichts, mein Sohn, das kommt Dir nur so vor. Dich werden sie nicht verhöhnen."

„Aber Papa, der Otto Schweinsberg hat mich heute —."

„Laß es gut sein, mein Sohn. Otto Schweinsberg ist ein Wahnsinniger. Er ist nicht zurechnungsfähig. Du wirst einmal ein großer Herr werden, ein so großer Herr, wie der Fürst P . . . . ."

„Papa, hast Du den jungen Balteville im Schreibtische?"

„Noch nicht, mein Sohn, aber er kommt hinein, er kommt hinein, der junge Eichenstamm kommt hinein und, was das Beste ist, Markhausen kommt heraus, nämlich vorläufig aus Parkhof. Sei ganz ruhig, mein Sohn, Du wirst einmal ein reicher Mann sein, und sie werden Dich nicht verhöhnen."

Alte Schulden.

Am andern Morgen fuhr Horace schon sehr früh nach Aarburg und bat Schweinsberg, ihm das Geld zu leihen. Dieser war denn auch sogleich dazu erbötig und schickte es ihm noch am Nachmittage zu. Er hatte es sich auf die einfachste Weise verschafft, indem er nach Behrslappen hinüber geritten war und es sich von Lehmhof geholt hatte, Horace aber glaubte, daß Schweinsberg sich seinetwegen große Mühe gegeben habe, und war ihm daher für den geleisteten Dienst unendlich dankbar. Er verschwieg seine Erlebnisse so sorgfältig, daß weder die Mutter noch Markhausen, noch auch selbst Madeleine Etwas von ihnen erfuhren, aber er sprach von Schweinsberg fortan immer nur sehr warm und mit großer Hochachtung.

Als Heinz nach etwa acht Tagen aus Deutschland zurückkehrte, wurde, wie er das gewünscht hatte, seiner Reise mit keiner Silbe gedacht und er selbst beobachtete über dieselbe auch dem Freunde gegenüber vollständiges Schweigen. Er schien nur von dem Gedanken beherrscht zu sein, sich um jeden Preis Arbeit zu verschaffen und als Horace ihm von der Absicht Lehmhofs in Bezug auf die eventuelle Abtretung Endhofs erzählte, war er sichtlich erfreut und fuhr noch an demselben Tage mit Horace nach Behrslappen. Wenn er weniger von dem einen Gedanken, in einer anstrengenden Thätigkeit Vergessen der Vergangenheit zu finden, beseelt gewesen wäre, so würde er sich von der Persönlichkeit Lehmhofs sicherlich zurückgestoßen gefühlt haben und er hätte sich wohl gefragt, wie es zugegangen sei, daß er bei Lebzeiten seines Vaters und nachher nie Etwas von der intimen Freundschaft zwischen diesem und Lehmhof gehört hatte; so aber hielt er sich nur an Endhof. Man fuhr sofort nach Endhof. Es lag zwischen Bachhof und Aarburg am Fluß und sah so baumlos und freudlos aus, wie nur irgend eines unserer Kronsgüter, auf welchem seit vielen Generationen keine Standesperson gewohnt hat. Als sie

nach Behrslappen zurückgekehrt waren, vertieften sie sich dann in die Wirthschaftsbücher, welche Lehmhof mit seinem fetten Lächeln vor ihnen ausbreitete.

Die Bücher wiesen aus, daß die von ihm geforderte Abtragssumme allerdings eine sehr mäßige war, denn Endhof war nach ihnen ohne Zweifel das relativ einträglichste Gut am ganzen Flusse. Es war kein Wunder, daß Horace sich ganz erstaunt fragte, wie es denn zugehe, daß sein schönes Parkhof verhältnißmäßig so geringe Erträge abwerfe und sich in der Meinung bestärkte, daß Markhausen ein Luxuslandwirth sei.

„Sie werden sich," sagte Lehmhof erläuternd, „vielleicht wundern, daß eine Wirthschaft, welche so wenig verspricht, so große Erträge abwirft, allein Sie haben es hier mit Ursache und Wirkung zu thun. Eben weil ich nicht auf das Aeußere Gewicht lege, sondern auf die Sache, eben weil ich mich nicht an den Schein, sondern an das Wesen halte, komme ich vorwärts und Sie werden gut thun, meine Herren, meinem Beispiele zu folgen. Es liegt jetzt in der Luft, sogenannte Meliorationen einzuführen und man glaubt Großes erreicht zu haben, wenn die Felder reiche Ernten abwerfen und das Vieh sich stattlich ausnimmt. Was ist aber damit erreicht, wenn mir die Düngung und die Bearbeitung der Felder mehr kostet, als sie mir einbringen und ich bei jeder Kuh und jedem Kalbe zusetzen muß? Solch eine Wirthschaft weist große Einnahmen auf, aber wo bleiben sie? Sie gehen wieder in die Wirthschaft zurück. Solche Wirthschaften verstoßen gegen die Nationalökonomie und, ich bitte Sie, meine Herren, wer vermag Etwas gegen die Nationalökonomie?"

Lehmhof saß, während er diese Worte redete, vor seinem Schreibtische. Heinz und Horace nahmen jeder einen Stuhl zur Seite ein, blickten in die Bücher und hörten dem Lehmhof'schen Redeflusse, der immer stärker strömte, zu. Lebrecht wärmte seine hageren Glieder am Ofen, während ein großer, schwarz und weiß gefleckter Hühnerhund, der in einer Ecke auf einem Strohsacke lag, von Zeit zu Zeit aufstand, laut gähnte und sich dann wieder hinstreckte.

„Man behauptet," fuhr Lehmhof fort, „daß der Boden einen um so größeren Ertrag abwerfen müsse, als er stärker gedüngt und tiefer gepflügt werde. Das ist ein Unsinn, sag' ich und eitel

Unverstand, sag' ich und ein Kind kann das einsehen, sag' ich. Wenn ich eine Lofstelle Land stark dünge und z Fuß tief aufpflüge, so wirft sie mir x Lof Getreide ab. Ich sage x Lof, weil man solche Dinge immer aus dem Gebiete des täglichen Lebens in das der Mathematik, der Algebra, erheben muß, sag' ich. Dadurch bekommen sie erst einen allgemeinen Werth. Also, sag' ich, von der Lofstelle ernte ich, bei einer Düngung die wir y nennen wollen (um der Algebra willen, meine Herren) und bei einer Pflugtiefe von z, x Lof Getreide. Wenn ich nun y verhundertfache und z verhundertfache, würde ich dann wohl auch 100 x ernten? Oder wenn ich statt hundert — tausend setze, würde sich x wohl vertausendfachen? Sie sehen, die Meliorationen sind gegen die Gesetze der Nationalökonomie und halten vor der Algebra nicht Stich."

„Nun ja, übertrieben dürfen sie freilich nicht werden," sagte Heinz und sah von seinem Buch auf.

„Das ist es eben," rief Lehmhof. „Sie haben ganz Recht, aber man übertreibt sie hier ganz allgemein. Der Bachhöf'sche übertreibt sie, die meisten Herren übertreiben sie und Markhausen übertreibt sie ganz ungeheuer."

Das, was Lehmhof sagte, erschien den jungen Leuten ganz plausibel, zumal Heinz, der sich entsann, daß im Hause des Pastors seinerzeit oft davon die Rede gewesen war, wie der Adel der Gegend nach dieser Richtung hin zu weit gehe. Der Behrslappen'sche hatte freilich damals, wie Heinz sich allmählig entsann, im Pastorat immer eine überaus ungünstige Beurtheilung erfahren, aber Heinz war nicht in der Stimmung, darauf großes Gewicht zu legen. Dazu kam, daß der Gedanke, ein verwahrlostes Heimwesen zu übernehmen, für ihn kaum etwas Abschreckendes hatte, denn es verlangte ihn ja nach Hindernissen, die zu überwinden waren, nach Verhältnissen, die seine ganze Kraft in Anspruch nehmen mußten. So fuhr er denn mit dem Entschlusse, Endhof jedenfalls zu übernehmen, nach Hause.

Obgleich er sich nun mit dem besten Rathgeber, den er in diesem Falle haben konnte, mit dem Parkhöf'schen Pastor nämlich, überworfen hatte, so blieb er doch nicht ganz ungewarnt. Onkel Konrad, der von der Landwirthschaft freilich nichts verstand, warnte ihn vor dem Manne, mit dem er es zu thun bekam, aber sein Urtheil erschien

Heinz, als das eines Laien, nicht competent; Markhausen spielte Horace gegenüber darauf an, daß die Abtragsumme, welche Lehmhof verlangte, eine ganz unerhört hohe sei, aber seine Meinung schien durch persönliche Feindschaft gegen Lehmhof und vielleicht auch durch Eifersucht wegen der einträglicheren Wirthschaftsmethode des Behrslappen'schen beeinflußt; Frau Irene schrieb, daß ihr Bruder Nichts von dem Unternehmen wissen wolle, aber beide kannten ja nicht die Details und konnten daher nicht als Sachverständige gelten. Der Aarburg'sche, der vielleicht Heinz über den Behrslappen'schen die Augen geöffnet hätte (vielleicht, je nach Stimmung) war eben damals nicht zu Hause, sondern jagte irgendwo in Oberlande und so griff denn Heinz zu.

Als der erste Schnee gefallen war, fuhr Heinz eines Tages mit dem Behrslappen'schen, der es fast noch eiliger hatte als er, zur Stadt und schloß mit ihm einen Contract ab, nach welchem Herr von Lehmhof dem Herrn Eichenstamm das Kronsgut Endhof vom Georgitage des folgenden Jahres ab bis zum Ablauf der Arrendejahre in Afterpacht übergab, wofür er seinerseits die Summe von so und soviel Rubeln erhielt. Zugleich kaufte Heinz das lebende und todte Inventar und somit war denn der Rubicon überschritten und es gab für ihn kein Zurück mehr.

An dem Tage, der auf den Abschluß des Contractes folgte, beschloß Frau von Balteville, die gute Schlittenbahn und den Vollmond zu benutzen und in Bachhof, wo sie bisher nur eine Visite gemacht hatte, einen Abendbesuch abzustatten. Heinz schloß sich den Baltevilles an und so fuhr denn die ganze Gesellschaft hinüber.

In Bachhof hatte man mittlerweile unruhige Tage verbracht, denn der Baron und die Baronin hatten Schulsorgen und die jungen Mädchen waren nicht ruhiger als sie.

Eines Tages hatte die Baronin ihren Gemahl in ihrer ruhigen, bestimmten Weise darauf aufmerksam gemacht, daß es die höchste Zeit sei, mit dem Unterricht in der Volksschule zu beginnen, da aber keine Aussicht sei, daß das Schulhaus noch im Herbste fertig werde, so müsse man sich nach einer andern Räumlichkeit umsehen. „Da uns nun," fuhr sie fort, „kein anderes Local zur Verfügung steht, so werden wir den Unterricht im Saale ertheilen lassen müssen und

ich habe daher den Befehl gegeben, Alles in demselben so herzurichten, daß Herr Jurkiewitsch gleich morgen mit dem Unterrichte beginnen kann. Der Wagger hat den Auftrag erhalten, die Wirthe davon in Kenntniß zu setzen, damit die Kinder morgen hier sind."

Nun war der Baron ein so wohlwollender und um das Wohl seiner Bauern so sehr besorgter Herr, wie nur irgend ein Gutsbesitzer im Lande und die Schule war speciell sein Lieblingskind, wie denn unsere Heimath überhaupt die ebenso seltene als erfreuliche Erscheinung zeigt, daß ihr gesammtes Volksschulwesen, ohne allen äußeren Zwang, bloß durch die Initiative seiner Geistlichkeit und durch den humanen und opferwilligen Sinn seiner Gutsbesitzer entstanden ist. Trotzdem erschrak er bei dem Gedanken, seinen Saal den ganzen Winter über der Schuljugend einzuräumen.

„Liebe Eleonore," sagte er, „sollte das nicht etwas zu rasch gehandelt sein? Sollten wir nicht ein Mittel ausfindig machen können, die Schule beginnen zu lassen, ohne ihr gerade unseren Saal einzuräumen?"

„Schön! Welches?" fragte Frau Eleonore und sah ihren Gemahl so unbefangen an, als ob sie wirklich erwartete, daß derselbe mit einem positiven Vorschlage hervorrücken werde.

Der Baron schüttelte mißmuthig den Kopf und rollte in großer Verlegenheit die Enden seines langen, weißen Schnurrbartes um seinen Zeigefinger.

„Könnte man ihnen nicht die Herberge einräumen, mein Täubchen?" fragte er endlich.

„Schön! Welches Zimmer?"

„Wie? Welches Zimmer? Nun, das läßt sich in der That so rasch nicht sagen, aber ich denke, es müßte sich doch Raum schaffen lassen. Wie wäre es mit dem Brauhaus?"

Die Baronin schüttelte den Kopf. „Ich habe an alle diese Möglichkeiten bereits gedacht," sagte sie, „aber es geht nicht anders, als daß wir den Saal hergeben."

„Aber unsere Kinder könnten doch einmal tanzen wollen?"

„Schön! So mögen sie im Speisesaale tanzen. Die Schule darf durch solche Bedenken nicht verzögert werden, Gustav. Jurkiewitsch ist engagirt, die Leute haben sich einmal darauf gefaßt gemacht, ihre

Kinder in die Schule zu schicken. Wir haben ihnen die Schule versprochen und wir müssen unser Versprechen halten."

Der Baron blickte ärgerlich zum Fenster hinaus, dann sah er auf seine Gemahlin. Ihr Körper sah so voll und fest aus und ihre Haltung war so gerade, daß die Hoffnung, sie würde sich durch Bitten von ihrem Entschluß abbringen lassen, dem Baron wie reine Tollheit vorkam. Er küßte ihr daher die schneeweiße, volle Hand und sagte: „Wie Du willst, meine Liebe."

Er hatte ihr gegenüber ein sehr schuldbewußtes Gefühl und er war ihr unendlich dankbar, daß sie nicht auf die verspielten 500 Rubel hindeutete.

„Sie ist prächtig energisch," murmelte er nachher, während er einen Gang zur Riege machte „und sie ist tadellos nobel. Ich kann nicht stolz genug auf sie sein."

Trotzdem konnte er sich mit dem neuen Arrangement durchaus nicht befreunden, denn die Schule im Saal erschien ihm als eine gar zu arge Neuerung.

Nun wußte er, daß es noch ein Mittel gab, um bei der Baronin einen Aufschub zu bewirken, aber dieses Mittel bestand in der schleunigen Beschaffung von 500 Rubeln. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, Horace um das Geld zu bitten, aber er verwarf ihn sogleich, weil er wußte, daß Horace sich zu der Bitte nicht unbefangen verhalten konnte, da er ihm Dank schuldig war.

Am folgenden Morgen zogen wirklich Herr Jurkiewitsch und seine Schüler in den Saal ein und der Baron mußte gute Miene zum bösen Spiele machen. Erst als die Eltern der Schüler, welche ihre Kinder am ersten Schultage begleitet hatten, nicht müde wurden, sich bei ihm für das große Opfer, das er ihnen bringe, zu bedanken, fand er einige Entschädigung für den Verdruß, obgleich es ihm andererseits unendlich peinlich war, den Leuten den wahren Grund für die Verzögerung des Baues nicht nennen zu können und zu allerlei Vorwänden seine Zuflucht nehmen zu müssen.

Der Werth des Geldes, jenes Metalles, das er nach Art des Schweinsberg'schen Geschlechts so gründlich verachtete und das er doch so sehr entbehrte, wenn er es nicht besaß, wurde ihm wieder einmal so recht klar, und er nahm sich wieder einmal fest vor, von jetzt an

keine Karte mehr zu berühren. In Folge dieses Entschlusses vermied er es denn auch, mit Lehmhof zusammenzukommen.

Die Baronin ihrerseits war mit der Schuleinrichtung ganz zufrieden, denn dieselbe erschien ihr einmal als eine stete angenehme Erinnerung daran, daß Eleonore Schweinsberg jede Sache, die sie in Angriff genommen, auch zu Ende führt, andererseits aber auch als ein äußerer, sehr passender Ausdruck ihrer vorurtheilsfreien Anschauung. Trotz dieses Pflasters blutete die Wunde, welche der rückwärtsgehende Wohlstand in der Seele der stolzen Frau stets von Neuem aufriß und erweiterte, nur immer heftiger und in ihrem Herzen schrie, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, eine Stimme nach Geld, Geld und abermals Geld!

Wenn der Baron und seine Frau innerlich voll Unruhe und Mißmuth waren, so hatten die jungen Mädchen nicht weniger Kummer und Sorge. Während Duding immer wieder von Neuem den schweren Kampf mit ihrem Herzen kämpfte, welches den rohen und doch so heiß geliebten Vetter nicht lassen wollte, verlebte auch Adelheid die Tage wie auf der Folter. Was hatte es zu bedeuten, daß Heinz sie so vollständig ignorirte? Hatte Otto Schweinsberg richtig vermuthet und war Heinz wirklich mit Madeleine verlobt oder liebte er sie wenigstens?

So wie sie Heinz und ihr früheres Verhältniß zu ihm ansah, konnte sie es nicht für möglich halten, daß er sie wirklich vergessen habe und noch weniger, daß er es in diesem Fall nicht für nöthig hielt, sie von der Aenderung seiner Gefühle in Kenntniß zu setzen. Und doch mußte dies der Fall sein, denn warum kam er nicht? Wenn er nicht kommen wollte, warum schrieb er nicht? Sie kannte sein leidenschaftliches, ungezügeltes Wesen nur zu gut, — war es doch ihr eigenes — um sich nicht zu sagen, daß er es nicht so lange in ihrer Nähe ausgehalten hätte, ohne sie zu sehen, wenn er sie noch liebte.

Seit sie wußte, daß er wieder im Lande sei, hatte sie keine ruhige Stunde gehabt. Eine unerträgliche Unruhe trieb sie umher, die sie vergeblich durch angestrengte Arbeit zu bewältigen suchte. In Gegenwart der Anderen war sie noch vorlauter als sonst, lachte sie noch mehr als sonst, aber ihr überwachtes Aussehen und ihr unstetes

Wesen verriethen dem scharfen Auge der Baronin ihren Zustand und erregten deren mitleidige Theilnahme.

Adelheid war im Pastorate und in der Stadt gewesen und hatte dort davon gehört, daß Heinz Landwirth werden wolle; daß er ganz plötzlich in's Ausland gereist sei; dann, daß er Endhof zu pachten beabsichtige. Was hatte das Alles zu bedeuten? Wo wollte das Alles hinaus?

Wenn der endlos lange Tag endlich zu Ende war und Adelheid immer vergeblich durch's Fenster geschaut hatte und wenn dann auch der Abend dahin geschlichen war, dann setzte sie sich an ihren Tisch und schrieb einen Brief nach dem andern an Heinz, um die in der Nacht geschriebenen Briefe am Morgen wieder zu zerreißen. Sehnte sie sich doch zu ihm mit unwiderstehlicher Gewalt und haßte sie ihn doch zugleich so bitterlich!

So saß sie auch jetzt wieder einsam in ihrem Zimmer und blickte hinaus auf den Garten, in welchem der Vollmond sich durch die blätterlosen Aeste stahl und den Schnee bläulich färbte. Dann, wenn das Blut sich ihr gar zu heftig zum Herzen drängte, sprang sie wohl auf, durchschritt mit schnellem Schritte das halbdunkle Zimmer, nagte an ihrer Unterlippe und rang verzweifelnd die Hände.

Jetzt ertönten in der Allee fremde Glocken. Adelheid eilte an's Fenster und lauschte. Sie hörte, wie die Schlitten vor der Hausthüre hielten und nur noch von Zeit zu Zeit eine Glocke leise nachklang, wenn das Pferd, das sie trug, sich schüttelte; sie hörte unten die Thüren auf- und zuschlagen, wie es zu geschehen pflegte, wenn Besuch eintraf und die Diener in's Vorhaus eilten; sie hörte dann, wie die Schlitten nach einiger Zeit langsam zum Stalle fuhren. Adelheid kannte, wie das so auf dem Lande zu sein pflegt, die Glocken aller Nachbaren und da diese fremde waren und doch keine Postglocken, so konnten sie nur von einem Parkhöf'schen Gespann geführt werden. Ach, was konnte Adelheid daran liegen? Hatte sie doch schon einmal diese Glocken gehört und das Herz hatte ihr still gestanden vor Erwartung. Dann hatte sie gehört, daß die Balteville's da seien, aber ohne ihn. Sie war in ihrem Zimmer geblieben und war gar nicht in die Gesellschaft gekommen; was gingen sie die Balteville's an.

Nein, an diesen Glocken konnte Adelheid nichts liegen und so begann sie denn ihren Gang von Neuem, wandelte wieder unruhig auf und nieder und rang wieder verzweifelnd die Hände.

Der kleine Adolf hatte sich leise hinaufgeschlichen, um Fräulein Eichenstamm mit der Nachricht zu überraschen, daß zugleich mit den Balteville auch ihr Vetter angekommen sei und hatte die Thüre so leise geöffnet, daß Fräulein Eichenstamm es nicht bemerkte. Er hatte erst ein wenig hineingeblickt, um zu sehen, wo sie war und hatte dann vorspringen und sie ein wenig erschrecken wollen, aber er blieb wie festgebannt stehen, als er Adelheid sich so seltsam gebärden sah. Ihre große, hohe Gestalt umschloß ein ganz schwarzes Gewand von schwerem Zeuge und nur an der Brust schimmerte ein weißes Mieder durch; das Haar hing ihr verwildert um das bleiche Gesicht. Sie ging mit raschem aber kaum hörbarem Schritte durch's Zimmer; wenn sie sich umwendete, beschien sie der Mond und der lauschende Knabe sah dann mit Schrecken, wie ihre schwarzen, leuchtenden Augen unheimlich rollten und wie ihre weißen Zähne zwischen den zurückgezogenen Lippen erglänzten. Als sie ihm wieder einmal den Rücken zuwandte, zog er sich leise zurück und eilte ängstlich davon.

Heinz seinerseits hatte zwar erfahren, daß Adelheid in Bachhof Gouvernante sei und daß man sich das Motiv, welches sie zu diesem Schritte bewogen hatte, in der Familie nicht zu erklären wußte, aber er hatte die Kunde vernommen, wie andere Familiennachrichten auch. Wenn er ihrer gedachte, so geschah es als einer Jugendgefährtin, die ihm seinerzeit erträglich angenehm gewesen war, die ihm aber jetzt in der Erinnerung recht unliebenswürdig erschien. Er hatte einmal Anna von ihr erzählt und dabei über das Mißverständniß, in welches das Cousinchen verfallen war, nachträglich recht herzlich gelacht. Als ihn heute Frau v. Balteville aufgefordert hatte, mit nach Bachhof zu fahren, hatte er gar nicht einmal an Adelheid gedacht und sie war ihm erst eingefallen, als Madeleine ihn daran erinnerte, daß sich in Bachhof eine Cousine von ihm aufhalte. „Ach ja," hatte er geantwortet, „der Behrslappensche hat mir neulich von ihr erzählt. Der alte Herr schien ganz verliebt in sie zu sein."

Was lag ihm an Adelheid, gegen die er eigentlich immer eine gewisse Abneigung empfunden hatte. Sein Zusammenleben mit ihr

war in seinem Leben eine flüchtige Episode, — dem ihrigen hatte es den Inhalt gegeben.

Wenn er die Aufforderung, nach Bachhof zu fahren, annahm, so geschah es, weil er dort auf Zerstreuung, auf Vergessen hoffte. War er doch so unruhig wie Adelheid und so zerrissen wie Adelheid. Centnerschwer lag das Bewußtsein der ungeheuren Schuld, die er auf sich geladen hatte, auf seiner Seele und lähmte jeden Aufschwung derselben.

Aber wenn er auf Zerstreuung hoffte, so hatte er sich getäuscht. Kaum war die erste Begrüßung vorüber, so verfiel er wieder in jenes dumpfe Sinnen, das seine Parkhöf'schen Freunde so sehr beunruhigte und während das Gespräch munter hin und her schwirrte, starrte er finster in den Kamin. Was kümmerten ihn die verwunderten Blicke der Hausgenossen und die besorgten seiner Freunde — während sein Leib in Bachhof am Kaminzimmer saß, mitten unter vielen Leuten, weilte sein Geist an einem frischen Grabe, das dort weit, weit, mitten in Deutschland auf dem stillen Kirchhofe lag und das Herz deckte, das ihm so ganz gehört und das er zum Lohne für all' die Liebe — gebrochen hatte.

Er fuhr erst aus seinem Sinnen auf, als Adelheid in die Gesellschaft trat.

Duding war zu ihr hinaufgegangen und hatte ihr gesagt, daß Heinz da sei. Nach einiger Zeit kam sie denn auch herunter und sah den Mann nun leibhaftig vor sich stehen, dessen Gestalt ihre Phantasie seit so vielen Jahren beherrscht hatte. Mit gespannter Aufmerksamkeit sahen die Baronin und Duding auf die Beiden, als sie sich begrüßten. Sie hatten große Aehnlichkeit mit einander: Der ungewöhnlich hohe und doch breitschulterige und muskulöse Wuchs; die hohe Stirn, die scharf und kühn gebogene Nase, die großen dunkeln, glänzenden Augen; die feinen, festgeschlossenen Lippen bezeichneten die nahe Verwandtschaft und die tiefe Blässe, die auf beiden Gesichtern lag, ließ die Aehnlichkeit nur noch mehr hervortreten. Es waren schöne Menschen, die sich da gegenüber standen, aber sie sahen trotz ihrer Jugend so kalt, so hochmüthig und so verschlossen aus, als ob ein langes Leben voll Sorge und Enttäuschungen ihnen seinen harten Stempel aufgedrückt hätte.

„Guten Abend, Heinz," sagte Adelheid und reichte ihm die Hand. Man hörte ihren Worten die Aufregung an, in der sie hervorgebracht wurden.

„Guten Abend, Adelheid," erwiderte Heinz, indem er die dargebotene Hand schüttelte. Dann setzte er sich wieder.

Adelheid wurde nun mit den Balteville's bekannt gemacht und nahm dann neben Madeleine und Duding Platz. Sie machte ein Paar Bemerkungen, die lustig sein sollten aber sehr frostig ausfielen und ließ dann ihren Blick so fest auf Madeleine ruhen, daß diese über und über erröthete.

Adelheid war jetzt fest entschlossen, ihr Verhältniß zu Heinz in's Klare zu bringen. Nachdem sie eine Weile schweigend zugehört hatte, wie Frau v. Balteville sich durch Aufzählung der vornehmen Bekanntschaften, welche sie im Auslande gemacht hatte, in ein lächerliches Licht stellte, stand sie plötzlich auf, trat zu Heinz und sagte: „Heinrich, ich möchte Dich gern auf ein Paar Augenblicke unter vier Augen sprechen."

Heinz blickte sie verwundert an, erhob sich aber sogleich und folgte ihr, während Aller Augen ihnen nachschauten.

Als sie fort waren, konnte der Baron nicht umhin, seine Verwunderung über das seltsame Gebahren seines Gastes auszusprechen. Horace vertheidigte den Freund so gut er konnte. „Eichenstamm sei," sagte er, „von einem schweren Unfalle heimgesucht worden, indem er vor einigen Wochen seinen liebsten Freund verloren habe." Frau Amanda und Madeleine bestätigten das und rühmten Heinzens Liebenswürdigkeit. Der Baron ließ denn auch das Gespräch fallen, aber er konnte nicht umhin, in seinem Innern der Meinung zu sein, daß der junge Mann besser gethan hätte, in solcher Stimmung zu Hause zu bleiben.

Unterdessen war Adelheid vorausgeschritten und Heinz folgte ihr. Im Speisesaale schwankte sie einen Augenblick darüber, wohin sie ihn führen sollte, dann aber ergriff sie ein Licht, das auf dem Tische stand und ging in den Saal, in welchem am Tage Schule gehalten wurde.

Jetzt beschien der Vollmond nur die leeren Schultische und Bänke. Adelheid schritt bis an das letzte Fenster vor, löschte das Licht aus und wandte sich dann zu Heinz, der ihr immer erstaunter zusah.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Heinz?“ fragte sie mit bebender Stimme.

„Nein, nichts,“ erwiderte er. Was wollte sie nur?

„Heinz,“ rief sie, „treibe keinen Spott mit mir, Du tödtest mich!“

Ihre Sprache klang so rauh, ihre Züge waren so verzerrt und sie blickte ihn so wild an, daß ihm der Gedanke durch den Kopf ging, sie müsse krank sein.

„Was ist Dir, Adelheid,“ fragte er besorgt, „Du mußt unwohl sein.“

Adelheid blickte ihn starr an. War der Mann da vor ihr, der sie so freundlich aber auch so unbefangen und gleichgültig anblickte, wirklich ihr Vetter Heinz? Jener herrliche, hochstrebende und stolze, aber wahre und beständige Jüngling, den sie so heiß liebte, der sie so heiß liebte? War diese Scene nicht einer jener tollen, unsinnigen und so unsäglich wüsten Träume, wie sie sie jetzt so oft träumte?

Sie trat, ohne einen Augenblick das Auge von ihm zu lassen, ein paar Schritte zurück und setzte sich auf das hervorragende Ende einer Bank.

Heinz trat auf sie zu. „Du bist krank, liebe Adelheid,“ sagte er freundlich, „ich werde Jemand herbeirufen, der Dich zu Bett bringt.“

Er wollte sich entfernen, aber sie sprang auf und ergriff mit beiden Händen seinen Arm.

„Heinz,“ keuchte sie, „Heinz, was soll diese Komödie? Sind wir nicht verlobt?“

Das Wort traf ihn und ließ ihn Alles verstehen, wie der jähe Blitz die dunkele Nacht plötzlich erhellt und dem verirrten Wanderer in hellem Lichte den Abgrund zeigt, an dessen Rand er gerathen. Er verstand jetzt Alles, aber er war auch entschlossen, dem Irrthume sogleich ein Ende zu machen.

„Ich verstehe Dich jetzt,“ sagte er mit leiser, trauriger Stimme, während ihre Augen in athemloser Spannung an seinen Lippen hingen, „ich verstehe Dich jetzt und ich sehe mit Schrecken, daß ich noch mehr Unheil angerichtet habe, als ich wußte und glaubte. Nein, Adelheid, wir sind nicht verlobt und wir sind es auch nie

gewesen. Es war ein Mißverständniß, wenn Du damals glaubtest, wir seien verlobt, aber da ich schon damals davon erfuhr, daß Du mich so mißverstanden hattest, so hätte ich allerdings dafür sorgen müssen, daß Du darüber aufgeklärt würdest. Ich habe Dich auch nie geliebt, Adelheid, niemals Als wir zusammen waren, liebte ich Lelia, ach und nachher — eine Andere. Danke Gott, Mädchen, daß wir nicht zu einander gehören, denn ich bin wie der Böse, wohin ich komme, säe ich Elend aus und Thränen. Wenn Du Abends Dein Vaterunser sprichst und Du kommst an das: „Erlöse uns vom Uebel," so denke an mich und sprich: „Ich danke Dir, daß Du mich vom Uebel erlöset hast! So viel ich mich Deiner entsinne, warst Du so hochmüthig, wie ich und so eitel, wie ich und so selbstsüchtig, wie ich, siehe zu, Adelheid, daß Du es nicht machst, wie ich und im eignen Fall ein anderes Menschenleben zerstörst."

Heinz sagte das Alles sehr ruhig, man könnte fast sagen sanft, wenn das Wort irgend zu ihm gepaßt hätte. Als er geendet hatte, wollte er wieder gehen, aber Adelheid hielt ihn fest.

„Heinz!" rief sie.

Der Ruf schnitt ihm durch die Seele. So hatte Anna gerufen, damals als er zum letzten Mal von ihr ging. Er blieb geduldig stehen.

„Heinz," keuchte Adelheid, „ist das, was Du mir eben sagst, wirklich wahr?"

„Es ist wahr!"

Adelheid zog ihre Hände, die bisher seinen Arm umklammert hatten, zurück und ließ ihn frei.

„Geh!" rief sie.

Er ging. Wer hätte ihm, als er so sichern Schrittes und erhobenen Hauptes durch den engen Gang, zwischen den Bänken dahinschritt und dann ebenso in die Gesellschaft eintrat, angesehen, daß er innerlich zerknirscht war und zerbrochen, voll Reue und Demuth.

So schimmert die Granitsäule, wenn auch der Frost nachließ und weiches Thauwetter eintrat, in nur noch hellerem Weiß.

Adelheid folgte ihm nicht. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und tobte dort in ihrer wilden Weise den ersten Schmerz aus — über ihre verfehlte Jugend.

Mancherlei Saat.

Als Heinz am folgenden Morgen nach kurzem Schlafe von schweren Träumen erwachte, blieb er voll Verwunderung liegen und schloß die Augen wieder, denn das, was er sah, erschien ihm wie ein neues, neckendes Traumbild. Aber als er sie wieder öffnete, blieb Alles, wie es gewesen, und er konnte nicht länger daran zweifeln, daß der Mann, der dort am Fenster Heinzens Stiefel einer so sorgfältigen Betrachtung unterzog, Weinthal sei. Diese untersetzte Statur, diese breite Nase, dieses unendlich selbstzufriedene und behagliche Gesicht konnte nur Weinthal angehören.

Heinz schloß die Augen wieder, so daß er nur durch eine ganz schmale Ritze zwischen den Lidern blickte, und beobachtete den alten Freund. Ihm war bei seinem Anblicke unendlich wohl. Da war doch endlich ein Mensch, von welchem er von vornherein wußte, daß derselbe ihn noch ganz so liebte und verehrte, wie früher. Weinthal erschien ihm in diesem Augenblicke wie ein leibhaftiger Gruß, den ihm seine selige Mutter in seine Einsamkeit, in seine Verlassenheit zusendete, und Thränen, die ihm zum Auge drangen, trübten ihm den Blick.

Weinthal betrachtete unterdessen Heinzens Stiefel noch immer mit großer Aufmerksamkeit.

„Er hat ihm genäht, er hat ihm nicht gespeilt," sagte er endlich nach seiner Gewohnheit halblaut. „Weiß der Deiker, wie er das gemacht hat!" fügte er hinzu.

„Weinthal!" rief Heinz und sprang aus dem Bett, „mein lieber, alter Weinthal!"

Weinthal ließ den Stiefel fallen, stieß einen gurgelnden Ton aus und umarmte den Sohn seines verstorbenen Herrn.

„Mein Jungherrchen," rief er ein über das andere Mal aus, „Du liebe Seele, mein Jungherrchen!"

Weinthal erwachte zuerst aus dem Freudenrausche und zwar dadurch, daß ihm der Gedanke kam, Heinz könne sich erkälten.

„Du liebe Seele, mein Jungherrchen! Ach, du lieber Gott! Mein Jungherrchen! Gehen Sie rasch in's Bett, gnädiger Herr! Gnädiger Herr werden sich erkälten thun."

Damit drängte er Heinz in's Bett und beruhigte sich erst, als dieser wieder unter der Decke war.

„Weinthal, erinnern Sie sich damals —" sagte Heinz. Ihm war unsäglich froh zu Muthe.

„Ih, wo werde ich mich denn nicht erinnern! Gnädiger Herr meinen, wo gnädiger Herr noch ein Jungherrchen war und gnädiger Herr hatten ordentlich dicken Kopp und, hast Du mir nicht gesehen, haut er mich vor die Brust. Ach, du mein weißer Tagchen! Ich denke: Ist mein Jungherrchen stark!"

„Setzen Sie sich hierher auf das Bett, Weinthal."

„Ih, wo werd' ich mir nu auf das Bett setzen thun, gnädiger Herr!"

„Warum denn aber nicht, Weinthal?"

„Ih, wo hab' ich mir denn beim seligen Herrn — daß er sanft ruhe — auf sein Bett gesetzt!"

Heinz lachte. Es war ein glückliches Lachen.

„Wir sind, denke ich, alte Freunde," sagte er.

„Ih nu natürlich, wo werden denn mein gnädiger Herr und sein alter Weinthal nicht gute Freunde sein," war die Antwort; „aber laß Gott behüten, daß ich mich auf gnädigen Herrn sein Bett setzen thun soll! Da hätte mir den gnädigen Herrn sein gnädiger Herr Vater — Gott geb' ihm süße Ruh' — wohl gut längs die Ohren gebrannt."

„Nun, Weinthal, ich bin nicht wie der selige Herr."

„Ih wo werden denn der gnädige Herr nicht sein, wie der gnädige Herr war; der gnädige Herr ist doch des gnädigen Herrn sein Sohn."

„Nun, so setzen Sie sich doch wenigstens auf den Stuhl da."

„Ih, wo werde ich mich denn auf den gnädigen Herrn seine Kleider setzen. Ich hab' die Ohren nicht beim Fuß, ich kann schon hören."

„Nun, wie Sie wollen, Weinthal. Es freut mich ungemein, daß Sie zu mir gekommen sind."

„Ih, wo werd' ich denn nicht zu meinem gnädigen Herrn kommen."

„Wie geht es denn, Weinthal?"

„Nu, jetzt, wo der gnädige Herr zurückgekommen sind, geht es natürlich gut. Der gnädige Herr wissen doch, daß ich ein Gesinde aufgenommen habe?"

„Ja, das weiß ich."

„Und daß ich die Emma geheirathet habe?"

„Das weiß ich auch. Wie geht es Ihrer Frau?"

„Nun, ich danke. Nu, mit die Kinder hat sie natürlich viel Quälungen und mit das Vieh."

„Denkt sie auch noch manchmal an mich?"

„Ih, wo wird sie denn nicht an den gnädigen Herrn denken! Vorigten Tag ist sie mit drei Gänsen nach der Stadt gewesen. Es war wieder ganz schlecht und ich hab' auch ein schlechtes Herz und denk' ich, wenn Du ein Gläschen eintrinken wirst, wird Dir schon Bißchen besser werden. Nu, also ich nehm mir das Boot und stoß' mir nach dem Krug herüber. Nu, wie ich nach dem Kruge komme und bei dem Krüger, werf' ich Einen. Da wird mir's schon Bißchen besser. Hernach sagt der Krüger: „„Nu, wirf noch Einen auf eine gute Seele."" Nu, werf' ich noch Einen auf eine gute Seele. Da wird „„es"" mir schon viel besser. Nun, da sitzt so ein figuriger Judchen. „„Nu,"" sag' ich, „„Judchen, was ist, auf Dein Glück,"" und werf' noch Einen. Da wurde „„es"" mir wohl ganz gut. Nu, wie „„es"" mir nu ganz gut geworden war, stoß' ich mir wieder zurück. Wie ich so längst die Bächkannte nach Hause geh', seh' ich, daß mein Weib schon nach Hause gefahren. Ich steh' bei Pferd und mach' ihm dem Krummholz los, da kommt mein Weib geloffen. „„Wirth,"" sagt sie, „„ich werd' Dir was sagen."" „„Was ist?"" frag' ich, „„wegen der Gänse?"" „„Nein, wegen dem Jungherrchen,"" antwortet sie. „„Daß Gott bewahre! Was ist mit dem Jungherrchen?"" frag' ich.

„Nun erzählt sie mir, daß der gnädige Herr nach Hause gekommen und Endhof auf Arrende aufgenommen.

„„Daß Du wegstaubst!““ denke ich. „„Wo wird nu mein Jungherrchen eine Arrende aufnehmen!““ sag' ich.

„„Wai, wie Du nu wieder bist!““ antwortet sie mir. „„Wo wird denn die städtische alte Frau sagen, daß der Jungherrchen eine Arrende aufnehmen wird, wenn er nicht eine Arrende aufnimmt!““

„Wie sie das sagt, laß ich den Krummholz fallen und spring' umher, obgleich „„es““ wieder anfing, weh zu thun. Das Weib steht und sieht. „„Du bist wohl bißchen angetrunken?““ sagt sie und lacht. „„Die Beine gehen Dir im Kreuz.““

„Ach, du Himmelsvater! Wie freute ich mir, wie freute ich mir!“

Man sah Weinthal, als er davon erzählte, noch an, wie sehr er sich gefreut hatte.

„Wieviel Kinder haben Sie, Weinthal?“ fragte Heinz.

„Stücker zwei,“ war die Antwort. „Nu, natürlich, mehr kann ein Wirth nicht haben.“

„Weinthal, was ist das für ein „„es,““ von dem Sie reden? Leiden Sie an einer Krankheit?“

„Nu, das gerade nicht, eine Krankheit sein, ist „„es““ nu gerade nicht, aber wehe thut es, sehr wehe.“

„Was ist es denn?“

„Nu, was soll ich Ihnen sagen. Es geht immer von unten nach oben und von oben nach unten. Dann krabbelt es von die Füße herauf, dann schmeißt es sich auf den Kopf, dann drückt es mir in der Mitte, aber am Meisten ist es im Magen.“

Weinthal erzählte nun von seiner Wirthschaft. Es ging ihm gut. Er zahlte eine billige Pacht und die letzten Jahre waren gut gewesen. Schließlich erwies sich, daß Weinthal mit Bestimmtheit erwartete, bei Heinz als Wagger in Dienst treten zu können, und obgleich Heinz Alles an Beredtsamkeit aufbot, ihn von diesem Entschlusse abzubringen, weil er fürchtete, daß Weinthal dadurch das eigene Interesse hintansetzen würde, so ließ sich der treue Mensch doch nicht irre machen. Sein Entschluß sei, versicherte er, ein wohlüberlegter und sein Weib wisse um denselben und habe ihm zugestimmt. So fügte er sich denn endlich. Er sah wohl ein, welchen Schatz er an diesem, in der Landwirthschaft nicht unerfahrenen und ihm so ganz

ergebenen Manne haben würde. Auch hoffte er, Gelegenheit zu finden, das Opfer, das Weinthal ihm brachte, reichlich zu vergelten.

Während Heinz den alten Freund wiederfand und im Gespräche mit ihm für kurze Zeit Vergangenheit und Gegenwart vergaß, spielte sich in Bachhof eine Scene anderer Art ab.

Dort saß nämlich der alte Baron eben bei seiner zweiten Tasse Kaffee und plauderte mit seiner Frau über die Baltevilles und über das auffallende Verwandtenpaar, als in der Allee Glocken ertönten, welche die Schweinsbergs als Behrslappensche erkannten.

„Was will denn der Lehmhof so früh?" fragte der Baron verwundert und trat an's Fenster. Es war wirklich die Equipage des Behrslappenschen und noch dazu die von dem sparsamen Lehmhof nur höchst selten gebrauchte Kutsche. Diese war gerade kein elegantes Fuhrwerk, aber es war immerhin das beste, das sich in Behrslappen auftreiben ließ, und heute präsentirte es sich gar festlich, denn die Pferde vor dem Wagen trugen außerordentlich blank geputztes Geschirr und auf dem Bocke saß neben dem Kutscher ein Diener. Beide steckten in voller Livree und sahen, aus der Entfernung gesehen, nicht so übel aus.

Als der Wagen vor der Thür hielt, sprang der Diener hinunter und öffnete den Wagenschlag. Alles hatte eine gewisse Feierlichkeit und die Schweinsbergs schauten, eng zusammengedrängt, aus dem Fenster und harrten voll Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Als Lehmhof aus dem Wagen stieg, mußte seine Erscheinung bei den Schweinsbergs die Verwunderung auf's Aeußerste steigern, denn er hatte seinen alten, aus grauem Soldatentuch verfertigten Mantel mit einem eleganten Paletot und seine graue Filzmütze gar mit einem städtischen Cylinderhute vertauscht; seine Hände steckten in hellgelben Handschuhen, auch hatte er reine Wäsche angelegt.

„Duding," flüsterte der Baron, athemlos vor verhaltenem Lachen, „bereite Dich darauf vor, Duding, daß der Behrslappensche um Dich anhält."

Duding lachte laut auf, die Baronin sagte:

„Das ist doch wirklich sonderbar."

Lehmhof stieg unterdessen mit unendlicher Grandezza die Treppe

hinauf. Als Schweinsberg ihm im Vorhause entgegentrat, begrüßte er denselben mit einer bei ihm durchaus ungewöhnlichen Würde.

„Hm, Schweinsberg," sagte er, „ich habe mit Dir etwas unter vier Augen zu verhandeln. Kann ich wohl in Dein Arbeitszimmer treten?"

„Bitte, natürlich," war die Antwort.

Dem Bachhöffchen wurde nun, da er sah, daß sein Gläubiger es so ernsthaft nahm, ganz unheimlich zu Muthe, obgleich natürlich gar nicht daran zu denken war, daß er ihm die Tochter unter irgend einer Bedingung geben würde.

Als die beiden Herren das Schreibzimmer des Barons erreicht hatten, verschloß Lehmhof die Thür des Zimmers und setzte sich dann außerordentlich langsam in die Sophaecke.

„Willst Du Dir nicht eine Cigarre anzünden?" fragte Schweinsberg.

„Ich danke Dir. Nachher."

Sie schwiegen eine Weile. Lehmhof schmatzte dazwischen und fuhr sich mit dem Zeigefinger der Rechten hinter die Binde.

Der Bachhöffche wurde mittlerweile immer unruhiger. Die Sache konnte doch schlecht ablaufen.

„Du weißt, mein lieber Gustav," begann Lehmhof endlich, „daß ich ein großer Freund der Principien der Nationalökonomie bin und daß ich mich immer bestrebe, auch mein Leben mit den Grundsätzen dieser Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Nun ist es zweifellos, daß sich der Staat, oder soll ich lieber sagen: Die ganze menschliche Gesellschaft? Ich will lieber sagen, die ganze menschliche Gesellschaft; also, daß sich die ganze menschliche Gesellschaft gewissermaßen auf dem heiligen Principe des matrimonialen Zusammenlebens auferbaut. Nur in ihm wird unsere, an so vielen Schäden krankende Zeit das Rettungsmittel finden, dessen sie so sehr bedarf, und speciell bei uns drängen auch die Agrarverhältnisse, drängt die Knechtswirthschaft in dieser Richtung. Nur unter der Eventualität, daß eine Hausfrau auf dem Gute waltet, wird das Verhältniß zwischen Edelmann und Bauer diejenige Direction annehmen, welche allein als nationalökonomisch wünschenswerth erscheint. Oder bist Du anderer Meinung?"

„Hm," antwortete der Baron.

„Du weißt ferner," fuhr Lehmhof fort, „daß ich mich bestrebe, das Gesunde und der Entwickelung Fähige, das in den modernen Ideen liegt, unbefangen anzuerkennen und mit dem guten Alten zu amalgamiren. Ich glaube zum Beispiel, daß es ein gesunder Zustand ist, wenn man heutzutage von der Gefährtin für's Leben erwartet hat, daß sie ihrerseits dazu beiträgt, den Wohlstand des Hauswesens zu vermehren. Du kennst meinen Abscheu gegen das Proletariat. Ich schätze das Geld als den allmächtigen Motor unseres gesammten Lebens, als denjenigen Factor der menschlichen Gesellschaft, der das Latentwerden wahrhaft conservativer Ideen allein möglich macht."

„Er ist verrückt," dachte der Baron. „Erst will er Duding und dann will er noch Geld. Er ist offenbar total verrückt."

„Du wünschtest neulich 500 Rubel zu erhalten," fuhr Lehmhof fort und griff in seine Brusttasche, „das ist viel Geld, sehr viel Geld, und ich weiß, daß Du es nationalökonomisch unproductiv anwenden willst, aber trotzdem — da hast Du es."

„Er will mir mein Kind abkaufen," dachte der Baron und gerieth in gewaltigen Zorn.

„Höre, Lehmhof," rief er aufspringend, „das ist denn aber doch zu toll!"

„Du meinst, daß ich Deine Absichten in Bezug auf die Schule tadele? Ich kann nicht anders, Schweinsberg, mein nationalökonomisches Gewissen duldet es nicht anders."

Dem leichtlebigen Barone war der Zorn so rasch verflogen, wie er gekommen war. Das Alles erschien doch gar zu komisch.

„Was willst Du eigentlich?" fragte er lachend und setzte sich wieder.

„Zunächst Dir diese 500 Rubel geben," fuhr Lehmhof mit unerschütterlicher Ruhe fort. Da sind sie."

Er legte die Scheine auf den Tisch, schmatzte und sprach dann weiter:

„Du weißt ferner, Schweinsberg, daß ich immer der Meinung gewesen bin, daß man die alten Familien des Landes, auch wenn dieselben nicht dem hiesigen Adel angehören, oder gar überhaupt nicht adelig sind, mehr protegiren müßte, als bisher vielfach geschieht. Zumal in Bezug auf die Ehe. Wir Landwirthe wissen doch am besten,

daß man mit fortgesetzter Inzucht nicht weit kommt, daß man dazwischen zur Kreuzung greifen muß. Findest Du das nicht auch?"

Der Angeredete war ganz verwirrt. Was sollte das heißen? War sein Duding nicht von ganz anderem Adel wie Lehmhof? Er half sich wieder mit einem „Hm!" Die Lachlust gewann in ihm immer mehr die Oberhand über die Sorge.

„Schweinsberg, bist Du mein Freund?" fragte Lehmhof plötzlich.

„Jawohl," schrie Schweinsberg und brach in ein lautes Gelächter aus. Er krümmte sich vor Lachen, während ihm die Thränen in den grauen Bart liefen.

Nun war es an Lehmhof, verwirrt zu sein. „Sei doch kein Kind," sagte er ärgerlich.

Der Baron bemühte sich, seiner Lustigkeit Herr zu werden.

„Sei nicht böse," sagte er; „mir ging ein komischer Gedanke durch den Kopf."

„So, so. Nun, einerlei, Du weißt jedenfalls, daß ein Vater in erster Reihe ein Pelikan ist, der mit dem eigenen Blute die Seinigen nährt."

„Natürlich, Lehmhof, Du bist ein Pelikan, ein wahrer Pelikan."

„Sei kein Thor, Schweinsberg, Du siehst doch, daß ich ernsthaft spreche. Sage mir lieber, ob Du meinen Entschluß billigst."

„Du hast mir ja noch gar nicht gesagt, welchen Entschluß Du gefaßt hast."

„Nun, Du wirst mich wohl verstanden haben. Das Mädchen ist ein wenig wild, es ist wahr; aber ich glaube, daß ich ein patriotisches Werk thue, wenn ich das Meinige dazu beitrage, daß zwischen den verschiedenen Ständen des Landes ein freundschaftliches Verhältniß angebahnt wird und daß das Geld im Lande bleibt. Ich bin der Meinung, sag' ich, daß ich damit auch in wahrhaft christlicher Weise handle, sag' ich. Vor dem Christenthume, sag' ich, giebt es weder Freie noch Knechte, weder Edelleute noch Literaten, sag' ich."

Schweinsberg verstand jetzt endlich, wo sein Gast hinaus wollte. Obgleich sein erster Gedanke der war, daß er ja auf diese Weise die

ihm so unsympathische Gouvernante auf gute Art los werde, so widerrieth er doch, allein Lehmhof ließ sich nicht irre machen, und so begab sich denn endlich Schweinsberg zu Adelheid, sie um ein Rendezvous für Lehmhof zu ersuchen.

Adelheid hatte die ganze Nacht wachend zugebracht. Die Arme über die Brust gekreuzt, die Stirn an das Fensterkreuz gelehnt, so stand sie unbeweglich da, während der Mond seine Bahn im Westen durchzog, bis der zwischen den Bäumen des Gartens aufsteigende Nebel des trüben Herbstmorgens ihn verhüllte und endlich das graue, freudlose Licht des Tages seine Strahlen ersetzte. Aber so unbeweglich ihr Körper war, so rastlos jagten sich ihre Gedanken. Wie leer, wie fad und wie inhaltslos erschien ihr das Leben. Sie hatte es ja nie geliebt, denn sie hatte nie andere Menschen geliebt; sie hatte es ja immer wie eine schwere Last empfunden, denn sie hatte nie für Andere Lasten getragen; sie hatte seinen Zweck ja nie begriffen, denn sie hatte sich nie Anderen unentbehrlich gemacht, aber es war ihr doch erträglich erschienen. Von früh auf war ihr das Dasein vorgekommen wie eine Komödie ohne sonderlich viel Witz, aber sie hatte, seit sie erwachsen war, an der Hoffnung festgehalten, einst an Heinzens Seite in dieser Komödie eine große Rolle zu spielen, und sie hatte sich gedacht, daß da vielleicht, wenn auch nicht ganze Acte, so doch wenigstens einzelne Scenen erträglich amüsant ausfallen würden. Jetzt war auch diese Hoffnung nur ein Traumbild gewesen. Sie hatte Heinz in ihrer Art geliebt, das heißt, sie hatte ihn nicht geliebt, weil die Liebe in ihrem Herzen sie antrieb, Alles, was gut war und edel in ihr, diesem einen Manne entgegenzubringen, Alles, was an Opferfreudigkeit, an Selbstentsagung in ihr lebte, dem Einen gegenüber zu bethätigen — sondern weil ihr Herz ihn für sich verlangte. Sie hatte nicht ihm leben wollen, er sollte nur für sie leben. Der Zug zu ihm beherrschte sie ganz, weil die Selbstsucht sie ganz beherrschte. Und nun sollte sie ihm entsagen! Warum? Weshalb? Er hätte im Zusammenleben mit ihr kein Glück gefunden. Was ging sie sein Glück an? Was war das Leben? Was sollte das Leben? Wo war da irgend ein vernünftiger Zweck? Warum schuf Gott den Menschen? Um ihn glücklich zu machen. War irgend ein Mensch je glücklich? Gab es je einen Menschen, der auf die Frage, ob er es nicht vorgezogen hätte,

nicht geboren worden zu sein, eine verneinende Antwort gegeben hätte? Wird nicht der Mensch schon in Schmerzen zu Schmerzen geboren? Sind nicht die Augenblicke wirklichen Glückes, die Weihestunden der Seele, nur ein Tropfen im Meere der trüben Stunden, der körperlichen und geistigen Qualen, der öden, freudlosen Langeweile? Sie sagen: Die wahre Seligkeit werden wir erst finden, wenn wir aus dieser Welt hinübergehen in jene, aus der Zeit in die Ewigkeit. Aber warum schuf uns denn Gott nicht gleich als selige Engel? Er konnte es doch, er ist doch allmächtig.

Was sollte insbesondere Adelheid in der Welt? Wozu war sie da? Welche Freuden warteten ihrer, welches Glück stand ihr noch bevor? Womit sollte sie entschädigt werden für die Jahre, die sie bereits durchlebt, mithin durchlitten hatte? Was für eine Zukunft winkte ihr? Sollte sie zurück in das Haus ihrer Eltern, um diesen durch ihren Eigenwillen, ihre Unfügsamkeit das Leben zu verbittern? Sollte sie es allmälig über sich gewinnen, ihre Tage mit Handarbeit und der ihr so langweiligen Geselligkeit zu verbringen? Aber was sonst? Sollte sie auch fernerhin Gouvernante bleiben, einfältigen Kindern Unterricht ertheilen, ihre Unarten rügen, ihre albernen Fragen beantworten, bis sie darüber alt wurde? Das war unerträglich. Sie fühlte sich so stark, Alles in ihr verlangte nach Bethätigung der Kraft, nach Bewegung, nach Genuß, nach Vergessen — war es ihr möglich, ein dunkles, eintöniges, kampfloses Leben zu führen?

Und Heinz! Wie haßte sie ihn! Gab er ihr doch nicht, was sie von ihm wollte, gab er ihr doch nicht die Liebe, deren sie bedurfte. Sollte er hohnlachend zusehen, wie sie nun, da er sie verschmähte, wieder davonfuhr? Sollten die Verwandten, sollten Schweinsbergs über ihre verfehlten Pläne spotten dürfen?

Wenn Adelheid in ihren Gedanken so weit gekommen war, dann tauchte vor ihrem geistigen Auge Lehmhofs feiste Gestalt auf, wie er sich mit einer linkischen Verbeugung ihr näherte, und sie hörte seine plumpen und ungeschickten Schmeicheleien. Lehmhof war ein Geizhals und ein Narr, das stand fest, aber wenn er auch das Geld ihres Vaters liebte, so liebte er doch auch sie, oder richtiger, so wollte er doch auch ihre Person besitzen, denn wirkliche Liebe gab es ja nicht auf Erden,

die war ja nur eine Ausgeburt der Phantasie. Andererseits war Lehmhof offenbar im Grunde ein anständiger Mensch, denn er hatte ja in ihrer Gegenwart mehr als einmal eine gewisse Noblesse gezeigt. Seine Verlogenheit, sein ganzes Gebahren war verächtlich, sein Sohn war abscheulich; aber was in der weiten Welt war denn nicht verächtlich, nicht abscheulich? Er war doch immerhin ein reicher Mann. Als reiche Frau wird sie in einem Kreise von Menschen zu den Ersten gehören, in einem kleinen, von ihr unendlich verachteten Kreise, aber doch in einem Kreise von Menschen. Sie wird endlich Herrin sein, absolute Herrin, denn sie zweifelt nicht daran, daß sie ihn dazu bringen wird, sclavisch zu thun, was sie will. Sie wird Herrin sein, Andere werden ihr blindlings gehorchen, Niemand wird sie beschränken, Niemand wird sich ihr widersetzen. Sie wird, behaglich zurückgelehnt, in glänzender Karosse dahinfahren oder auf schäumendem Rosse dahinjagen und verächtlich herabsehen auf das armselige Volk, das, staubbedeckt, zu Fuße seine Wege wandert oder am Rande der Heerstraße den Pflug lenkt.

So sann Adelheid die lange Nacht hindurch. Als es hell wurde, richtete sie sich auf und schaute sich um. Ihr Zimmer erschien ihr bei dem trüben Halblicht unsäglich ärmlich. Sie trat an den Spiegel, brachte ihn an's Fenster und blickte aufmerksam hinein. Ihr Gesicht war bleich und ihre Züge entstellt, aber sie war doch schön. Sie hatte reiches, schwarzes Haar, sie hatte große, schwarzbraune Augen, eine hohe, schön gewölbte Stirn und eine feine, sanft geschwungene Nase. Sie hob die Oberlippe in die Höhe und sah ihre Zähne schneeweiß schimmern. Sie trat ein paar Schritte zurück und blickte an ihrem Kleide nieder: sie war von tadellosem Wuchse. Sie stellte den Spiegel wieder an seinen Ort, setzte sich an den Tisch und griff nach einem Buche. Sie war mit sich fertig.

Als der Bachhöffsche herauf kam, fand er sie am Schultische. Er bat sie, ihren Unterricht ein wenig zu unterbrechen und auf einen Augenblick mit ihm in Dudings Zimmer zu treten.

„Fräulein Eichenstamm," sagte er hier, „mein Freund, Herr von Lehmhof, hat mich beauftragt, Sie um ein Gespräch unter vier Augen zu bitten. Ich glaube, daß ich verpflichtet bin, Ihnen mitzutheilen, daß mein Freund die Absicht hat, um Ihre Hand anzuhalten."

Adelheid stand da und hörte den Baron an wie eine Königin und zwar, wie eine hochmüthige, den Bericht eines Kammerherrn empfängt.

„Ich werde Herrn von Lehmhof empfangen," sagte sie.

Schweinsberg war innerlich über ihre hochmüthige Art auf's Aeußerste ergrimmt, aber er beherrschte sich und sagte:

„In diesem Falle wird Herr von Lehmhof Sie im Kaminzimmer erwarten."

Adelheid verneigte sich; der Baron ging wieder hinunter. Als er fort war, gab sie den Kindern erst noch eine längere Aufgabe, die sie lösen sollten, während sie unten sei, und ging dann hinunter in das Kaminzimmer, in welchem Lehmhof sie erwartete.

Als die Beiden dasselbe nach fast einer Stunde verließen, waren sie Brautleute und empfingen die Glückwünsche der Hausgenossen.

Die Verlobung erregte natürlich in der ganzen Gegend das größte Aufsehen; zumal Alles, was den Namen Eichenstamm trug, gerieth in die größte Aufregung. Die Familie mußte ja auch in der That arge Dinge erleben: Ein Sohn des Geschlechts wurde, ohne seine Studien zu beenden, Landwirth; eine Tochter heirathete einen Mann von schlechtem Rufe. Es war doch nicht nur Familienhochmuth; man glaubte in beiden Fällen ein trauriges Ende voraussehen zu müssen und man hatte ein gewisses Recht dazu. Uebrigens waren die Beiden, um deren Wohl und Wehe die Eichenstamms und die ihnen verschwägerten Familien sich sorgten, jedem Einflusse von Seiten ihres Geschlechts unzugänglich. Der Eine hatte allen Verkehr abgebrochen, die Andere reiste unmittelbar nach ihrer Verlobung zu ihren Eltern, deren Einwilligung sie, nicht ohne leidenschaftliche Scenen, ertrotzte.

Am meisten Theilnahme fand Adelheids Verlobung bei Heinz. Er ahnte ungefähr den Zusammenhang der Dinge und er war darüber voll Trauer. Er kam sich vor, wie er zu Adelheid gesagt, wie ein Unseliger, der überall hin Unglück brachte und Verderben. Er dachte wohl daran, sich das Leben zu nehmen und so mit eigener Hand die Sühne für Anna's Tod und Adelheids Fall zu erlangen, nach der ein Gewissen verlangte; aber seiner Mutter Bild wich in solchen

Augenblicken höchster Verzweiflung nicht von ihm und seiner Mutter Stimme rief ihm zu, ein einsames, arbeitsvolles Leben dem ersehnten Tode vorzuziehen.

So lebte er denn, aber es war ein hartes, freudloses Leben. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen: wo er bisher einen glänzenden Geist gesehen hatte, da sah er jetzt ein oberflächliches, leichtsinniges, wenn auch begabtes Geschöpf; wo er bisher reiche Energie und gerechtes Selbstbewußtsein gesehen hatte, da sah er jetzt ein unstätes Schwanken und thörichte Selbstüberhebung; wo er bisher einen fertigen, reifen Mann gesehen hatte, da sah er jetzt einen unreifen, schwankenden Jüngling.

Nach außen trug er den Kopf hoch und war nur noch kälter und abweisender, aber in seinem Innern war er gedemüthigt und zerschlagen. Der Herr riß mit eiserner Pflugschaar den harten Boden auf, daß der Acker fertig sei, *seine* Saat aufzunehmen.

Im Frühlinge.

Im Frühlinge reiste Lehmhof nach Litthauen und heirathete Adelheid. Er hatte bis dahin viel Spott ertragen müssen, und am Schlimmsten hatte es natürlich Otto Schweinsberg getrieben. Dieser war ein ausgezeichneter Karrikaturenzeichner und machte von diesem Talente oft einen, seinen Bekannten sehr unbequemen Gebrauch.

Seit Lehmhofs Verlobung curfirten in der Gegend eine Menge Blättchen, auf welchen der Bräutigam schonungslos verhöhnt wurde. Einmal war er als Stier ohne Hörner dargestellt, der Adelheid — Europa entführte. Wir haben leider die Hörner vergessen, stand darunter, aber sie werden sich wohl nachträglich beschaffen lassen. Auf einem andern Bildchen wurde gar ein Mops, der frappante Aehnlichkeit von Lehmhof hatte, von Adelheid an der Schnur geführt, darunter stand:

Den Mops voll Liebe und Gemüth
Die Dame hier spazieren führt.

Lehmhof, dem diese Bildchen natürlich auch zu Gesicht kamen, that, als ob er nichts von ihnen wüßte und nahm Otto Schweinsbergs oft sehr derbe und plumpe Spöttereien immer so auf, als ob er ihre Pointe nicht verstände. Er war an Spott von Jugend auf gewöhnt und bereit, ihn, soweit derselbe sich irgend mit äußerem Anstande hinnehmen ließ, ruhig über sich ergehen zu lassen, wenn sein Lebrecht nur einmal ein so großes Vermögen ererbte, daß er (wie der Vater thörichter Weise hoffte) vor jedem Spotte sicher sei. Seine Liebe zu Lebrecht verblendete den sonst schlauen und pfiffigen Mann so sehr, daß es ihm ganz unmöglich erschien, daß auch ein Reicher verhöhnt und verspottet werden könne. Er hatte von früh auf allen Spott, den er erfahren, immer nur auf Rechnung seiner Armuth gesetzt und nie war ihm der Gedanke gekommen, daß derselbe noch aus einer anderen

Quelle stammen könne. Als Lebrecht gegen die Stiefmutter opponirte, hatte der Vater ihn ärgerlich zurechtgewiesen.

„Sie ist reich, oder wenigstens ihr Vater ist reich, und Du wirst auch einmal reich sein," hatte er gesagt. „Dir wird die ganze Gegend gehören, von Stadt zu Stadt, so weit der Fluß reicht, und Aarburg wirst Du in ganz billiger Arrende haben."

Wenn Lehmhof übrigens glaubte, daß er Adelheid nur um ihres Geldes und um Lebrechts willen heirathete, so täuschte er sich selbst. Das schöne Mädchen hatte ihn mit heftiger Leidenschaft erfüllt und daß es ihn so schlecht behandelte, mußte diese Art Zuneigung nur noch vermehren. Wenn er an sie dachte, und das geschah, sobald ihm seine vielen Geschäfte dazu Zeit ließen, so schmatzte er mit den dicken Lippen, wie ein Feinschmecker vor einem ausgesuchten Diner. Dann klopfte er seinem Lebrecht, der tagtäglich älter und vergrämter aussah und den ganzen Winter über Blut spie, auf die Schulter und rieb die Hände an einander, als ob er sich wüsche. Die Aussicht auf besagtes Diner war es auch, die ihn das Kränkeln des Sohnes leichter nehmen ließ. Was that es, daß Lebrecht kränklich war? Mußte er doch einmal so reich werden, daß er nicht zu arbeiten brauchte und sich nach Herzenslust pflegen konnte. Als Vater durfte Lehmhof mit um so mehr Behagen auf die Verbindung mit Adelheid blicken, als dabei ein hübsches Stück Geld für den künftigen Besitzer der Gegend abfallen mußte, der vorläufig den größten Theil des Tages über sich am Ofen wärmte und dazwischen arg hustete.

Im Frühlinge wurde die Hochzeit gefeiert. Adelheid hatte Lehmhof nicht geheirathet, um an seiner Seite ein stilles Familienleben zu führen und Lebrecht zu pflegen, und kaum war sie in Behrslappen eingezogen, als der Kampf zwischen ihr und ihrem Gemahle begann. Sie hatte von ihrem Vater ein sehr reichliches Nadelgeld erhalten und Lehmhof wollte dasselbe natürlich im Interesse Lebrechts mit Sequester belegen; aber er sah bald ein, daß daran nicht zu denken war. Er sah bald auch noch etwas Anderes ein. Er sah ein, daß seine sich stets steigernde Leidenschaft für seine Frau ihn zu einem vollständigen Narren machte. Diese Leidenschaft und sein Geiz kämpften einen Kampf auf Tod und Leben, und da Adelheid nicht verfehlte, der ersteren die Eifersucht zur Gehülfin zu geben, so unterlag in der Regel der Geiz;

aber dieser war mit Lehmhof so verwachsen, daß jede neue Niederlage desselben ein Nagel zu seinem Sarge wurde.

Um die Eifersucht ihres Mannes zu reizen, bediente sich Adelheid natürlich Otto Schweinsbergs, der mit dem größten Vergnügen darauf einging, Lehmhof zu ängstigen. Er hatte Anfangs auch noch andere Hintergedanken gehabt, aber Adelheid hatte ihn so derb abgefertigt, daß er sie aufgab und sich an dem Vergnügen, welches ihm Lehmhofs Leiden verursachten, genügen ließ. Wirkliche Untreue war bei einer Tochter der Familie Eichenstamm gar nicht denkbar.

Noch in einer anderen Beziehung bändigte Adelheid Schweinsberg. Sie duldete nämlich nicht, daß er Lebrecht quälte. Zwischen ihr und ihrem Stiefsohne stellte sich eine Art Freundschaft heraus, bei welcher die besten Seiten ihres Wesens hervortraten. Wenn sie auch Anfangs nichts von ihm wissen wollte, so nahm sie sich doch bald des unselbstständigen, verkümmerten Menschen an und er vergalt ihr das, so weit sein mürrisches, verschlossenes Wesen dies zuließ. Es war auch ein wenig Berechnung dabei, denn Adelheid merkte sehr wohl, daß außer der sinnlichen Leidenschaft nichts ihren Mann so an sie fesselte, als dieser Zug ihres Wesens. Den Mann selbst gab sie Schweinsberg vollständig preis. Er war und blieb ihr nur Mittel zum Zweck und es hatte für sie großen Reiz, an seinen Geiz die härtesten Zumuthungen zu stellen. Indem sie ihr Nadelgeld ganz und gar für sich behielt, verlangte sie und setzte sie durch, daß Behrslappen noch im Laufe des Sommers durchaus modern möblirt, daß eine höchst elegante Equipage angeschafft und eine zahlreiche, gut gekleidete Dienerschaft angenommen wurde. Sie machten in der ganzen Umgegend Visiten, und wenn diese auch von Vielen nicht erwiedert wurden, so bekam das Haus doch einen geselligen Anstrich und zumal die junge Herrenwelt begann, zu Lehmhofs Verzweiflung, Behrslappen mit Vorliebe zu besuchen. Es hatte für dieselbe einen hohen Reiz, das Haus aufzusuchen, in welchem man sich mit der jungen, immer schöner aufblühenden Frau über den alten Mann lustig machen konnte, und man vergaß darüber, daß man den Genuß oft sehr theuer bezahlen mußte, denn Lehmhof spielte die sogenannten Commerce-Spiele meisterhaft und hatte im Hazard sprichwörtliches Glück. Adelheid ließ ihn nach dieser Richtung

hin frei schalten, konnte sie ihn doch so mit geringeren Schwierigkeiten dazu bewegen, ihren verschwenderischen Gelüsten nachzugeben.

Ihr liebster und häufigster Verkehr blieb Otto Schweinsberg, einmal, weil er sie an den gehaßten Vetter erinnerte, dann aber auch, weil sein innerlich blasirtes, leeres und unbefriedigtes Wesen ihr ebenso verwandt war, wie seine unersättliche Genußsucht. Sie lernte von ihm die höhere Reitkunst und bald wetteiferte sie mit ihm an Waghalsigkeit. Wenn sie sich dann durch einen tollen Ritt ausgetobt hatten, ließen sie wohl die schäumenden Pferde langsam gehen und philosophirten in ihrer Weise über den Spruch: „Es ist doch Alles eitel und Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht." Schweinsberg philosophirte aus der Praxis, sie aus der Theorie, aber die Resultate stimmten überein und das machte Beide nicht besser. In Worten ließ Adelheid ihn vollständig gewähren; sie besprachen Alles mit einander und dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, das vertrauliche Verhältniß dem Wüstlinge fesselnd und pikant zu machen.

Während die Bachhöffchen sich Adelheid gegenüber sehr reservirt verhielten, lebte sie sich mit den Balteviller um so besser ein. Sie verstand es, Frau Amanda ganz und gar für sich einzunehmen und benutzte das geschickt für ihre Pläne. Sie hatte beim ersten Besuche bemerkt, daß Madeleine Heinz liebte und sie deutete die Worte, die er damals in Bachhof zu ihr gesprochen hatte, auf Madeleine. Sie beschloß nun, ihren Freund Schweinsberg, dem sie Dudings Neigung zu ihm natürlich verschwieg, mit Madeleine zu verheirathen und so Heinz und Duding, welche Letztere sie schon deshalb nicht leiden konnte, weil dieselbe Frau Eleonore's Tochter war, einen, wie sie meinte, tödtlichen Schlag zu versetzen. Otto Schweinsberg ging ohne Weiteres auf Adelheids Pläne ein, denn Madeleine war ein hübsches Mädchen, sie hatte Geld, und sie zu erobern, war eine amüsante Intrigue. Frau Amanda brauchte nur nach der vornehmen Seite hin gedrängt zu werden, um den Augenblick kaum erwarten zu können, in welchem sie ihr Kind in Otto Schweinsbergs Arme liefern konnte. Auch Horace war leicht gewonnen und schwärmte bald für Adelheid ebenso, wie er bereits von Schweinsberg entzückt war. Er konnte es umsomehr, da Heinz verstummte, sobald von Adelheid die Rede war, und Parkhof ohnehin

nur höchst selten und auch dann nur, wenn er sicher war, Adelheid dort nicht zu treffen, betrat.

Die Einzige, die in Parkhof von Adelheid ebensowenig etwas wissen wollte als vom Aarburgschen, war Madeleine. Das arme Mädchen ahnte, was kommen würde, und sie war in Verzweiflung darüber. Da sie sonst nur mit sehr wenigen Personen zusammenkam, so mußte ihr unsere Heimath, in der es doch so viele herzige und gute Menschen giebt, unleidlich erscheinen und sie hatte deshalb keinen anderen Gedanken, als so oder so aus dem Lande fort zu kommen. Sie fühlte sich unsäglich einsam und verlassen und auch Duding konnte bei ihrem phlegmatischen und äußerlich kalten, apathischen Wesen der lebhaften, feurigen Französin nicht zusagen. Und auch er, den sie liebte, wie kalt mußte er ihr erscheinen! Sie wußte durch ihren Bruder von Anna, sie fühlte, wie tief unglücklich er sein mußte. Es drängte sie, ihn zu trösten, ihm zu zeigen, daß es eine Seele in seiner Nähe gab, die ihn verstand, die mit ihm fühlte, und doch war er so verschlossen, so unnahbar und kam immer seltener und seltener. Er wurde auch immer unfreundlicher gegen sie. Sie wußte ganz genau, seit wann er so verändert war. Sie hatten einmal einen Spaziergang gemacht und waren hinter den Anderen zurückgeblieben. Da hatte ihre Liebe ihr ein paar warme, vielleicht zu offene Worte abgerungen und ihr Blick hatte ihm gezeigt, daß sie ihn liebte. Da hatten seine großen, dunklen Augen sie so zornig angeblitzt, daß sie bis in's innerste Herz erschrak. Er hatte sich umgewendet und war davongegangen. Oh, sie wußte ja, daß er sie nicht liebte, nicht lieben konnte! Sie war bereit, sich in das Unvermeidliche zu fügen; aber mußte er darum so unfreundlich und so zurückstoßend gegen sie sein!

Da war noch ein anderer Mann, mit dem Madeleine täglich zusammenkam — der Baron Markhausen. Er war ein schöner, stattlicher Mann und er war auch gewiß ein tadelloser Ehrenmann, aber er erschien ihr so kalt und herzlos, wie alle die Leute um sie her. Dann war er auch so überaus prosaisch und praktisch! Eines war freilich hübsch von ihm — daß er mit Frau Amanda so höflich und doch auch so fest umzugehen wußte und daß er von ihr immer nur mit großer Zuneigung sprach. Madeleine war ihm dafür sehr dankbar; aber das war auch Alles, was er ihr bot.

Im Frühlinge zogen auch Heinz und Weinthal in ihr neues Daheim ein. Endhof lag, wie, mit Ausnahme von Behrslappen, alle die Güter, mit deren Bewohnern wir es zu thun haben, am Flusse, und zwar nicht wie die übrigen durch Wiesen von ihm getrennt, sondern hart an dem hier etwas steilen Ufer.

Das Wohnhaus selbst, das die hintere Seite dem Flusse zukehrte, war aus Feldsteinen erbaut und hatte so dicke Mauern, daß die Fenster die großen Räume, in welchen bisher nur Knechte gewohnt hatten, nur unvollkommen erhellten. Das wurde auch nicht viel besser, als Heinz die Fenster von den zahlreichen kleinen Glasscheiben befreien und dieselben durch große ersetzen ließ. Die Zimmer waren groß und ungemüthlich und obgleich Heinz sie hatte säubern lassen und sie leidlich möblirte, so glichen sie doch mehr einer Krugstube, als der Wohnung eines gebildeten Mannes. Die übrigen Gebäude waren wie das Wohnhaus, das heißt aus Feldsteinen, solid aufgerichtet und gut erhalten, aber so häßlich als nur möglich. Auf Heinzens ganzer Pachtung befand sich nicht ein einziger Baum. Der Garten bestand in einem eingehegten, mit Gemüse bepflanzten Stück Feld.

Auch das von Lehmhof erstandene lebende und todte Inventar ließ viel zu wünschen übrig und Heinz erkannte bald, daß er von ihm auch in dieser Beziehung arg übervortheilt worden war. Die blaugrau- oder rosafarbenen Kühe gehörten der ganz gemeinen Landrace an, ebenso die Schafe und die hochbeinigen Schweine. Die Pferde befanden sich gleichfalls in traurigem Zustande. Man hatte bei ihrem Ankaufe offenbar mehr auf die Niedrigkeit des Preises, als auf ihr Alter geachtet. Das Beste an dem ganzen Gute war der Boden, wie überall in dieser Gegend, guter Roggenboden.

Noch in einer Hinsicht war Endhof günstig gelegen: die Güter rings umher wurden vortrefflich bewirthschaftet und gaben gute Vorbilder ab. Parkhof und Aarburg wurden von Markhausen ausgezeichnet verwaltet, der Pastor war ein trefflicher Landwirth, ebenso sein Amtsbruder, dessen Pastorat und Kirche oberhalb Endhof, zwischen diesem und Bachhof, gleichfalls am Flusse lag. Die Wirthschaft in Bachhof war zwar eine unpraktische, weil luxuriöse, aber eben deshalb kam sie der Gegend in mancher Beziehung zu statten. Auch die Bauern,

deren Gesinde sich in langen Reihen am Flusse hinzogen, waren hier verhältnißmäßig wohlhabend und intelligent. Sie hatten sich Markhausen und den Pastor zum Muster genommen.

Heinz lebte ganz der Landwirthschaft. Von Sonnenaufgang bis tief in die Dunkelheit hinein war er auf dem Felde oder schaffte er im Garten. Weinthal seinerseits that Alles, was ein verständiger Landwirth lettischer Abkunft zu thun pflegt, um einer neubegründeten Wirthschaft Erfolg und Dauer zu sichern. Er sorgte dafür, daß am Charfreitage dem Rindviehe der Rücken mit Eis gerieben wurde und munterte die jungen Burschen auf, die Mägde an dem ersten Tage, an welchem die Thiere zur Weide gingen (an welchem Tage auch ein Schlüsselbund unter die Stallschwelle gelegt wurde), tüchtig in den Teich zu tauchen, was denn auch so energisch geschah, daß ein halbwüchsiges Hirtenmädchen halb todt aus dem Wasser gezogen wurde. Als Heinz Weinthal darüber Vorstellungen machte, antwortete dieser mit Achselzucken und fuhr in seinen abergläubischen Gebräuchen, die er freilich ohne Heinzens Wissen betrieb, so munter fort, wie zuvor. Jede Kuh bekam drei Kreuze mit Theer auf das sogenannte Kreuz gemalt und als die Heerde auf der Weide angelangt war, mußte die Hüterin dreimal um dieselbe laufen, sich dann in die Mitte stellen und ein geöffnetes Schloß zuschließen. So war denn dafür gesorgt, daß es in Endhof viel Milch gab, daß die Hexen keine Gewalt über das Vieh hatten und daß es sich nicht verlief. Damit aber auch in Zukunft lauter kräftige Kälber geboren würden, wurde ein Bärenführer veranlaßt, seinen Bären, zum äußersten Entsetzen der vierbeinigen Bewohner, durch die Ställe zu führen.

Weinthal nahm sich aber auch der Menschen an. Er achtete darauf, daß die Mägde nicht am Freitage spannen oder die Frauen der Knechte in deren Abwesenheit webten; er wußte es so einzurichten, daß am Lambertstage die Oefen reparirt wurden und in Folge dessen kein Feuer angezündet werden konnte, welches Unglück hätte herbeiführen können; mit einem Worte, er traf alle Maßregeln, die ihm geeignet erschienen, das Glück des neuen Hausstandes zu begründen und denselben vor Schaden zu bewahren.

Er hielt auf diese altehrwürdigen, von den Vätern überkommenen

Gebräuche überhaupt große Stücke. Er lächelte nie behaglicher und selbstbewußter, als wenn er in dieser Richtung auf Widerspruch stieß. Er war ja ein weltkundiger Mann und wußte daher, daß es nun einmal bei den Herrschaften zur Mode gehörte, diese Dinge zu belachen. Weinthal trug dieser Schwäche Rechnung und hatte daher auch schon im Hause des Doctors sein Wesen in aller Heimlichkeit getrieben. „Der Herrgott sieht es doch," dachte er; „was kommt es darauf an, ob die Herrschaften daran glauben oder nicht." So hatte er denn auch, als Heinzens Geburt erwartet wurde, dessen Wärterin, bei der Weinthals Vorschläge das größte Verständniß fanden, gebührend instruirt. In das Wasser, in welchem der Neugeborene gebadet wurde, that man die nöthige Quantität Honig, um ihm einmal Anziehungskraft für die Frauen zu verleihen, und von dem Holze, vermittelst dessen das Bad erwärmt worden war, befand sich ein Span noch gegenwärtig in einem kleinen Kästchen, in welchem Weinthals Pretiosen: ein Imperial, einige Silberrubel und ein silbernes Zündholzdöschen, das der Doctor gebraucht hatte, aufbewahrt wurden. Ehe man Heinz zur Taufe angekleidet hatte, war er in einen Weiberrock gewickelt worden, um im späteren Leben nicht allzusehr hinter den Weibern her zu sein, und hatte dann einen leichten Schlag auf jede Wange erhalten, um in Folge dessen einmal ein schöner Mann zu werden. Große Mühe hatte sich Weinthal gegeben, die Gevattern zu recht nahem Zusammenstehen während der Taufhandlung zu veranlassen und er schrieb es dem theilweisen Mißlingen dieses Planes zu, daß Heinzens Schneidezähne nicht ganz so dicht zusammenstanden, wie er wünschte. Auch sonst hatte er ja, so listig er auch zu Werke gegangen war, nicht Alles nach seinem Sinne einrichten können. War es ihm auch gelungen, das Mützchen des Täuflings in die Mütze des Pastors zu bringen und demselben so für die Zukunft ein gottesfürchtiges Herz zu schaffen, so war doch das Taufwasser nicht, wie es sich gehörte, von Frau Irene, als Taufpathin, sondern von ihm, Weinthal, in den Mund des Kindes gebracht worden, um ihm gleichsam die Zunge zu lösen und es zu einem großen Redner zu machen. Noch schlimmer war es, daß sich Frau Agnes nicht dazu bewegen ließ, während der Taufe im Bette zu bleiben und ihrem Sohne dadurch einen häuslichen Sinn zu sichern, statt sich an der Taufhandlung zu

betheiligen. Nun hatte man in der Eile sich noch gar vergriffen und statt der Bibel ein Kochbuch unter des Kindes Kissen in die Wiege gelegt!

Es war eben in der entscheidenden Stunde nicht Alles hergegangen, wie es hätte sein sollen, und daraus war es zu erklären, daß der junge gnädige Herr nicht ganz so geworden war, wie Weinthal es wünschte. Dagegen, daß Heinz finster aussah, daß er so wenig sprach und daß er einsam lebte, hatte Weinthal nichts einzuwenden, denn der alte gnädige Herr war genau so gewesen; höchst gefährlich aber erschien es, daß er mit seinen Verwandten nicht verkehrte und daß er in Bezug auf die Ehe sehr bedenkliche Grundsätze zu haben schien. Warum das? Der alte gnädige Herr hatte doch gleich geheirathet, sobald er wieder in's Land gekommen war.

Wenn übrigens Heinz sonst ganz nach Weinthals Sinne war und von ihm ganz unbeschreiblich verehrt wurde (denn daß Heinz ihm, Weinthal, gegenüber immer noch einen, für den Sohn des alten gnädigen Herrn durchaus unpassenden Ton anschlug, mußte sich ja mit Heinzens zunehmendem Alter geben), so schrieb Weinthal das Verdienst daran theilweise auch sich selbst und seinen vorsorglichen Bemühungen zu.

Selten kam Otto Schweinsberg nach Endhof, öfter Horace und der Doctor. Ersterem gegenüber (von dem Weinthal behauptete, er müsse im Zeichen des Steinbocks geboren sein, da er ein so großer Schreier sei) hatte Heinz noch ganz dieselben widersprechenden Empfindungen, wie seit dem Beginne ihrer Bekanntschaft, er liebte ihn und liebte ihn nicht, zu gleicher Zeit oder vielmehr in stetem Wechsel, war aber immer sehr freundlich gegen ihn.

Schweinsberg war es auch, der die Jagdleidenschaft in Heinz anfachte und ihm damit eine rechte Trösteinsamkeit verschaffte. Heinz hatte wohl manchmal als Knabe eine Flinte abgeschossen, aber Jäger wurde er erst jetzt und zwar ein so leidenschaftlicher, wie nur irgend einer unserer Landsleute.

Horace kam allmälig auch seltener. So sehr er den Freund liebte und verehrte, so wußte er doch mit ihm, der täglich schweigsamer und verschlossener wurde, nichts Rechtes anzufangen. Horace lebte jetzt ganz in der Gesellschaft. Sein liebenswürdiges, bescheidenes Wesen, seine glatten Formen gewannen ihm die Einen, sein gutes, wohl-

wollendes Herz die Anderen, den Dritten war Jedermann willkommen, der viel Zeit hatte und keine Gesellschaft verdarb. Das war nun Frau Amanda ganz recht und sie gewann es über sich, ihre Sparsamkeit bei Seite zu setzen und dem Sohne reichliche Mittel zu einem glänzenden Leben zu gewähren. Trotzdem gerieth Horace, der schlecht und unglücklich spielte, in Schulden. Da er sich Markhausen nicht anvertrauen wollte, so lieh er im tiefsten Geheimnisse beständig von Lehmhof und gerieth immer mehr in dessen Schreibtisch hinein. Lehmhofs Pläne konnten durch den Umstand, daß Horace jetzt den großen Hof selbst bewirthschaftete, nur noch gefördert werden, denn Horace bekam dadurch viel Geld in die Hände und fühlte sich als reicher Mann.

Am häufigsten kam der Doctor. Er fuhr nie an Endhof vorüber, ohne wenigstens für einen Augenblick einzukehren. Er war immer unendlich eilig, aber doch unbeschreiblich herzlich.

So ging das Jahr dahin. Es war ein sehr mittelmäßiges Jahr und die Scheunen blieben halb leer. Es lag das nicht an Heinzens Wirthschaft, sondern am Wetter. Die ganze Gegend hatte eine schlechte Ernte. Dann kam der lange nordische Winter. So lange es draußen viel zu thun gegeben hatte, war Heinz verhältnißmäßig guter Dinge gewesen; aber jetzt begannen die langen, langen Winterabende und Winternächte. Die sind gefährliche Feinde, wenn sie uns einsam und ohne Bundesgenossen finden. Heinz wußte sehr wohl, daß er nicht müssig sein dürfe und er studirte mit großem Eifer die Theorie der Landwirthschaft; aber trotzdem entdeckte er doch nur zu bald, daß diese Beschäftigung die Zeit nicht völlig ausfüllte. Häufig und immer häufiger senkte sich die Schwermuth auf seine Seele herab, wie die frühe Nacht auf die Winterlandschaft draußen; häufiger und immer häufiger warf sein, zu einem thatkräftigen, kampferfüllten Leben bestimmter Geist Fragen auf, die er weder beantworten, noch zur Ruhe verweisen konnte. Wozu lebte er? Konnte er hoffen, daß das Leben noch einmal für ihn einen Zweck erhalten werde? Nein! Aber wozu dann leben?

Wenn er diese Frage that und dabei mit langsamen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, dann glitt sein Blick unwillkürlich hinüber nach der Wand, wo das Licht des Feuers im Ofen auf den

Läufen der Flinten spielte und sie roth erglänzen ließ. Da hing zwar nicht die Antwort, aber doch die Lösung der Frage. Und doch durfte er von den Flinten keinen Gebrauch machen. Er durfte es nicht, um der todten Mutter willen. So hieß es denn immer wieder geduldig ausharren; aber Heinz erschrak, wenn er an seinen gesunden, stahlfesten Körper dachte, der ihm, ach! ein nur zu langes Leben verhieß. Im Grunde stand seine Seele an derselben Stelle, wo auch die Otto Schweinsbergs und Adelheids standen und hinausschauten auf das wogende Meer des täglichen Lebens und Treibens und gähnend hinabschauten auf das ewige Einerlei und sich sehnten nach der Springfluth, die sie mit sich fortreißen sollte und sie verschlingen. Alle Drei liebten nur sich selbst und eben darum haßten alle Drei sich selbst.

Ein Nothjahr.

Das nächste Jahr war ein Nothjahr. Schon im Frühlinge regnete es unaufhörlich und blieb lange empfindlich kalt. Auch als der Sommer endlich herankam, hörte der Regen nicht auf. Täglich kam die Sonne ein wenig zum Vorschein, und die Landwirthe schöpften neue Hoffnung, aber täglich trieb der Westwind wieder neue Regenwolken herauf und der Regen fiel nach wie vor in Strömen. Die Flüsse traten, wie im Frühlinge, weit über ihre Ufer und schwemmten das Heu weg, oder verhinderten gar, daß es gemäht wurde und zu Anfang August fuhr Heinz zu Boot über sein Gerstenfeld. Was dann der regnigte Sommer noch übrig gelassen hatte, das verdarb der regnigte Herbst. Es blieb Nichts übrig für den Winter und die Landwirthe hatten ungeheure Verluste. Sie mußten nicht nur auf jeden Ertrag verzichten, sondern auch noch die ganze Wirthschaft für baares Geld erhalten. Statt daß im Winter die Fuhren beladen zur Stadt gingen und sie geleert wieder verließen, ging es jetzt den umgekehrten Gang, die Fuhren gingen leer hin und kamen beladen zurück.

Die Bauern am Flusse litten auch große Noth und da es bald bekannt wurde, daß der Arrendator von Endhof eine offene Hand hatte nicht nur für die eigenen Leute, sondern auch für die Nachbaren, so strömten die Hungrigen bald dorthin und keiner wurde zurückgewiesen. Das war gut für Heinzens Herz, aber schlecht für seinen Beutel. Weinthal mahnte vergeblich zur Sparsamkeit. Heinz war selbst unglücklich, wie sollte er sich nicht der Unglücklichen erbarmen, und er hatte es ja auch mit wirklicher Noth zu thun.

Unseren übrigen Bekannten ging es nicht anders, sie halfen nach Kräften, zum Theil auch über ihre Kräfte hinaus. Der Behrslappensche war freilich für den Winter mit Weib und Kind hinausgereist, theils weil sein Lebrecht in ein wärmeres Klima gebracht werden

mußte, theils aber auch, um eben der Noth aus dem Wege zu gehen. Otto Schweinsberg war ihnen gefolgt, doch sandte er große Summen an Markhausen zur Vertheilung unter die bedürftigen Knechte und ordnete ohne alle Rücksicht auf seine zerrütteten Vermögensverhältnisse an, daß den Wirthen die halbe Pacht erlassen werde. Nicht weniger hülfreich waren die Zurückgebliebenen. Frau Amanda (Horace verbrachte einen Theil des Winters auf Wunsch seiner Mutter in Petersburg, um dort die Verbindungen seines Vaters wieder anzuknüpfen), der Adel und die Geistlichkeit der Umgegend, vor Allem die Bachhöf'schen Schweinsbergs thaten, was in ihren Kräften stand und die letzteren noch viel mehr. Markhausen zumal sorgte dafür, daß eine Art Organisation in die Wohlthätigkeit kam, und er beeinflußte und leitete die Männer, wie Frau v. Schweinsberg die Frauen. Diese Thätigkeit brachte Markhausen und Heinz mitunter zusammen und sie fingen an, einander zu gefallen. Markhausen hatte studirt und war ein sehr fein gebildeter Mann, aber die Liebe zur Landwirthschaft hatte ihn daran verhindert, sein Fach zum Brodstudium zu benutzen. Er war mit Leib und Seele Landwirth, aber er arbeitete im Winter, wo es draußen wenig zu thun gab, gern an seiner Wissenschaft fort und ohne irgendwie productiv zu sein, wußte er sich doch, vermöge einer vortrefflichen Bibliothek (nach dieser Richtung hin sparte der sonst so sparsame Mann kein Geld) in seiner Wissenschaft — er hatte, wie Heinz, Geschichte studirt — auf dem Laufenden zu erhalten.

Er hatte sich Anfangs Heinz gegenüber sehr mißtrauisch gezeigt und war durchaus geneigt gewesen, ihn für einen Thunichtgut zu halten, der zur Landwirthschaft griff, weil er eben zu nichts Anderem taugte. Bald aber hatte er einen gewissen Respect vor dem Dilettanten bekommen, und als er bemerkte, daß Heinz die Sache ernst nahm; als er sah, daß Heinz auf dem Felde war, er mochte noch so oft vorüber reiten, da fing er an, den Nachbar mit Interesse zu beobachten und das um so mehr, als der Pastor, der Heinz jetzt auch immer günstiger beurtheilte, ihm gelegentlich einmal von der bewußten Medaille erzählte. Der Baron fühlte sich in wissenschaftlicher Beziehung denn doch zu sehr vereinsamt, um nicht mit einigem Behagen an die Möglichkeit zu denken, in so naher Nachbarschaft einen ehemaligen

Fachgenossen zu finden, und so knüpfte er denn in seiner Weise die Bekanntschaft ganz allmälig an.

Heinz seinerseits hatte vor dem Baron als Landwirth und als Mensch die größte Achtung. Wenn er ihm trotzdem nicht nahe trat, so geschah das, weil ihn die Erfahrungen der ersten Zeit völlig kopfscheu gemacht hatten, so daß er sich keinem Menschen nähern mochte.

Eines Tages kam der Baron zugleich mit dem Doctor in einer zum Theil 'geschäftlichen Angelegenheit zu Heinz und nahm, als er aufgefordert wurde, dort zu frühstücken, die Einladung an. Wirth und Gast gefielen sich, und als sie sich trennten, wurde verabredet, künftighin gute Nachbarschaft zu halten. Man besuchte sich nun, Anfangs selten, dann immer häufiger. Sie waren Beide den ganzen Tag über praktisch beschäftigt gewesen, es war daher natürlich, daß sie sich, wenn sie am Abend zusammentrafen, mit Vorliebe wissenschaftlichen Gesprächen zuwandten und Heinz fühlte, zu seiner eigenen Verwunderung, zwar noch nicht den alten Wissenstrieb, aber doch wieder ein lebhaftes Interesse für die Bücherwelt in sich erwachen.

Als sie ein Dutzend Mal zusammen gewesen waren, sagte der Baron, indem er sich nach seiner Gewohnheit mit den Fingern durch die Locken fuhr: „Was meinen Sie, Eichenstamm, sollten wir nicht zusammen einen alten Chroniſten durcharbeiten? Ich denke, das würde uns Beiden nach all' den Sorgen um Brod, Hafer und Heu wohl thun!"

Heinz erklärte sich bereit dazu, es wurden die Namen einer Anzahl hervorragender Chroniſten auf Zettelchen geschrieben, zusammengerollt und in eine leere Zuckerdose geworfen, dann mußte Heinz einen dieser Zettel ziehen. Er zog Adams von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte, und sie waren damit wohl zufrieden. Man verabredete noch, sich den betreffenden Abschnitt vorher etwas anzusehen, um rascher vorwärts zu kommen und ging dann zu einem anderen Gesprächsthema über.

Nun bemerkte Heinz bald, daß er es mit keinem zu verachtenden Gegner zu thun hatte (eine gewisse Gegnerschaft oder richtiger, ein gewisser Wettkampf bildet sich in solchen Fällen ganz von selbst), denn der Baron hatte in Dorpat zu einer Zeit studirt, wo man dort zwar nicht arbeiten lernte, wohl aber sich ein bedeutendes Maß von positiven

Kenntnissen aneignete, und da er sich auch nachher immer viel mit dem Mittelalter beschäftigt hatte, so wußte er Mancherlei vorzubringen.

Andererseits bekam der Baron bald gehörigen Respect vor Heinzens mehr in die Tiefe, als in die Breite gehendem Wissen und zumal vor seiner peinlichen, auch das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste berücksichtigenden Methode. Wenn nun der Baron trotzdem mitunter die Geduld verlor und das Verfahren der neuen historischen Schule als kleinlich bezeichnete, so machte es sich ganz von selbst, daß Heinz sie vertheidigte und sich so ihrer Bedeutung allmälig wieder bewußt wurde.

Da sich Heinz für jede Zusammenkunft sorgfältig vorbereitete, so geschah es, daß er bald ein dringendes Bedürfniß nach Hilfsmitteln empfand. So knüpfte er denn wieder mit den Buchhändlern an und es erwies sich, daß der Adam von Bremen gleichsam nur ein Pionier gewesen war, eine Art Hinterwäldler, dem ein ganzer Troß Farmer nachfolgte.

Heinz versicherte nun zwar sowohl dem Baron, als auch sich selbst bei jeder Gelegenheit, daß an eine Wiederaufnahme seiner Studien gar nicht zu denken sei, aber er saß doch jeden Abend über seinen Büchern und zwar nicht mehr über landwirthschaftlichen, sondern über historischen. Als Weihnachten vorüber war, konnte er über die Auslegung einer contraversen Stelle so hitzig streiten, daß der Baron innerlich seine rechte Freude daran hatte, denn er hegte den lebhaften Wunsch, daß Heinz seine reichen Kenntnisse und seine reiche Begabung auf demjenigen Felde an den Tag legte, zu dessen Bestellung er durch seine Studien vorbereitet war. Er hütete sich aber wohl, diesen Wunsch auszusprechen.

Dieser Winter brachte Heinz mit vielen Menschen zusammen, denen er mit offener Hand reiche Unterstützung darbot. Dabei sagte er sich selbst und Markhausen wiederholte ihm das auch immer, daß es in solchen Nothzeiten vor Allem darauf ankomme, die wirklich Nothleidenden herauszufinden und sie von Denjenigen zu trennen, welche aus selbstsüchtiger Aengstlichkeit oder gar nur aus Faulheit die Hilfe der Wohlhabenden in Anspruch nähmen. Er fuhr daher viel selbst in die Gesinde und traf in ihnen wohl auch mit seinem Onkel,

dem Pastor, zusammen. Dieser hatte, wie gesagt, Heinzens Fleiß und Umsicht auf landwirthschaftlichem Gebiete wohl bemerkt und seine Beobachtungen mit großer Freude, denn er liebte Heinz wirklich, Frau Irenen und den Doctor Konrad mitgetheilt, so daß Heinz in der Meinung der Familie mit jedem Monate wieder stieg. Da man ihn nun jetzt so ausdauernd fleißig wußte, so lag der Gedanke nahe, daß es am Ende mit der bewußten, mehrfach besprochenen Medaille doch seine Richtigkeit haben könnte.

Traf übrigens Heinz mit dem Onkel zusammen, so blieben sie doch, obgleich der gemeinsame Anblick menschlicher Noth die Herzen einander zu nähern pflegt, äußerlich kalt, denn Jeder von ihnen meinte, daß der Andere ihn seinerzeit rücksichtslos behandelt habe. Sie fühlten sehr wohl, daß sie sich beide im Unrechte befanden, aber da sie beide Eichenstamms waren, wenn auch ein paar sehr verschiedene, so mochte keiner den ersten Schritt zur Verständigung thun.

Heinz lernte in dieser Zeit den Onkel persönlich erst recht schätzen, denn er sah, daß derselbe, trotz seines unbändigen Jähzorns und seines mitunter hochfahrenden und rechthaberischen Wesens, ein sehr wohlmeinender, pflichttreuer Mann war. Wie zeigte er sich jetzt unermüdlich, um in der schweren Zeit seiner Gemeinde glücklich durchzuhelfen, und wenn das auch oft in recht herrischer Weise geschah, so ließen es sich die Leute doch gern gefallen.

Von der größten Bedeutung für Heinz waren aber die Nothleidenden selbst. Er hatte, wo sein Hochmuth und seine Leidenschaft nicht in's Spiel kamen, ein weiches Gemüth, und der Anblick der Noth schnitt ihm in's Herz. In ihm, als dem Sohne eines alten Predigergeschlechts, war die Liebe zu den untern Volksklassen, eine Liebe, die man in den oberen gebildeten Volksschichten unserer Heimath vielleicht öfter findet, als sonst irgendwo, gewissermaßen erblich, und so hing er denn sein Herz bald an ein altes, weißhaariges Mütterchen, das in irgend einer Badestube Zuflucht gesucht hatte vor den Stürmen des Lebens, bald an ein armes, krankes Kind, oder an irgend einen Krüppel, der auch in guten Zeiten Nichts hatte erwerben können und nun der Noth der Zeit wehrlos gegenüber stand.

Gab auch der Anblick so vielen Elends der Schwermuth, die ihn

ohnehin gefangen hielt, neue Nahrung, so gewann er jetzt doch wieder Menschen lieb, ihm bisher ganz fremde, kranke, verwahrloste Menschen, zu denen ihn Nichts zog, als daß sie eben leidende Menschen waren. Zugleich wurde ihm diese Thätigkeit besonders lieb, weil ja auch Anna sich der Armen so fleißig angenommen hatte, und wenn er einmal aus der Hütte irgend eines einsamen Gesindes trat und die Leute geleiteten ihn, mit Dankesthränen in den Augen, dann fühlte er wohl, daß er jetzt fortwirke in Anna's Sinne.

Eines Tages, es war im Monat April und die ersten Frühlingswinde wehten schon durch das Land, fuhr Heinz aus, um einen Armen zu besuchen, an den er am Tage zuvor zufällig erinnert worden war. Der Mann war Markhausen als sehr fleißig und thätig bekannt und er hatte ihm daher erlaubt, sich im Walde anzusiedeln. Markhausen that das mehrfach. Er gab den Leuten reichlich Land, unterstützte sie noch ein wenig vom Hofe aus und sah so eine Anzahl neuer Gesinde entstehen. Dem Manne freilich, von dem hier die Rede ist, ging es herzlich schlecht. Heinz hatte seine Bekanntschaft gemacht, als er im ersten Sommer einmal auf der Birkhühnerjagd war und Jener ihm half, die geschossenen Hähne nach Aarburg tragen. Schon damals hatte er bemerkt, daß der Flachs, den der Ansiedler in das Neuland, welches sich rings um sein Häuschen hinzog, gesäet hatte, jämmerlich stand und als er ihn darauf aufmerksam machte, hatte dieser, indem er die Achseln zuckte und zu Boden sah, erwidert, daß er nichts dafür könne und daß er es an Fleiß und Mühe nicht habe fehlen lassen. Im folgenden Herbste war Heinz dann auf der Rehjagd mit dem Aarburg'schen an dem Häuschen vorübergesprengt und hatte, da er sich für den Mann interessirte, wieder nach dessen Feldern gesehen, die zwar vergrößert waren, aber eben so schlechtes Getreide trugen, als im Vorjahre. Er hatte nachher dahin zurückkehren wollen, aber man hatte ihm gesagt, daß die Leute von Bachhof aus unterstützt würden, und so hatte er sich weiter nicht um sie gekümmert. Jetzt erst war ein Aarburg'scher Buschwächter zu ihm gekommen und hatte von der großen Noth erzählt, die dort herrsche. So ließ denn Heinz ein Säckchen mit Lebensmitteln füllen und machte sich auf den Weg, um sich von der Lage der Dinge zu überzeugen.

Der Schnee war im Schmelzen begriffen und als Heinz über den

Fluß fuhr, mußte er auf beiden Seiten durch tiefes Aufwasser, weiterhin aber, im Walde, war der Weg wie eine Eisbahn und er konnte rasch zufahren. Der Wald war Anfangs gemischt, obgleich die Birken vorherrschten, dann fuhr man in reinem Föhrenwalde dahin.

Die Hütte des Ansiedlers lag auf einer kleinen Anhöhe, deren allmälig aufsteigender Abhang mit dichtem, ein paar Fuß hohem Nachwuchse besetzt war. Der Weg wand sich in zahlreichen Krümmungen hinauf und konnte nur langsam befahren werden, denn die Stobben der Bäume, die früher hier gestanden hatten, waren nicht ausgerodet worden, sondern nur überwachsen. An einem derselben verletzte sich Heinz nicht unbedeutend den Fuß, den er, nach Landessitte, hinaushielt, um das kleine Schlittchen, in dem er saß, nöthigenfalls vor dem Umfallen zu schützen. Der Fuß schmerzte heftig, aber Heinz fuhr, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er nicht gebrochen war, weiter. Als er vor dem Häuschen hielt, sah er den Ansiedler vor der Thür sitzen. Der Mann, der eine alte, zerrissene Pelzjacke anhatte, saß mit unbedecktem Haupte auf einer kleinen Bank unter dem einzigen Fenster und flocht Matten. Obgleich er nun Heinzens Glocke und sein Kommen längst bemerkt haben mußte, so stand er doch weder auf, noch blickte er auch nur nach ihm hin, sondern arbeitete, indem er ein paar lange Fäden der Matte zwischen den Zähnen hielt und das finstere, gelbe Gesicht, in welchem nur ein Auge war — das andere hatte ihm einmal ein zurückschnellender Ast ausgeschlagen —: auf die Arbeit niederbeugte, weiter, ohne sich irgend um seinen Gast zu bekümmern. Heinz, der den Mann zwar schon von früher her als mürrisch und verschlossen kannte, war trotzdem durch diesen seltsamen Empfang eigenthümlich berührt und indem er aus dem Schlitten stieg und dem Pferde die Leine über den Rücken warf, rief er dem Manne ein lautes: „Gott helf!" zu, ohne daß sich dieser dadurch veranlaßt gesehen hätte, es mit dem üblichen „Danke!" zu erwidern.

Heinz, in dem der Gedanke aufstieg, der Mann sei am Ende geisteskrank, ließ sich dadurch nicht abschrecken. Er setzte sich vielmehr neben den „Häusler," wie man bei uns in manchen Gegenden die Ansiedler nennt, nieder und ergriff seine Hand. Der Mann ließ sie ihm ruhig und blickte ihm nun auch in's Auge. Heinz bemerkte mit Entsetzen, wie elend und verkommen der Mensch aussah.

„Guter Freund," begann er und drückte ihm herzlich die Hand, „guter Freund, Ihr habt gewiß große Noth gelitten. Warum seid Ihr nicht zu mir gekommen?"

Der Mann schüttelte den Kopf und sah Heinz nach wie vor so seltsam starr an.

„Ich habe," fuhr dieser fort, indem er sich vorbeugte, um den Mann besser betrachten zu können, „geglaubt, daß Ihr von Bachhof aus unterstützt würdet, und habe daher nicht weiter für Euch gesorgt. Ich habe erst heute durch den Buschwächter von Eurem Elende gehört und bin gekommen, um Euch zu helfen."

Der Häusler nickte ein paar Mal mechanisch mit dem Kopfe und wollte dann wieder zu seiner Arbeit greifen, allein Heinz, der jetzt irgend eine schreckliche Aufklärung dieses seltsamen Benehmens ahnte, ließ das nicht zu.

„Wo ist Euer Weib?" fragte er.

Der Mann schlug beide Hände vor's Gesicht. „Erbarmt Euch!" stöhnte er.

„Was ist's mit ihr?" fragte Heinz überlaut und schüttelte den Mann heftig. „Was ist's mit Eurem Weibe?"

Da er aber keine Antwort von ihm erhielt, so ließ er ihn fahren und ging selbst in das Häuschen. Der hohe Mann mußte sich tief bücken, um überhaupt nur hineinzukommen und er mußte auch darin gebückt bleiben. Das Zimmer war kalt und sonst ohne Hausrath; in in dem Bett aber, das in der einen Ecke stand, lag die Frau des Häuslers und an ihrer hagern Brust ein kleines Kind.

Heinz erkannte auf den ersten Blick, daß Beide todt waren. Um sich zu überzeugen, ob nicht ihrem Leben ein gewaltsames Ende gemacht war, beugte er sich auf sie nieder und betrachtete sie prüfend; aber es schien ihm, als ob sie eines natürlichen Todes gestorben wären. Als er sich umwendete, sah er den Mann an der Thür stehen und ihn mit trotzigen und doch auch zugleich ängstlichen Blicken betrachten.

Heinz athmete schwer. In welch ein entsetzliches Elend blickte er hier hinein und es hatte sich nicht irgendwo in der Ferne abgespielt, sondern kaum zwei Meilen weit von Endhof.

Heinz erkannte, daß es vor Allem darauf ankam, dem Manne, der offenbar halb verhungert war, Speise einzuflößen und ihn zum

Sprechen zu bringen. Er legte also zuerst einige Stücke Holz, die er vor der Thür fand, auf den kalten Heerd, und als sie nicht recht brennen wollten, nahm er die Matten, die der Häusler draußen hatte liegen lassen und warf sie in das Feuer. Der Mann griff schweigend und wie ein Blödsiniger nach den Matten, ließ sich aber gutwillig zurückhalten, stand nun still da und sah in's Feuer. Es gelang Heinz, ein Kesselchen aufzutreiben, das bald mit Wasser gefüllt auf dem Feuer stand. Als es kochte, schüttete Heinz ein wenig von dem Thee, welchen er mitgebracht hatte, hinein und füllte das heiße Getränk in ein irdenes Schüsselchen, das er auf dem Tische fand. Es kostete ihn große Mühe, den Mann dazu zu bewegen, daß er etwas von dem Thee und den Zwiebacken genoß; aber als er erst angefangen hatte, schlürfte er in ein paar Zügen die ganze Portion hinunter und verlangte nach mehr.

Das warme Getränk und die Ofenwärme — Heinz hatte auch im Ofen ein Feuer angemacht — brachten ihn nach und nach zu sich und er erzählte nun die schreckliche Geschichte seiner Leiden. Er war bei allem Fleiße immer mehr zurück gekommen, denn seine Wirthschaft hatte von vornherein auf so schwachen Füßen gestanden, daß sie kein Mißwachsjahr überdauern konnte. Als nun das erste Jahr ihn so völlig in seinen Erwartungen getäuscht, da hatte er alle Hoffnung auf das nächste gesetzt. Er und seine Frau hatten ihre Bedürfnisse auf das Aeußerste eingeschränkt und die Verwandten der Frau — er selbst war ein uneheliches Kind und stand ganz allein in der Welt — hatten ihn mitleidig und weil sie sahen, daß er es an Fleiß nicht fehlen ließ, mit Saat und dem nöthigen Futter für die Kuh und das Pferd unterstützt. Als aber nun auch im zweiten Jahre so gar nichts wuchs, da hatten sie bald erkannt, daß sie verloren seien, denn auch die Verwandten, selbst von völligem Mißwachs heimgesucht, konnten ihnen nichts mehr geben.

Sie mußten nun Pferd und Kuh verkaufen; weil aber in dem Nothjahre so viele Arme ihre Habe auf den Markt brachten, so hatten sie gar wenig dafür erhalten. Sie wußten zwar sehr wohl, daß man auf den Gütern nicht vergebens bat; aber sie konnten sich zum Betteln nicht entschließen und so wurde die Noth immer größer. Er selbst, der Mann, war in die Stadt gegangen, um dort womöglich Arbeit

zu finden, aber umsonst — es war auch dort an Arbeit Suchenden Ueberfluß.

Als er dann, todtmüde und völlig verzagt, nach Hause zurückgekehrt war, da erkrankte ihm zuerst sein Kindchen und gleich darauf auch seine Frau und nach ein paar Tagen starben sie. Da hatte er gedacht, nun sei doch Alles aus und hatte weder Speise noch Trank zu sich genommen, obgleich er noch ein paar Lof Kartoffeln und ein Garniz Grütze besaß.

„Das Schrecklichste aber ist," so schloß der Häusler seine Erzählung, „daß ich sie nicht einmal begraben kann, denn ich habe nichts, keinen Schlitten, kein Pferd, um sie wegzuführen, und keine Sachen, um sie mit Ehren in den Sarg zu legen."

„Armer Mann," sagte Heinz und sah zu Boden, damit der Häusler die Thränen nicht sähe, die ihm das Auge füllten, „armer Mann! Seid unbesorgt, wir wollen ihnen ein Begräbniß schaffen, an dem nichts fehlen soll. Litt Eure arme Frau sehr?"

Der Mann, der dankbar Heinzens Hand geküßt hatte, zuckte die Achseln.

„So äußerlich war nichts zu bemerken," antwortete er; „aber Ihr wißt ja, wie die Weiber sind: sie sterben vor Schmerz, ohne eine Miene zu verziehen."

Heinz verlangte nun, daß der Häusler ihn begleite; aber er stand davon ab, als dieser ihn fragte, ob er denn die todten Seinigen so mitten im Walde allein lassen solle. Er fuhr dann nach Hause und obgleich ihm der verrenkte Fuß arg weh that, so sorgte er doch mit solchem Eifer für das Begräbniß der Häuslerin, als ob sie eine verstorbene Fürstin und er ihr Hofmarschall gewesen wäre.

Er schickte zum Tischler nach Parkhof und ließ ein paar Särge bestellen; er beauftragte Emma, ihre alte Kunstfertigkeit wieder hervorzuholen, und kaufte, da gerade ein wandernder Krämer in Endhof vorsprach, alles nöthige Material in bester Qualität ein; ein Todtengräber mußte das Grab besorgen.

Als es dunkelte, fuhr er selbst wieder zu dem Häusler und durchwachte mit ihm die lange Nacht.

Die Beerdigung fand darauf mit großer Feierlichkeit statt und Heinz, der dem Häusler nicht von der Seite ging, sah mit innerster

Rührung, wie wohl es dem armen, gebrochenen Manne that, daß die Seinigen, die es im Leben so schwer gehabt hatten, nun ein so anständiges Begräbniß fanden. Und anständig war es, so anständig, wie es nur die wohlhabendsten Wirthinnen haben konnten. Die Todten lagen in den besten Todtenhemden da, die Särge waren blau angestrichen; zwei herrschaftliche Pferde brachten sie auf den Kirchhof, auf dem das Grab an hervorragender Stelle, nicht weit vom Eingange, gegraben war. Sogar der Pastor fehlte nicht und hielt eine schöne Grabrede. Heinz und Weinthal trugen schwarze Kleider.

Heinz nahm den Wittwer zu sich und behielt ihn als Knecht auf seinem Hofe. Das Ereigniß war bald in aller Leute Munde und obgleich Heinz nur dem Zuge seines Herzens gefolgt war und natürlich nicht daran gedacht hatte, daß seine Handlung bekannt werden könnte, so trug sie doch nicht wenig dazu bei, daß die öffentliche Meinung über ihn, in Hof und Gesinden, fortan eine sehr günstige wurde. Ihn freilich berührte das wenig, denn er kümmerte sich um das Urtheil der Nachbarn ganz und gar nicht; aber Weinthal war unsäglich stolz auf seinen Herrn.

In Bachhof ging der Winter in eitel Sorge und Herzeleid hin. Zwar war im Sommer das Schulhaus fertig gestellt und feierlich mit Fahnenschmuck, Reden und Toasten eingeweiht worden, denn der Behrslappensche hatte ja schließlich das Geld auch ohne Obligation hergegeben; aber dafür war doch eine Obligation, und zwar eine sehr gewichtige, auf das Gut ausgestellt worden, denn Frau Eleonore sah ein, daß es sich in diesem Nothjahre nicht umgehen ließ. Sie war aber natürlich voll schwerer Sorge, denn ihr Wohlstand ging mit reißenden Schritten rückwärts und die stolze, energische Frau stand der drohenden Zukunft machtlos gegenüber. Zwar ganz verarmen konnte sie nicht, denn ihre Brüder waren sehr reiche Leute; aber es war ihrem Stolze unerträglich, daß ihre Söhne einmal auf die Unterstützung ihrer Onkel angewiesen sein sollten. Immer fester wurde in ihr der Entschluß, Duding jedenfalls allen Eventualitäten zu entziehen, indem sie dieselbe an Horace verheirathete. Horace war Frau von Schweinsberg gerade recht. Sein zartes, mädchenhaftes Betragen, seine ganze zierliche und liebenswürdige Art hatten für die energische und ein wenig männliche Frau etwas sehr Bestechendes und so vergab sie ihm die

Mutter. Das Gefallen war gegenseitig. Auch Horace hatte Frau von Schweinsberg lieb gewonnen und war im Herbste oft dort gewesen. Als er nach Petersburg reiste, hatte sie, was sie nur höchst selten that, ihm Empfehlungsbriefe an ihre Brüder mitgegeben und sie freute sich, als ihr einer der Grafen schrieb, daß ihr junger Schützling allgemein gefalle.

Während die Mutter so im Geiste über ihre Tochter disponirte, litt diese nach wie vor die alten Qualen, und sie wurden nach und nach so unerträglich, daß Duding endlich selbst halb und halb bereit war, den ersten besten Mann zu heirathen, der sich um ihre Hand bewerbe, um durch eine solche Verbindung dem steten Kampfe gegen ihre Liebe zum Vetter ein Ende zu machen.

Mit den Zugvögeln kehrten auch die Reisenden allmälig zurück. Zuerst kam Horace. Er hatte eine sehr schöne Zeit verlebt und war sehr munter und frisch. Er erzählte viel von dem angenehmen Petersburger Leben und wußte namentlich die Freundlichkeit, mit welcher ihm die Brüder von Frau Eleonore entgegen gekommen waren, nicht genug zu preisen.

Später kehrten auch die Behrslappenschen zurück. Lehmhof selbst war über die große Summe, die der Aufenthalt in Florenz gekostet und über die Langeweile, die er dort empfunden hatte, außer sich; Lebrecht war so krank, verdrießlich und stumm wie früher; Adelheid sah den Aufenthalt daheim nur an wie eine Station. Sie und Otto hatten sich in Italien in ihrer Art trefflich amüsirt und Adelheid war fest entschlossen, Lebrecht für den Schluß des Jahres einen Winteraufenthalt in Neapel zu verordnen.

Endlich kehrte auch der Aarburgsche, der die Behrslappenschen in Wien verlassen hatte, zurück. Er war diesmal weder so sorglos, noch so selbstzufrieden wie sonst, denn Adelheid hatte ihn dazu beredet, nun endlich Ernst zu machen und Madeleine zu heirathen. Er meinte selbst einzusehen, daß er nicht anders könne, aber er war trotzdem voll Unruhe und ging nur mit dem größten Widerstreben daran, Madeleine wenigstens einigermaßen für sich zu gewinnen.

Ein Abenteuer.

Der Frühling des folgenden Jahres kam früh und blieb lange. Er brachte wundervolle Tage mit sich. Die Städter erfreuten sich an ihnen und strömten bei dem herrlichen Wetter zu allen Thoren hinaus in die freie Natur, aber die Landleute schüttelten den Kopf und machten bedenkliche Gesichter. Sie hielten sich an den alten Spruch: „Mai kalt und naß, füllt Keller und Faß," und es wollte ihnen gar nicht gefallen, daß ein Tag nach dem andern dahin ging und immer die Sonne vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel herablachte. Ende Mai lag bereits Sorge auf allen Gesichtern: man wußte schon, daß eine neue Mißernte bevorstand, und daß es sich nur noch um den Umfang derselben handeln konnte. Das vorige Jahr hatte bereits alle Vorräthe aufgezehrt, was sollte daraus werden, wenn auch dieses statt der Erträge nur Verluste brachte?

Am Nachmittage eines herrlichen Julitages hielt Horacens Wagen vor Heinzens Thür. Sie hatten eine gemeinsome Geschäftsfahrt nach Riga verabredet und Horace war gekommen, um den Freund abzuholen. Die Equipage machte einen sehr eleganten Eindruck, der Wagen war eines jener hübschen, modernen Fuhrwerke, bei denen der Kutschersitz hinten angebracht ist, die Pferde waren vier prachtvolle Rappen, die Otto Schweinsberg erst vor wenigen Wochen im Auftrage des Freundes für denselben gekauft hatte. Es waren leicht gebaute, wilde Thiere, denen das reichlich mit Silber beschlagene englische Geschirr vortrefflich stand, und Weinthal beobachtete sie mit leuchtenden Augen, während er vor der Thür auf das Heraustreten der Herren wartete.

„Kann denn Euer Herr mit ihnen fertig werden?" fragte er endlich den Kutscher, der mit über die Brust gekreuzten Armen dasaß und zur Sonne emporblinzelte.

Der Angeredete verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

„Wie sollte er wohl?“ erwiderte er. „Seht Euch doch nur seine Händchen an.“

„Aber er kutschirt doch selbst?“

„Nun, es ist auch darnach. Ich würde mich nicht wundern, wenn wir bei dieser Gelegenheit einmal den Hals brechen sollten. Solche Pferde sind gut für den Aarburgschen oder für Euren Herrn, wir können sie nicht brauchen.“

Weinthal schüttelte nachdenklich den Kopf. Er überzeugte sich indessen, daß die Enden der Leinen am Kutscherſitze befestigt waren, der Kutscher daher im schlimmsten Falle immer noch eingreifen konnte und beruhigte sich einigermaßen.

Schon als die Herren einstiegen, war es nicht leicht, die durch das lange Stehen nur noch unruhiger gewordenen Thiere zu bändigen, aber es gelang doch und man fuhr im Schritt ab. Heinz bemerkte zwar sehr bald, daß sein Freund diesen Pferden nicht gewachsen war, aber er scheute sich, Horace den Vorschlag zu machen, die Leinen seiner Hand zu übergeben, weil dieser auf sein Gespann sichtlich sehr stolz war und sich auf seine Geschicklichkeit im Kutschiren viel zu gute that.

Als man bei Aarburg das steile Ufer hinunter fuhr, hätte es beinahe ein Unglück gegeben, denn die Pferde hielten schlecht vom Berge und hätten die Fähre verfehlt, wenn der alte Jahne es nicht zur rechten Zeit bemerkt und sich ihnen in den Weg gestellt hätte. Während der Alte am Tau hinging, betrachtete er kopfschüttelnd den kutschenden Horace und das ganze Fuhrwerk. Horace, der, während die Thiere hinabdrängten, kreidebleich geworden und dem noch jetzt sehr ängstlich zu Muthe war, bemerkte das und verlor alles Selbstvertrauen, aber er war zu stolz, die Leinen dem neben ihm sitzenden Freunde anzuvertrauen. Er stieg jedoch auf der Fähre, unter dem Vorwande, sich eine Cigarre anzuzünden, aus, denn es war doch gar zu ängstlich, im Wagen, den die immer unruhiger werdenden Thiere von Zeit zu Zeit gegen den Schlagbaum stießen, zu bleiben. Auch der Kutscher stieg ab, nur Heinz blieb ruhig sitzen.

„Steige doch aus, Heinz,“ bat Horace ängstlich. „Wenn der Schlagbaum bricht, bist Du verloren.“

Heinz lächelte. „Er wird nicht brechen,“ sagte er.

„Wie kannst Du das wissen," rief Horace eifrig. „Er kann in jedem Augenblick brechen, und dann stürzest Du rücklings in den Fluß."

Jetzt lächelte auch der alte Jahne. „Gnädiger Herr," sagte er, „wenn wir hier nicht starke Schlagbäume hätten, so wäre unser eigener Baron längst ertrunken."

Das beruhigte Horace und er stieg wieder ein, aber er war unsicher geworden und hielt deshalb, als sie das andere Ufer hinauffuhren, um ihren Weg fortzusetzen, aus Furcht die Pferde so scharf im Zügel, daß sie mit jedem Augenblicke wilder wurden. Der Wagen blieb eine Zeit lang auf der großen Heerstraße, die auf dem rechten Ufer stromabwärts lief und bog dann rechts auf eine kleinere Landstraße ab. Diese führte durch die weiten Wälder, welche nach Norden die Semgaller Ebene abschließen, um an der livländischen Grenze häßlichen Morästen Platz zu machen, die sich zwischen den beiden baltischen Schwesterstädten hinziehen und den Fremden einen so unvortheilhaften Begriff vom Gottesländchen beibringen. Der Weg, auf dem die Freunde dahinfuhren, war sehr sandig und die Thiere mußten daher im Schritt gehen. Dann hörten die Freunde den Buntspecht seiner geräuschvollen Jagd nachgehen, während der Heher sein mißtöniges Geschrei erhob und die zierlichen Eichkätzchen von Baum zu Baum huschten.

Tiefer sank die Sonne und die leichten Wölkchen im Zenith kleideten sich in zartes Rosa. Die Freunde passirten ein paar Mal kleine Flüßchen, die mit blumenreichen Wiesen an den Ufern die Föhreneinsamkeit unterbrachen. Auf den Wiesen standen da und dort kleine Gruppen von Birkenbäumen, während dort, wo der Hochwald an die Wiese stieß, ein Rudel Rehe von der Aesung aufsah und, den schlanken Leib weit vorgestreckt, nach dem Wagen hinüberlugte.

Jetzt mußte die Sonne hinter dem Horizonte verschwunden sein, denn glutroth, wie von einer ungeheuren Feuersbrunst, färbte sich der Himmel, wie Feuerflammen lief das rothe Licht an den schlanken Säulen der riesigen Föhren hinauf, die dort an der Waldecke sich so scharf abzeichneten, noch einmal ward der Wald tageshell. Dann sanken tiefe Schatten auf ihn herab und verhüllten ihn mehr und mehr.

Die Freunde waren zuletzt schweigend dahingefahren. Heinz hatte den Sonnenuntergang in stiller Waldeinsamkeit in seiner ganzen Schönheit auf sich wirken lassen. „Wie schön!“ sagte er und blickte zu den nun in zartem Lila erglühenden Lämmerwölkchen auf. Horace achtete nur auf die Pferde und er hatte allen Grund dazu, denn sie witterten ängstlich, spitzten die Ohren und warfen sich im Geschirre hin und her.

„Sieh doch, Heinz, was ist nur den Thieren,“ sagte er, aber in demselben Augenblicke gingen die Pferde auch bereits durch. Heinz griff mit aller Kraft in die Zügel und es wäre ihm wohl auch gelungen, die Thiere aufzuhalten, wenn Horace ihm nicht, laut um Hilfe rufend, in die Zügel gefallen wäre und ihm so jede Leitung der Pferde unmöglich gemacht hätte. Der Kutscher erkannte, wie nachtheilig Horacens Einmischung sein mußte und ergriff von hinten dessen Arme, trug aber so nur dazu bei, die Katastrophe zu beschleunigen. Nach einigen unsäglich ängstlichen Augenblicken schwenkten Rosse und Wagen vom Wege ab und letzterer zerschellte an einem Baume, während die ersteren in einem wirren Knäuel übereinanderkugelten.

Heinz, der beim Anprallen des Wagens im weiten Bogen herausgeschleudert worden war, stand zuerst wieder auf den Beinen, denn sein gutes Glück hatte es gewollt, daß er in eine Tannenschonung gefallen war, die, nachgebend, den Sturz gemildert hatte. Er sprang auf und sah nach den Andern. Der Kutscher lag mit zerschmettertem Haupte an einer Föhre, Horace lag regungslos da, aber als Heinz ihn aufrichtete, sah er, daß er noch lebte, obgleich auch ihm das Blut aus einer tiefen Wunde über das bleiche Gesicht herabströmte und er so regungslos dalag, wie der Todte neben ihm. Es war eine verzweifelte Situation: der schwer verletzte, vielleicht sterbende Freund, die sich wild durcheinander zerrenden Pferde, die von Zeit zu Zeit einen Mark und Bein durchdringenden Schrei ausstießen und rings umher die tiefe Einsamkeit des Waldes. Heinz war diesen Weg noch nie gefahren, er wußte daher nicht, ob irgend ein Krug oder ein Gesinde in der Nähe war. Er durfte es kaum hoffen, denn er befand sich in einer Waldregion und auf einer im Sommer wenig befahrenen Straße. Zugleich wurde es in jedem Augenblicke dunkler. Heinz wand sein Taschentuch um des Freundes Kopf und band es so fest, als er irgend

konnte; dann lehnte er ihn an einen Baum und näherte sich den Pferden, von denen das eine mittlerweile in der Koppel erstickt war, während die andern mit weit vorgestreckten Hälsen dalagen. Es dauerte eine Weile, bis es Heinz gelang, mit seinem Taschenmesser das ineinandergeschlungene Riemenzeug zu durchschneiden und das eine Pferd frei zu machen. Dann schwang er sich hinauf und jagte vorwärts. Er ritt eine gute Strecke, wie es ihm in der Aufregung schien, Meilen weit, obgleich es nur einige Werst waren, ohne daß er auf eine menschliche Behausung traf, und schon dachte er daran, umzukehren, um zum Freunde zurück zu eilen, als er in einiger Entfernung vor sich eine menschliche Gestalt erblickte, die über den Graben am Wege sprang. Er warf mit Mühe das Pferd herum, hielt und suchte mit den Augen die Dunkelheit zu durchdringen. „Kommt und helft," rief er in lettischer Sprache, „mein Freund liegt im Sterben."

„Wo?" fragte eine Frauenstimme. „Aber einerlei, eilt in's Pastorat."

Die Stimme klang Heinz bekannt, aber es war nicht der Augenblick, darnach zu forschen, wer zu ihm sprach.

„Ich bin hier fremd," sagte er, „wo liegt das Pastorat? Am Wege?"

„Nein, gleich hinter dem ersten Werstpfosten kehrt rechts ein. Dann seid Ihr in einem Augenblicke da. Wo ist der Kranke?"

„Weit zurück, Ihr könnt ihm nicht helfen."

Heinz schlug dem Pferde die Absätze der Stiefeln in die Weichen und jagte vorwärts, daß die Funken hinter ihm herstoben. Hinter dem nächsten Werstpfosten, hatte die Frau gesagt, ja, aber wo war der? Vergeblich blickte er nach der dunklen Wand des Waldes, der Pfosten ließ sich nicht erkennen. Doch da — endlich — da bog ein Weg rechts ab und Heinz jagte auf ihm fort, bis er auf eine Lichtung kam. Er sah einzelne dunkele Gebäude, eine Baumgruppe, endlich die Veranda des Wohnhauses.

„Was giebt's?" fragte eine Männerstimme und ein Mann trat aus dem Schatten der Veranda, während ein großer Hund in wilden Sprüngen neben Heinz herlief und laut bellte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich Sie vielleicht erschrecke," rief Heinz, „allein die Pferde gingen uns durch, der Kutscher ist er-

schlagen und mein Freund, wie ich fürchte, schwer verletzt. Helfen Sie uns um Gotteswillen!"

Auf der Veranda entstand eine lebhafte Bewegung und noch ein paar Herren traten rasch aus ihr hervor.

„Wo liegt der Kranke?" fragte eine Stimme, die Heinz wieder so merkwürdig bekannt vorkam.

„Ich weiß es nicht," rief Heinz, „ich habe die Werste nicht gezählt, aber es muß ein gut Stück rückwärts sein, in der Richtung nach Aarburg hin. Wenn Ihr könnt, kommt uns zu Hilfe."

Damit wandte er das Pferd und sprengte zurück. Unterwegs beugte er sich vor und blickte aufmerksam nach der Frau von vorhin, aber er sah sie nirgend. Endlich war er wieder bei Horace, der noch immer bewußtlos dalag. Ihm war vorläufig nicht zu helfen und so begab sich Heinz zunächst zu den Pferden, befreite sie aus ihrer unnatürlichen Lage und band die lebenden an einen Baum. Dann setzte er sich neben Horace und lauschte ungeduldig, ob nicht bald ein Wagen aus dem Pastorate heranrasseln würde.

„Seltsam," dachte er, „daß mir die Stimme dort so bekannt vorkam." Plötzlich sprang er auf. „Natürlich, wie sollte es anders sein. Das Pastorat mußte ja Waldhof sein, in welchem Onkel Josephs Bruder Pastor war!" Heinz hatte mit dem Großvater gesprochen und am Ende gar mit Lelia. Mit Lelia! Das liebliche Gesichtchen der einstigen Jugendgeliebten stieg in seiner ganzen, reizvollen Frische vor ihm auf und mit ihm all' die Qualen, die er um ihretwillen einst erduldet. Heinz mußte, trotz der Aufregung, in der er sich befand, lächeln. Welch' ein seltsames Zusammentreffen! Er hatte wohl einmal daran gedacht, die ihm einst so lieben Menschen aufzusuchen, aber er hatte es doch nicht gethan. Was sollte er bei ihnen? Hätten sie noch ihr eigenes Haus gehabt, so aber — sie aufsuchen unter fremden Menschen, nein, wozu? Nun, dachte er, Gottlob übrigens, daß es so gekommen ist, Horace wird in guten Händen sein."

Er beugte sich über den Bewußtlosen und wischte ihm das Blut aus dem Gesichte, dann blickte er zu der Leiche hinüber und seufzte. „Du Glücklicher," dachte er, „Du hast ausgelitten! In einem Augenblicke erlosch Dein Leben, wie ein Funke, auf den man den Fuß setzt,

und für Dich giebt es kein Leid mehr. Ach, warum konnte nicht ich an Deiner Stelle sein! Du lebtest gewiß gern, Du mußtest sterben — während ich — ich lebe!"

Er stand auf und erhob die Hand des Todten. Als er sie fahren ließ, fiel sie schwer nieder. Der Glückliche! Für ihn gab es kein Gewissen mehr, das ihn quälte, keine Sehnsucht nach Liebe und Glück, still stand das vielleicht auch oft in Kleinmuth bewegte Herz. Für ihn gab es keine Vergangenheit mehr, ihm schritt nicht mehr die freudlose Zukunft zögernd entgegen. Ach, der Mann aus dem Volke war vielleicht glücklich gewesen in seines Sinnes Beschränktheit, war sich nie bewußt geworden des elenden Looses der Menschheit, hatte vielleicht nie der Schuld in's schreckliche Antlitz gesehen. Das war es. Darum lag er jetzt hier so still und ruhig auf dem duftenden Waldboden, unter den grünen Bäumen, in den weichen Armen der Sommernacht, während Heinz neben ihm stand, die Brust voll Kummer und Sehnsucht nach dem Frieden des Todes. Leben — das war die Sühne! Ein verfehltes Leben fortleben, das war die Sühne für die Schuld der Jugend!

Sie kamen noch immer nicht. Heinz beugte sich vor und lauschte gespannt, aber kein Laut ließ sich hören, als hin und wieder die nächtlichen Stimmen des Waldes.

„Er wird auch sterben, ehe sie herbeikommen," murmelte Heinz. „Vielleicht ist es gut so! Wer weiß, was für schweren Leiden ihn das Schicksal sonst noch entgegengeführt hätte."

Da, endlich, dort klingt es wie Wagengerassel. Heinz horcht gespannt. Nein, doch nicht, er muß sich geirrt haben. Oder doch? Ja, das ist das Rollen eines rasch daherfahrenden Wagens. Sie sind es. Schon schimmern Kienfackeln durch das Waldesdickicht, bald hält der Wagen.

Heinz hatte sich nicht geirrt. Das junge Mädchen, das mit den Herren kam, war wirklich Lelia, wie er im ersten Augenblicke erkannte. Auch sie erkannte ihn beim Lichte der Fackeln, so verändert er auch war und so verwildert und blutig er auch jetzt aussah.

„Heinz!" rief sie und blieb stehen, „Du bist es?"

„Ja, Lelia," sagte er und drückte ihr herzlich die Hand, „ich bin es und der dort ist mein armer Freund Valteville."

Lelia und die Herren eilten nun zu Horace. Man wusch ihn mit mitgebrachten Spiritus die Schläfen und es gelang, ihn einigermaßen zu sich zu bringen, obgleich er irre redete. Lelia reinigte vorläufig die Wunde und legte mit Hilfe der Herren einen Verband an, dann wurde er in den Wagen gehoben und während der Pastor mit seinen Gefährten bei dem Todten und den Pferden blieben, setzte sich Lelia mit in den Wagen und nahm den Kopf des Kranken in ihren Schooß. Heinz schwang sich auf den Bock und lenkte die Pferde langsam dem Pastorate zu.

„Du wirst Dir Dein Kleid ganz verderben," sagte Heinz, als sie eine Strecke weit gefahren waren, und wandte sich um. Es war eine einfältige Bemerkung aber sie kam ihm gerade in den Sinn.

„Was liegt daran," erwiderte Lelia. „Bist Du nicht auch verletzt, Heinz?"

„Nein, oder jedenfalls nur unbedeutend."

Sie schwiegen wieder eine Weile.

„Redete ich Dich vorhin an?" fragte Heinz.

„Ja."

Nach einer Pause fragte Lelia:

„Warum bist Du nicht zu uns gekommen, Heinz?"

„Das läßt sich so in der Kürze nicht sagen. Jetzt, da uns das Schicksal zusammengeführt hat, sage ich es Dir wohl noch einmal. Hast Du mich denn erwartet?"

„Gewiß, Heinz. Großvater und ich haben immer gehofft, Du würdest die alten Freunde nicht ganz vergessen."

„Ich verkehre mit Niemandem, Lelia."

„Das hat man uns gesagt. Du bist Landwirth geworden, Heinz."

„Ja."

„Bist Du durch Deine Thätigkeit befriedigt?"

Ehe Heinz antworten konnte, rief ihm Lelia zu, einen Augenblick anzuhalten. Sie brachte mit Heinzens Hilfe den Kranken, der schwer stöhnte, in eine andere Lage, dann fuhren sie weiter.

„Die Wunde ist nicht gefährlich," erklärte Lelia, „Dein Freund wird in ein paar Wochen hergestellt sein. Da wir hier in der Gegend

keinen Doctor haben, so bin ich der Arzt und habe schon manche Wunde heilen sehen."

„Du glaubst nicht, wie froh mich Deine Worte machen, Lelia."

„Nur der Blutverlust ist groß, Du hattest ihn außerordentlich ungeschickt verbunden, Heinz."

Heinz lächelte. „Ja, ja," versetzte er, „ich verstehe von solchen Dingen Nichts."

„Hast Du Deinen Freund sehr lieb, Heinz?"

Heinz erzählte nun von Horace und gab seinen Gefühlen einen sehr warmen Ausdruck.

„Das ist hübsch," sagte Lelia nachdenklich, ohne näher zu bezeichnen, was sie hübsch fand.

Der Wagen hielt endlich vor der Thür des Pastorats; Horace wurde herausgehoben und zu Bett gebracht. Später kam auch Lelia herein. Sie hatte ihr weißes, mit Blut befleckes Kleid, mit einem grauen Kleidchen vertauscht und eine lange Schürze vorgebunden. Sie brachte einen Schwamm, Pflaster und ein Stück alte Leinwand mit und gab die letztere Heinz, damit er sie zu Charpie zerzupfe. Während sie ihn darin unterwies, betrachtete Heinz sie mit Wohlgefallen. Sie war ganz so anmuthig und liebreizend, wie als Kind. Sie hatte auch jetzt noch in ihrem ganzen Wesen etwas Kindliches.

Als die Charpie fertig war, mußte Heinz den Kopf des Kranken halten, während Lelia den Verband entfernte, die Wunde mit einer Pincette von den eingedrungenen Haaren reinigte und sie dann mit dem Schwamme sorgfältig auswusch.

„Siehst Du," sagte sie, indem sie die Wunde ein wenig auseinander bog, „der Knochen ist ganz unverletzt."

Heinz blickte sie verwundert an. „Sind Dir Wunden etwas so Vertrautes?" fragte er erstaunt. „Du gehst mit ihnen so gleichmüthig um, wie ein Arzt."

Lelia legte erst den Verband an und befestigte ihn gehörig, dann sagte sie, indem sie den Schwamm in der Schüssel, welche ihr ein Dienstmädchen hinhielt, ausdrückte, leise: „Ich bin es gewohnt, Heinz. Die Leute beschädigen sich hier oft beim Holzfällen und dann kann sich Niemand entschließen, die Wunden zu waschen. Anfangs war es

auch mir schrecklich, aber ich sagte mir, daß es gehen müsse und da ging es. Jetzt bin ich daran gewöhnt."

Der Kranke lag bewegungslos da und athmete schwer.

„Höre Heinz," sagte Lelia, „vielleicht ist Dein Freund auch noch an einer andern Stelle verwundet. Das Blut, welches das Laken färbt, kann unmöglich aus der Kopfwunde kommen. Ich werde mich umwenden, untersuche Du ihn und falls Du eine Wunde findest, werde ich Dir sagen, was Du zu thun hast."

Sie schickte das Mädchen hinaus, wandte dem Kranken den Rücken zu, reichte Heinz rückwärts das Licht und wartete ruhig.

Heinz schlug die Decke zurück und wandte den Kranken um. Lelia hatte richtig vermuthet, an der Seite klaffte eine noch größere Wunde. Heinz theilte ihr seine Entdeckung mit und beschrieb ihr die Wunde so gut er konnte.

„Untersuche ihn genau," sagte sie, „ob er nicht sonst noch verwundet ist."

„Nein, Lelia, sonst kann ich keine Wunde entdecken," sagte er nach einer Weile.

„Dann gehe jetzt hinaus und schicke mir die Magd wieder herein," sagte sie, ohne sich umzuwenden. „Du wirst mit der Wunde nicht fertig werden."

Heinz ging und schickte das Mädchen hinein. Er ging hinaus auf den Hof, wo eben der Pastor mit der Leiche anlangte und die Menschen unruhig hin- und herliefen.

„Was macht der Patient?" fragte der Pastor und drückte Heinzens Hand mit beiden Händen.

Heinz sagte, daß Lelia ihn verbinde und stellte sich vor.

„Also gewissermaßen ein Verwandter!" rief der Pastor. „Wie wird mein Vater sich freuen, Sie zu sehen. Er hat oft von Ihnen gesprochen, Eichenstamm, und immer mit großer Liebe."

Endlich kam auch der Großvater. Er küßte Heinz mit alter Herzlichkeit. „Du bist nur durch einen Zufall in unser Haus gekommen," sagte er, „und vielleicht gegen Deinen Willen, aber ich freue mich doch Dich zu sehen."

„Großvater," sagte Heinz, wie in alten Tagen, „zürne mir

nicht. Ich bin ein schlechter Gesellschafter geworden; da ist es besser, daß ich den Menschen fern bleibe."

Man ging nun in's Haus, Lichter wurden gebracht und der Großvater führte Heinz in sein Zimmer, damit er sich von Blut und Staub säubern könne. Man brachte Heinzens Koffer und der Großvater sah ihm zu, wie er sich umkleidete.

„Du gleichst Deiner Mutter wenig," sagte er, „Du bist ganz der Vater, obgleich die Beiden einander sich ja auch ähnlich sahen."

Heinz seufzte. „Ja, erwiderte er, „ich mag dem Vater wohl ähnlich sehen. Wandle ich doch auch seine Pfade."

Der Großvater erhob sich von dem Stuhle, auf welchem er bisher gesessen hatte, faßte Heinzens Arm und sah ihn mit seinen klaren, blauen Augen traurig an. „Warum das, Heinz? Warum das?"

„Ach, Großvater," erwiderte Heinz, „warum in Wunden wühlen, die sich doch nicht heilen lassen."

„Mein lieber Heinz," sagte der Großvater, „ich habe mehr von Dir gehört, als Du wohl glaubst und ich habe viel Sorge um Dich getragen. Du ziehst wie ein Adler Deine Kreise, einsam und stolz, aber auch verlassen und unglücklich."

„Nicht wie ein Adler, Großvater, nicht wie ein Adler, oder wenn Du bei Deinem Bilde bleiben willst, so bin ich wenigstens nur ein Adler, dem die Kugel die Schwingen zerschoß und der nun auf dem Wipfel der einsamen Eiche sitzt, den Kopf unter die Flügel geborgen, des Augenblicks harrend, da er todt hinabstürzen wird."

Der Alte sah Heinz prüfend in's Gesicht.

„Du bist ein besonderer Geist," begann er wieder, „und Du willst mit anderem Maße gemessen sein als wir Andern."

„Nicht doch, Großvater," fiel ihm Heinz in's Wort, „Du täuschest Dich, wie ich mich früher täuschte. Ich bin kein besonderer Geist, der einen anderen Maßstab verlangt als die Anderen, ich bin ein armer, sündiger Mensch wie die Anderen auch und wenn ich mich von ihnen unterscheide, so ist es vielleicht, weil ich thörichter, verblendeter und sündhafter bin, als sie. Großvater, als Ihr mich kanntet, da war mir die Welt noch groß und herrlich und der Wunder voll. Ich glaubte nur die Hand ausstrecken zu dürfen, nach all' ihren Schätzen, — jetzt, da Du mich wiedersiehst, erscheint sie

mir wie sie ist, wie ein elendes Jammerthal und ich selbst bin nicht werth, die wenigen Blümlein zu pflücken, die an seinem Rande blühen."

Der Großvater erschrak. „Heinz," rief er, „wie Du jetzt, spricht man als Jüngling nur, wenn man schwere Schuld auf sich geladen hat."

„Das habe ich, Großvater, schwere Schuld, aber ich büße sie, — denn ich lebe."

Heinz wußte selbst nicht, warum er so offen sprach, aber es war, als ob die Gegenwart des Alten ihm das Herz aufgeschlossen hätte und er ihm zeigen müßte, wie es darinnen aussah.

„Warte einen Augenblick," sagte der Großvater und ging hinaus. Nach einiger Zeit kehrte er zurück und setzte sich wieder. „Ich habe ihnen mitgetheilt, daß Du oben bleiben wirst," sagte er und legte seine Hand auf Heinzens Schulter.

Heinz nickte ihm dankbar zu.

Unten saßen der Pastor und Lelia an Horacens Bett und wachten bei dem Kranken, der jetzt ruhig schlief.

„Dein Vetter sieht entsetzlich hochmüthig aus," sagte der Pastor. „Kalt und hochmüthig."

„Ich fürchte, daß er das auch ist," sagte sie und sah vor sich nieder.

Dann schickte der Pastor die Nichte zu Bett und übernahm es, die Eisumschläge zu machen, die Lelia für nöthig hielt. Er legte sich selbst in dem Zimmer, neben Horace, auf's Sopha.

Lelia ihrerseits begab sich in ihr Gemach, in welchem auch ihre kleinen Pflegebefohlenen, die Kinder des Pastors, bei denen sie Mutterstelle vertrat, schliefen, küßte eines nach dem andern, sprach ihr Gebet und legte sich dann auch nieder.

Bald wachten außer dem Pastor nur noch die Beiden dort oben. Heinz erzählte mit leiser Stimme dem Großvater die Geschichte seiner Verirrungen.

Waldeinsamkeit.

Es wurde draußen schon wieder hell, als der Großvater und Heinz die Treppe hinabstiegen, um noch einmal nach dem Kranken zu sehen. Dieser schlief unruhig, aber er schlief doch, und so ließ sich denn Heinz bereden, auch zu Bette zu gehen.

Als er spät erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er schaute sich verwundert in dem kleinen Gemache um und es währte eine Weile, bis er sich darauf besann, wie er hierhergekommen war.

Allmählig fiel ihm Alles ein, auch das Gespräch mit dem Großvater und er sprang erschreckt auf. Was hätte er darum gegeben, wenn er seine Offenheit hätte zurücknehmen können! Zum ersten Male seit seinen Kinderjahren hatte er Jemand so ganz in sein Herz hineinblicken lassen, jetzt kam er sich wie entweiht, wie erniedrigt vor. Indessen da galt die Rede „vom gesprochenen Wort und geworfenen Stein," es ließ sich nicht mehr ändern. Als er, um sein Haar zu ordnen, in den Spiegel sah, bemerkte er, daß sein Gesicht von den Tannennadeln arg zerkratzt war.

Unten im Saale fand er Onkel Konrad vor, nach dem schon in der Nacht geschickt worden war. Er begrüßte Heinz in seiner kalthöflichen Weise und beruhigte ihn über den Zustand des Freundes: „Es ist eigentlich ganz unnütz, daß ich gerufen bin," sagte er, „Lelia versteht das Handwerk fast so gut wie ich. Dein Freund wird binnen Kurzem gesund sein, zumal wenn es Dir gelingt, seine Mutter noch einige Tage vom Krankenbette fern zu halten. Das, was er gegenwärtig braucht, ist gute Pflege, die er hier findet, und Ruhe, die Du ihm schaffen mußt."

Es wurde nun hin und her berathen und endlich beschlossen, Frau von Balteville erst am folgenden Tage von dem Unfalle, der ihren Sohn betroffen hatte, in Kenntniß zu setzen.

Als Heinz zu Horace trat, fand er diesen bei voller Besinnung. „Gottlob, daß wir so davon gekommen sind," sagte er. Dann machte er Heinz ein Zeichen und als dieser sich über ihn beugte, flüsterte er ihm zu: „Deine Cousine ist ein Engel. Du hättest hören sollen, mit welcher Begeisterung der Pastor in dieser Nacht von ihr sprach."

„Ist sie denn schon bei Dir gewesen?" fragte Heinz und lächelte.

„Ja," erwiderte Horace, „ist sie nicht wunderlieblich? Es beunruhigt mich ungemein, daß ich mich ihr so unvortheilhaft präsentiren muß. Ich fürchte, daß ich abscheulich aussehe."

„Nun, das wird sich ja wohl nachträglich gut machen lassen," meinte Heinz. „Hat Dir mein Onkel die Wunde an der Seite verbunden?"

„Ja, und er fand, daß sie viel gefährlicher sei, als die am Kopf. Ich denke, Heinz, wir lassen Mama vorläufig noch nichts von unserm Unglücke wissen. Sie würde so sehr erschrecken."

Heinz beruhigte ihn in dieser Beziehung und begab sich dann wieder in die „große Stube" zurück, wo er jetzt auch den Großvater und Lelia fand. Der erstere schüttelte ihm herzlich die Hand, die andere begrüßte ihn mit ein paar freundlichen Worten und holte dann den Kaffee. Als sie ihn gebracht hatte (die Uebrigen waren längst mit ihm fertig), setzte sie sich neben Heinz und sah ihm aus ihren wunderbar hellen Augen zu.

„Siehst Du, Heinz, nun bist Du doch einmal bei uns," sagte sie und legte ihre Hand auf seine Schulter.

Ihr verwandtschaftliches, freies Wesen that ihm unendlich wohl.

„Es war thöricht von mir, daß ich nicht früher kam," sagte er, „aber ich werde es nachholen."

„Das ist hübsch. Dafür sollst Du auch noch eine Tasse Kaffee bekommen."

Sie ging und holte noch eine. Dann setzte sie sich wieder zu ihm.

„Höre, Heinz," sagte sie, „Dein Freund ist wirklich ein sehr hübscher junger Mann. Gestern sah ich nur seine Wunden, heute sah ich ihn selbst mir an, er ist wirklich sehr hübsch und zierlich."

Heinz lächelte. „Er ist auch sehr gut."

„Nun, das ist noch mehr. Ich dachte mir übrigens schon, daß er viel Herzensgüte besitzen müsse. Er sieht so aus."

„Nimm's mir nicht übel, Lelia, aber darin kann man sich doch sehr täuschen."

„Ich täusche mich nicht so leicht, Heinz. Glaube nicht, daß wir, weil wir im Walde und unter Bauern leben, ohne Menschenkenntniß bleiben. Ich denke mir, daß Mensch — Mensch ist, und daß, wer auf den Gesichtern der Armen zu lesen versteht, nicht ganz ohne Verständniß sein wird für die Schrift, welche Gedanken und Leidenschaften auf die Gesichter der Reichen geschrieben haben. Du mußt uns hier auch nicht für gar zu einfältig halten, Heinz."

Sie lachten Beide.

Heinz begann nun den Freund zu loben und, wie das in solchen Fällen geschieht, um nur nicht zu wenig zu sagen, sagte er viel zu viel. Lelia hörte ihm aufmerksam zu und allmählig verbreitete sich immer größere Heiterkeit über ihr Gesicht, so daß Heinz auch lächeln mußte, obgleich er nicht wußte worüber. Endlich lachte sie hell auf.

Heinz wußte nicht, ob er sich ärgern oder lachen sollte, aber er entschied sich für das letztere. „Worüber lachst Du nur eigentlich?" fragte er.

„Verzeih," sagte sie, „aber wie Du ihn schilderst, muß er ja ein Engel sein. Damit Du nun aber nicht glaubst, daß Du allein mit Engeln verkehrst, so will ich Dir jetzt meine Engel vorstellen."

Mit diesen Worten stand sie auf, küßte den Großvater auf die Stirn, offenbar nur, um der Heiterkeit, die sie ganz erfüllte, einen Ausdruck zu geben, und ging davon. Der Großvater bog sich über die Sophalehne vor, zog den Thürflügel an sich und blickte ihr nach, bis sie auch das andere Zimmer verlassen hatte. Dann legte er seine Hand auf die seines jungen Freundes und streichelte sie sanft.

Bald kam Lelia wieder herein und führte an jeder Hand ein kleines Mädchen. Die Kinder, die ihr auffallend glichen, kamen unbefangen auf Heinz zu, ließen sich von ihm küssen und fragten dann, zu Lelia gewandt, wo denn der Engel sei?

„Der Engel kommt noch nicht zum Vorschein," erwiderte Heinz, „er ist krank."

„Können denn Engel auch krank sein?"

„Hat er denn auch Flügel?“ fragten Beide.

„Nun, sieh Du etwas nach meinen Engeln, während ich nach Deinem sehe,“ rief Lelia und ging davon. Heinz plauderte nun mit den kleinen Mädchen und da der Großvater sah, daß sein Gast angenehm beschäftigt war, so verließ auch er ihn auf ein paar Augenblicke, um Lelia zu folgen.

Die Kinder brachten Heinz ihre Puppen und wußten allerlei von ihren Vorzügen zu erzählen. Heinz sah sich unterdessen im Zimmer um. Es war ein großes, sehr langes Gemach. Die mit starkem schwarzen Leder überzogenen Stühle erinnerten in ihren steifen, gradlinigen Formen an eine Zeit, in der man weder das leichtlebige Strohgeflecht, noch die soliden Formen unserer Tage kannte. Von Thür zu Thür liefen die Versicherungsstreifen gegen schmutzige Stiefel über die Diele und eine große Schwarzwälderin tickte behäbig an der Wand, die ringsumher mit Bildern geschmückt war, auf welchen allerlei seltsame Land- und Wasserpflanzen erblühten. Zu beiden Seiten der Uhr hingen unter Glas zwei Diplome, ähnlich denen, mit welchen der deutsche Studio sein bescheidenes Gemach zu schmücken pflegt, indem er sie zugleich als Kissen für allerlei Schmetterlinge und buntfarbige Schleifen, die Ausbeute verschiedener Cotillons, benutzt. Auch mit den Ablaßzetteln, die unsere lithauischen Nachbaren, zu steter Beruhigung ihrer Gewissen, über ihrer Thür aufhängen, hatten sie Aehnlichkeit. Es waren aber weder Matrikel irgend einer Augustana oder Alexandrina, noch Ablaßzettel, sondern Preisdiplome verschiedener landwirthschaftlicher Ausstellungen, die dem Pastor bezeugten, daß er schöne Nelken und treffliche graue Erbsen producire.

Der Tag, es war ein Sonnabend, verging Heinz wie im Fluge. Er saß viel bei dem kranken Freunde, unterhielt sich über Tisch mit dem Pastor, der ihm sehr gefiel, und dem Großvater, und plauderte dann mit Lelia und den Kindern. Er konnte sich in das heitere, fröhliche Wesen der ersteren noch nicht recht finden, denn ihm schwebte noch das bleiche, in seiner Gegenwart schüchterne und schweigsame, eben aufblühende Kind vor und er theilte Lelia seine Empfindung mit.

„Du hast ganz Recht,“ erwiderte sie, „ich bin jetzt viel jünger als damals. Ich weiß nicht, ob es Dir auch so geht, ob es Allen so geht, aber ich fühle mich mit jedem Tage frischer und jünger.

Ich war als ganz junges Mädchen eigentlich eine alte Person und wenn das so fortgeht, so werde ich als alte Jungfer mich fühlen wie ein ganz junges Mädchen. Dieser Gedanke müßte mir eigentlich rechte Sorge machen, aber ich bin jetzt leichtsinniger als früher."

Wo Heinz sich auch umsah, im Hause, auf dem Hofe, im Garten, überall waltete ein Geist der größten Sauberkeit und dieser schien ihm, ebenso wie das überaus freundliche und zuvorkommende Wesen aller Leute, durchaus von Lelia auszugehen, denn daß sie die eigentliche Seele des Hauses war, sah man aus Allem. Sie war auch der allgemeine Liebling. Wenn sie über den Hof ging, so hörten die Leute für einen Augenblick mit dem Waschen oder dem Holzhacken, oder was sie sonst immer für eine Arbeit betrieben, auf und schauten ihr nach. Wenn sie spazieren ging, so ließen die Pflüger auf dem Felde die Thiere ein wenig halten und blickten hinter ihr her; wenn sie in irgend ein Gesinde trat, so liefen die Leute aus der Nachbarschaft auch herbei und vermehrten die Menge, die vor der Thüre stand.

Heinz ließ es sich nicht nehmen, in der nächsten Nacht selbst bei Horace zu wachen und konnte nur mit Mühe beredet werden, um drei Uhr dem Großvater Platz zu machen. Da es schon heller Tag war, so legte er sich nicht mehr zu Bett, sondern schritt hinaus in den Wald. Als die Sonne aufging, kehrte er in's Pastorat zurück und ging in den Garten. Es war ein gewöhnlicher Obstgarten, der Boden mit grünem Rasen bedeckt, aber man gelangte von ihm aus durch ein Pförtchen in den Blumengarten, der außer kurzgehaltenen Ziersträuchern eben nur Blumenbeete enthielt, Blumenbeete voll zarter, duftiger Blumen, in deren Kelchen Thautropfen funkelten. Es war ein wunderschöner, klarer Morgen, ein rechter Sonntagsmorgen. So still und einsam war es rings umher, nur die Vögel sangen ihre Jubellieder und die kleinen Käfer liefen geschäftig über den Grandweg. Heinz setzte sich auf eine Bank, lauschte dem Vogelschlag und sog entzückt den frischen Harzgeruch ein, den ihm der kühle Morgenwind vom Walde her zuführte.

Er mochte etwa eine Stunde so dagesessen haben, als er das Pförtchen knarren hörte und den Pastor auf sich zukommen sah. „Welch schöner Morgen," rief dieser schon aus einiger Entfernung,

„es freut mich, daß Sie, wie es scheint, auch ein Freund der Morgenstunden sind. Wie viel versäumt, wer lange schläft! Wirkt doch die frische Morgenluft, die Morgenlandschaft, wie ein verjüngendes, stählendes Bad auf den Menschen, ruft doch die Morgensonne uns ein stetes „Frischauf zur Arbeit!“ zu, sie, die Feindin müßiger Träumereien, des fleißigen Tagewerks helle Leuchte.“

„Ja,“ erwiderte Heinz, „die Morgensonne hat etwas Beglückendes. In ihrem klaren, hellen Scheine fühlen wir unsere ganze Kraft, fühlen wir, was wir besitzen. Die Gegenwart verlangt ihr Recht, während die Abendsonne oder gar ihr zarter Widerschein am Horizonte uns einlullt in süßes Träumen, in uns die schmerzlich-traute Saite der Resignation anschlägt und unseren Sinn zurückführt in die Vergangenheit, da wir entbehrten, in die Zukunft, da wir entbehren werden. Sie, als Geistlicher,“ fügte Heinz lächelnd hinzu, „müßten übrigens den Abend mehr lieben, denn der Abend ist die Stunde, da wir vor unseren Hütten sitzen und Gott Einkehr hält in unsere Herzen.“

„O, nicht doch,“ rief der Pastor, indem er neben Heinz auf dem Bänkchen Platz nahm, „am Abende mag der Herr vorzüglich Herberge halten im Herzen des Mystikers; der Mönch, die Nonne, der Katholik, Jeder, dessen Gottesdienst Weltflucht ist, mag am Abende die Flügel seiner Seele besser entfalten zum Fluge aufwärts; aber die Sonne des Lutherthums ist die Morgensonne, die Sonne, die die Menschen bescheint bei ihrer Arbeit, im bunten Getümmel des Tagewerks, denn nicht als Schmuck einzelner Weiheſtunden, nicht als Beseligung einzelner Seelen wird von uns die Religion gefaßt, nein, im Arbeiten und Schaffen, im Wetten und Wagen, im Kämpfen und Ringen, mitten im unruhigen Treiben der Welt steht unser Gott an unserer Seite. Durch die That soll unsere Liebe zu ihm sich offenbaren, nicht von der Andacht durchschauert, sondern von der Idee begeistert, sollen wir an Gottes Reich bauen.“

Sie schwiegen eine Weile. Dann fragte der Pastor: „Sind Sie ein Blumenfreund?“

„Ich darf mich eigentlich nicht als solchen bezeichnen,“ erwiderte Heinz, „denn ich habe weder rechte Kenntnisse in dieser Richtung, noch habe ich je Gelegenheit gehabt, mich praktisch mit Blumenzucht zu be-

schäftigen. Ich liebe indessen die Blumen, wie ein Mensch von Gefühl die Musik."

„Es sollte mich freuen," versetzte der Pastor, „wenn es mir gelänge, Ihnen Geschmack an der Pflege der Blumen beizubringen. Man hat viel reine, schöne Freuden bei dieser Beschäftigung und dem Landwirthe zumal wird sie eine Quelle schönen Genusses, wenn er sieht, wie sein Beispiel, wie ein paar von ihm geschenkte Blumenstöcke vielleicht Anlaß dazu geben, daß auch im benachbarten Gesinde neben dem Frucht- und Gemüsegarten ein Plätzchen sich findet für die bunten Lieblinge Gottes — die Blumen, als ein Zeichen, daß der Sinn der Hausfrau nicht mehr einzig und allein auf den Erwerb gerichtet ist. Man erwirbt ja in unseren Tagen ohnehin so viel und genießt so wenig."

Sie standen auf und wandelten durch den Garten. Der Pastor nannte Heinz manche, ihm fremde Blume und machte ihn auf die Schönheit einzelner Exemplare aufmerksam.

„Ich pflege," sagte er, „an jedem Morgen, ehe ich mich an die Arbeit begebe, auf ein Viertelstündchen hierher zu kommen und mit meiner Nichte ein paarmal auf und nieder zu gehen. Es sind das stets sehr schöne Augenblicke. Mich wundert's, daß Lelia noch nicht hier ist. Aber nun müssen wir zu den Bienen. Sie wissen ja, die sind bei meinem Vater Parade- und Steckenpferd zu gleicher Zeit."

Der Pastor führte seinen Gast nun in den Bienengarten und Heinz bewunderte die künstlichen Bienenkörbe und schaute durch das Glasfenster den fleißigen Thierlein zu, während sein Begleiter ihm von den neuesten Fortschritten auf diesem Gebiete erzählte.

„Die Bienenzucht ist jetzt auch eine große Kunst geworden," sagte dieser, „und wir betreiben sie, wie es dem Ebenbilde des Weltenlenkers, dem Menschen, geziemt. Die Natur beschenkt uns nicht mehr, nein, sie gehorcht uns und wird von uns regiert."

Sie betraten dann den Hofplatz, auf dem prächtige alte Linden, einzeln und zu fünf zusammengepflanzt, ein paar Gruppen bildeten. Unter der Baumkrone der einen derselben war der Kaffeetisch gedeckt und Lelia wartete dort auf den Onkel. Schon ganz angekleidet, sah sie wunderbar hübsch aus in ihrem einfachen, weißen Gewande.

„Onkel hat Dir wohl seine Blumen gezeigt," sagte sie, „auf die ist er recht stolz."

„Und, wie mir scheint, mit Recht," erwiderte Heinz.

„Es sind eben nicht sehr seltene Gattungen," meinte Lelia; „aber unsere Nelken sind in der That recht schön, auch haben wir prächtige Rosen."

Sie ging nun hinein, um den Großvater zu rufen und seine Stelle durch eine Magd ersetzen zu lassen. Der Großvater brachte gute Nachricht und setzte sich dann auf den Stuhl seines Sohnes, der sich in sein Arbeitszimmer begab, um die Namen der Bauern, die sich zum Abendmahle meldeten, aufzuschreiben.

„Wie schön und still lebt Ihr hier!" rief Heinz und drückte des Großvaters Hand. „Wer sollte in diesen Wäldern ein solches Paradies vermuthen."

„Sage nicht Paradies, Heinz, auf Erden giebt es kein Paradies; aber ein stilles, friedliches Nestchen ist das Waldhof, und wir haben alle Ursache, Gott dafür zu danken, daß er es uns so gut werden ließ. Meine Tage sind gezählt, gebe der Herr, daß auch die Meinigen hier ein seliges Ende finden."

„Nun, Großvater, Du bist noch ein rüstiger Greis. Du solltest nicht so reden."

„Ich bin allerdings, Gott sei Dank dafür, noch weit über Erwarten stark und rüstig, aber trotzdem sind meine Tage gezählt. Noch ehe man den Hafer schneidet, werde ich vor Gottes Thüre stehen und um Einlaß bitten."

Heinz widersprach, aber der Alte blieb bei seiner Meinung. Dann schwiegen Beide.

Ueber den Platz schritt von Zeit zu Zeit ein Bauer oder eine Bäuerin und trat in das Haus, andere verließen es. In dieser Waldgegend hatten sich die alten Volkstrachten noch erhalten: die eng anliegende, hellgraue oder hellbraune Jacke, das bunte Gewand bei den Frauen, der lange, hellgraue Rock, der runde Hut mit der Troddel und die Pasteln*) als Fußbekleidung bei den Männern. Alle sahen ernst und festlich aus. Sie trugen dicke Gesangbücher mit blanken

*) D. h. Bastschuhe.

Ecken und Klammern unter dem Arme, und wenn sie am Kaffeetische vorübergingen, grüßten sie mit freundlichem Nicken. Viele kamen auch zu Pferde. Diese banden dann ihre kleinen, munteren Thiere an eine, zu diesem Zwecke neben der Hausthür angebrachte Querstange und verließen sie dann getrost. Ueber der Hausthür hatte ein Schwalbenpaar sein Nest gebaut. Die Thierchen flogen unbefangen hin und her und ließen sich durch die vielen fremden Menschen, die im Hause aus- und eingingen, durchaus nicht stören. Wußten sie doch, daß des Pastorates geweihter Friede sie vor jeder Roheit schützte.

Auf dem Dache des Wohnhauses girrten hübsche Tauben, während andere zutraulich um den Tisch spazierten und die Brosamen, die unter demselben lagen, aufpickten. Die meisten waren ganz weiß, andere hatten schwarze oder braune oder gelbe Köpfchen und alle mußten das Entzücken jedes Kenners sein.

Auf das Stalldach flog der Storch, bog den Kopf weit zurück auf den Rücken und begrüßte laut klappernd die Gattin im Neste.

Auf den wies Heinz und sprach: „Wie muß es dem da schwer fallen, Euch im Herbste zu verlassen!"

„Er geht nur, um wiederzukommen," versetzte der Großvater, „das ist in der Abschiedsstunde ein großer Trost."

Nun trat auch Lelia inmitten ihrer kleinen Pflegebefohlenen aus dem Hause. Die Kleinen waren im schönsten Sonntagsstaate, mit zierlich geflochtenem Haar und netten Kleidern. Sie eilten auf die Beiden zu und küßten sie.

„Wie fängst Du es nur an," fragte Heinz, während Lelia weiße Krüglein mit Milch füllte und zu jedem ein Stück Schwarzbrod legte, „wie fängst Du es nur an, daß die Kinder so gar nicht blöde sind? Bei dem einsamen Leben, das Ihr führt, muß das doch recht schwer sein."

„O nein," erwiderte Lelia, „es ist das auch nicht unser Verdienst, sondern hat sich ganz von selbst so gemacht. Den Grund möchte ich darin suchen, daß die Kleinen stets mit uns Erwachsenen zusammen sind. Was hat ein Kind auch für Veranlassung, befangen zu sein, denn weder kann es die große Ueberlegenheit anderer Menschen verstehen, noch hat es zu befürchten, daß seine Handlungen mißdeutet werden."

„Du warst freilich auch nie blöde," bemerkte Heinz.

„Nein, so viel ich mich entsinne, niemals."

In der Ferne ertönten die Kirchenglocken.

„Wenn es Dir recht ist, Heinz, so gehen wir zu Fuß zur Kirche," sagte Lelia, „sie ist kaum eine Werst von uns entfernt."

Heinz erklärte sich bereit, denn der Großvater blieb bei Horace, und so war dieser in den besten Händen. Lelia holte sich Hut und Sonnenschirm, reichte Heinz ein Gesangbuch und übertrug einer ältern Magd die Aufsicht über die Kinder.

„Begleiten die Kinder uns nicht?" fragte Heinz.

„Nein, wir finden, daß man nicht damit anfangen darf, den Kleinen den Gottesdienst zu verleiden, und das muß doch geschehen, wenn man sie zu einer Zeit in die Kirche bringt, in welcher sie ihn nur als eine Stunde langweiligen Stillsitzens auffassen können. Der Gottesdienst der Kinder ist das Morgen- und Abendgebet."

Sie gingen nun durch den Wald. Der Weg war sehr sandig und die Hufe der Pferde, auf denen die Bauern ritten, traten Löcher in den Sand, aber die Beiden schritten rüstig weiter und erreichten bald die Kirche. Diese war viel kleiner, als unsere Landkirchen sonst zu sein pflegen und auch nicht eben architectonisch schön; nur der Thurm war hoch und schlank.

Vor der Thüre kamen viele Bäuerinnen und mancher greise Bauer auf Lelia zu und sie fragte jeden nach Diesem oder Jenem, hatte für jeden ein freundliches, herziges Wort, die Eine mußte von ihrer kranken Tochter erzählen, die Andere von ihrem Manne, diese fragte sie nach dem Stande des Feldes, für welches sie die Erbsensaat aus dem Pastorat erhalten hatte, jene, die in der Stadt gewesen war, nach den Preisen für Milch und Butter, wieder Eine nach Obstbäumen und Bienen.

Das Kirchlein war in seinem Innern so schlicht und einfach, wie in seinem Aeußern. Es war gedrängt voll, aber Alle machten Lelia ehrerbietig Platz, die nun Heinz verließ und sich links zu den Frauen und Mädchen wendete, während er sich rechts setzte.

Nun wurden ein paar lange Lieder gesungen und dann betrat der Pastor die Kanzel. Er sprach sehr schön, einfach und allgemein verständlich und doch voll Feuer und Eigenartigkeit. Heinz freilich

hörte kein Wort davon. Mit gesenktem Haupte saß er da und blickte auf den Sonnenstrahl zu seinen Füßen nieder, während aufregende Gedanken seinen Sinn bewegten.

Seit seiner Trennung von Anna hatte er keine Orgeltöne gehört, jetzt riß ihr Klang die alten Wunden seines Herzens wieder auf. Wie oft hatte er so dagesessen, in dem kleinen Kirchlein in Deutschland und hatte den überirdischen Tönen gelauscht, wie sie so gewaltig, so erschütternd dahinbrausten. Ach, die Hände, die jene Töne hervorriefen, waren längst erstarrt, das leuchtende, schwermüthige Auge längst erloschen, das holde, traurige Antlitz längst ein Raub des Todes. Er erkannte den Choral, den die andächtige Gemeinde jetzt so laut und häßlich sang — es war einer ihrer Lieblingschoräle gewesen. Tiefer und tiefer beugte er das Haupt unter der schweren Last bitterer Erinnerung. Nicht, daß sie todt war, drückte ihn, die Todten sind ja glücklich, nein, daß er es gewesen war, der den ohnehin so zarten Lebensfaden zerrissen hatte. Auf ihrem Grabe hatte er ihr hoch und heilig gelobt, zu leben, in ihrem Sinne zu leben. Hatte er das gethan? Ja und auch nein. Er war in seinem neuen Berufe eifern fleißig gewesen, aber konnte er in diesem Beruf überhaupt das Höchste leisten? Unruhig schwankte sein Geist hin und her und konnte keine Lösung finden.

Endlich schloß der Pastor die Predigt und Heinz fuhr aus seinem Sinnen auf. Es folgte eine lange Reihe Bekanntmachungen und zum Schluß sprach der Pastor das Vaterunser. Man kann das sehr verschieden sprechen, wie der Pastor es sprach, umfaßte es die ganze Welt unseres Hoffens und Fürchtens.

Nun strömten Alle zur Kirche hinaus und Lelia und Heinz warteten am Ausgange auf den Pastor. Sie standen schweigend neben einander. Heinz war die Seele noch voll von dem Nachklange seiner traurigen Gedanken, Lelia betrachtete unruhig und besorgt den tiefen Ernst und die Schwermuth auf den schönen Zügen des Vetters. Was drückte ihn nur? Ihr war sein Gesicht kein fremdes, denn in der langen Zeit, in der er ihrer, erst in einem bunten, wechselvollen Leben, dann in den Banden einer ihn ganz beherrschenden Leidenschaft, fast kaum gedacht hatte, lebte sie still und ruhig und hatte Zeit gehabt, an die wenigen Personen, die ihre Erinnerung aus-

machten, immer und immer wieder zu denken. Sie kannte dieses Gesicht noch ganz genau, sie entsann sich noch sehr wohl, wie froh es aussah in der Freude, wie furchtbar im Zorn und in der Leidenschaft, wie kalt und abstoßend gewöhnlich, aber sie hatte es nie leidend und traurig gesehen und sie hatte nie daran gedacht, daß es auch fähig sei, diesen Stempel zu tragen. Es lag ein Zug von Schmerz und Resignation darin, der so gar nicht zu ihm zu passen schien, daß sie mit richtigem Gefühl daraus schloß, daß schwere Seelenleiden ihren Vetter heimgesucht haben mußten.

Es lag ihr sehr fern, ihm ihr Mitleid aufzudrängen, aber sie war innerlich voll Theilnahme und Mitgefühl.

Neue Pläne.

Endlich kam der Pastor und alle drei machten sich nun auf den Weg. Es war sehr heiß geworden, sie gingen langsam.

„Wie gefällt Ihnen unsere Kirche?“ fragte der Pastor nach einer Weile.

„O, sie ist für eine Landkirche sehr zierlich und hübsch. Zumal der Thurm.“

„Wirklich! Finden Sie das?“ rief der Onkel erfreut, während Lelia vor sich hin lächelte.

„Sehen Sie, Eichenstamm, als ich hierher kam, da sah meine Kirche gar jämmerlich aus, denn sie war unsauber, verfallen und hatte nicht einmal einen Thurm. Das wurmte mich nicht wenig. Sollte meine Gemeinde wirklich nicht im Stande, oder wohl gar nicht Willens sein, ihr Gotteshaus würdig auszuschmücken, dachte ich. Aber wo das Geld hernehmen, nicht nur für den Bau, sondern auch für alle die Pläne, Vorschläge und Unterlegungen, mit denen uns die mütterliche, hütende Weisheit der Büreaukratie in solchen Fällen bedenkt. Meine Gemeinde ist klein und arm, der Boden, auf dem und von dem sie lebt, ist unfruchtbar, ich selbst habe auch nichts übrig. Aber nun, ich dachte, wenn ein Mann nur etwas recht will und fängt es an mit einem Gebete, so muß es auch gehen, und begann getrost meine Sammlungen, die anfangs nur wenig, dann aber, nachdem es mir gelungen war, ein paar einflußreiche Wirthe für den Bau zu interessiren, mehr einbrachten. Als ich ungefähr ein Viertel der für den Bau nöthigen Summe zusammen hatte, begann ich an die Ausführung zu denken. Aber wo den Plan dazu hernehmen? Da fiel mir ein, daß einer meiner Universitätsfreunde Architect geworden war und als solcher in der Stadt lebte. Ich fuhr also zu ihm und trug ihm meine Bitte vor. Er fertigte mir den Plan denn auch um Gottes Lohn an, gab mir auch einige practische Rathschläge mit in

den Kauf und so begann ich getrost den Bau. Sehen Sie, ich habe ihn doch richtig zu Stande gebracht und habe nun, so oft ich die Kirche ansehe, die größte Freude an ihr, denn als erst der Thurm da war und die Sonne auf den Blechplatten seines Daches glänzte, da wollten die Bauern selbst auch die Kirche geweißt haben und jetzt sammeln wir gar für ein Altarbild, nachdem wir im vorigen Jahre unsere alte Orgel haben erneuern lassen. Das Komische aber an der Sache ist, daß die Baucommission von alledem gar nichts weiß und die Herren im Schloß sich einbilden, daß ich noch immer in einer schmutzigen, häßlichen Kirche ohne Thurm predige, obgleich aus meinem verwahrlosten Bethaus diese stattliche Kirche geworden ist."

Der Pastor und Lelia lachten herzlich.

Nichts gefiel Heinz im Pastorat überhaupt so sehr, als die Liebe, die seine Bewohner Allem zuwandten, was sie umgab, es mochte nun Mensch, Thier oder Pflanze sein. Ihnen bot das Leben tausend kleine Freuden und sie erhöhten sie noch, indem sie Alles mit einander theilten. Die Genesung eines kranken Bauern, die Geburt eines Kalbes oder Lämmleins, das Auffinden eines Vogelnestes, das Erblühen einer Blume, das Alles waren Ereignisse, an denen die ganze Familie den lebhaftesten Antheil nahm. Der Eine theilte dem Andern seine Beobachtungen und Erwartungen mit und wenn die Dinge den erhofften Verlauf nahmen, so waren Alle voll Fröhlichkeit.

Damit nicht genug, ein Jeder wußte noch dem Andern eine Extrafreude zu bereiten. Dem Großvater eine besonders feine Decke weben zu lassen, das war ein Wunsch, den man Jahrelang mit sich herumtrug, bis er sich endlich zu gelegener Zeit in's Werk setzen ließ. Aber welch' eine Freude verursachte auch solch eine Decke! Wie wurde sie vom Empfänger sorgfältig zwischen Daumen und Zeigefinger geprüft und dann wieder geglättet! Wie lange wurde noch gelegentlich darauf angespielt, daß man sich ja jetzt nicht sonderlich viel aus einem kalten Zimmer zu machen brauche, da man ja die neue warme Decke habe.

Wahrlich, Heinz hatte Recht, das Pastorat war ein Paradies, denn seine Bewohner pflückten Blüthen von jedem Busch und Früchte von jedem Baum.

Am Nachmittage, als der Vater sich zu einem Mittagsschläfchen

hingelegt hatte, führten Lelia und die Kinder Heinz zu allen ihren Lieblingsplätzchen und zeigten ihm, was ihnen irgend bemerkenswerth schien. Als sie an den Taubenschlag kamen, mußte Heinz zuerst die Leiter hinaufsteigen und die Thüre öffnen. Lelia folgte ihm und da auf der nicht breiten Leiter nur wenig Platz war für Beide, so legte sie unbefangen ihren Arm um seine Taille und hielt sich an ihn.

„Siehst Du die neuen Nestkasten dort, Heinz?" fragte sie, indem sie zu ihm aufsah; „hast Du solche schon gesehen?"

Der Blick, der aus seinen großen, ernsten Augen auf sie fiel, war so freundlich und warm, daß sie vor Vergnügen erröthete.

„Hast Du diese Art Nester schon gesehen?" wiederholte sie verwirrt.

„Nein," erwiderte er nachdenklich und sah, statt auf die Nestkasten zu blicken, auf die Sprecherin.

Die Sprosse, auf der sie standen, bog sich unter der doppelten Last ein wenig und sie hielt sich fester an ihn.

„Siehst Du," sagte sie, „die habe ich zu vorigem Weihnachten eigens für Großvater verschrieben."

„Woher denn?"

„Denke Dir, aus Berlin. Ich hatte im Brehm von ihnen gelesen, es steht dort auch die Adresse des Tischlers, bei dem man sie bekommt, und so verschrieb ich mir eins und ließ dann die andern darnach machen. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß das so leicht geht, sich etwas aus Berlin zu verschreiben. Aber nun wollen wir wieder hinuntersteigen."

Sie stiegen hinab und setzten ihren Umgang fort. Man ging zu den Kälbern, die Lelia entgegengestürzt kamen, sobald sie sich der Koppel näherten, denn sie waren gewohnt, von ihr mit Brod gefüttert und geliebkost zu werden, und begab sich dann zu den Entlein und fütterte auch sie.

Heinz ging überall mit hin. Ihm war sehr traurig und doch auch sehr glücklich zu Muthe und Lelia ging es nicht viel anders, denn wenn sie sich auch freute, daß der traurig blickende Heinz mitunter so freundlich lächelte, so erkannte sie ihrerseits doch, daß ihn tiefes Herzeleid drückte.

Der folgende Tag war für die Bewohner des Pastorates ein sehr trauriger und aufregender. Die Leiche des Kutschers wurde fortgebracht und Frau Amanda und Madeleine langten an; mit ihnen natürlich viel unnütze, schädliche Unruhe und müssiges Hin- und Herlaufen. Horace's Zustand verschlimmerte sich durch die Aufregung des Wiedersehens und die Aerzte (es wurden ihrer jetzt täglich zwei aus der Stadt geholt) fingen an, bedenkliche Gesichter zu machen. Lelia war von der Wirthschaft stark in Anspruch genommen, aber sie fand doch noch Zeit, ihre Kleinen täglich zu unterrichten. Heinz wachte jetzt fast allnächtlich bei Horace und ließ sich durch kein Zureden davon abbringen. Wenn die Krankenpflege ihn freiließ, dann beobachtete er Lelia voll Bewunderung. Sie leistete fast das Unmögliche und war doch nie ungeduldig. Dabei hatte sie eine wunderbare innere Heiterkeit, die sie nie, auch nicht auf einen Augenblick, verließ. Es gab in den bunten Verhältnissen des Augenblicks so manchen Anlaß zum Verdruß, aber Lelia schien das gar nicht einmal zu empfinden. Die Fremden nahmen das sehr dankbar auf und zumal Madeleine schloß sich ganz an sie. Es ging ihr wie Heinz — sie fanden Beide hier, wonach sie sich so sehr gesehnt hatten, ein warmes, jedem Nächsten offenes Menschenherz, und besonders Madeleine war über die neugeschenkte Freundin sehr glücklich. Heinz und Madeleine sprachen kaum je ein Wort mit einander und Jedes war wie verwandelt, sobald das Andere in's Zimmer trat. Lelia, die das seltsame Verhalten Beider bald bemerkte und die von ihrer Lectüre her wußte, daß die Liebe sich auch wohl als Abneigung verkleidet, war geneigt, auch in diesem Falle an eine solche Maskerade zu glauben, aber Manches, was sie gelegentlich sah, mußte sie doch darin irre machen, und es schien ihr dann wohl, als ob den Vetter tieferes Leid drücke, als verlorne Liebesmühe. An Madeleinens Empfindungen konnte sie übrigens bald nicht mehr zweifeln, denn wenn auch ihr Betragen Heinz gegenüber kalt und gemessen war, so redeten ihre Blicke doch eine, für jede weibliche Beobachterin verständliche Sprache.

Endlich war Horace über jede Gefahr hinaus und Heinz konnte auf ein paar Tage nach Hause fahren. Der Großvater, der Pastor und Lelia begleiteten ihn bis vor die Thüre und Lelia sagte, als der Wagen vorfuhr: „Was Du für hübsche Pferde hast!"

Heinz lächelte. „Findest Du?“ fragte er. Er versprach bald wiederzukommen und fuhr davon.

Als er zu Hause angekommen und aus dem Wagen gestiegen war, ging er, ehe er in's Zimmer trat, noch zu den Pferden, klopfte sie auf den Hals und streichelte ihre Mähnen glatt. Nach einiger Zeit kam er dann, was er bisher nie gethan hatte, mit einem Stück Brod zu den Thieren in den Stall und fütterte und streichelte sie, so daß Weinthal, der seines Herrn Gewohnheiten genau kannte, große Augen machte. Warum thut er das? dachte Weinthal. Sonst ging er doch immer nur in den Stall, um nachzusehen, ob Alles in Ordnung sei.

Noch größer wurde übrigens seine Verwunderung, als sein Herr jetzt diese Procedur täglich wiederholte und den Pferden eine ganz ungewohnte Aufmerksamkeit zuwendete.

Die trockene Zeit hielt mittlerweile noch immer an und so sehnsüchtig auch die Landwirthe zum Himmel emporblickten, es wollte sich keine Wolke zeigen. Die Folgen der Dürre traten bald aller Orten zu Tage. Schon Anfang Juni war das Gras auf den Wiesen verdorrt und die spärlichen Halme des Wintergetreides begannen eine gelbliche Färbung anzunehmen. Der Wasserstand des Flusses war ein so niedriger, daß eine Menge Steine ihre grauen Häupter über die Oberfläche des Wassers erhoben, welche auch die ältesten Leute nie trocken gesehen hatten und die Fähren eine gute Strecke vom Ufer anhalten mußten, weil sie in Folge der Seichtheit des Wassers nicht näher gebracht werden konnten. Bald verdunkelte sich auch die Sonne, denn aus den Wäldern und Torfmooren stiegen ungeheure Rauchwolken auf, die Zeichen verheerender Waldbrände, und erfüllten die Luft mit ihrem Brandgeruch.

In den Nachmittagsstunden eines dieser Tage saßen Lelia und Madeleine an der hinteren, dem Obstgarten zugekehrten Seite des Hauses und waren damit beschäftigt, Erbsen aus den Schoten zu entfernen (bei uns sagt man „Erbsen zu bolstern“). Der Tag war unerträglich heiß und die Luft von Rauch erfüllt, so daß die Sonne aussah, als ob man sie durch ein geschwärztes Glas betrachte. Der Rauch der Waldbrände im Westen und Norden erfüllte im weiten Umkreise das Land.

Die beiden jungen Mädchen betrieben ihre Arbeit sehr verschieden, denn während Lelia mit den Schoten umging wie eine Hausfrau, der es darauf ankommt, daß ihre Aufgabe möglichst rasch und gut beendet werde, hielt Madeleine ein paar geleerte Schoten in der Hand, schlug sie langsam gegeneinander und sah vor sich hin.

„Wissen Sie nichts Genaueres darüber?" fragte Lelia weiter.

„Nein, ich bin überzeugt, daß auch mein Bruder nicht mehr weiß. Er hat sie verlassen und sie ist gestorben, — weiter geht auch seine Kenntniß nicht."

„Ob Ihr Bruder sie gesehen haben mag?"

„Nein."

Sie schwiegen Beide eine Weile. Lelia bolsterte eifrig. Sie nahm aus einem zu ihrer Rechten stehenden Eimer die Schoten, ließ die Erbsen in eine Schüssel fallen, die in ihrem Schooße ruhte, und warf dann die geleerte Schote in ein Gefäß zu ihrer Linken. Madeleine wickelte sich eine Schote um den kleinen Finger und rollte sie dann wieder auf. Beide sahen sehr nachdenklich aus.

„Einerlei," rief Lelia endlich sehr entschieden, „was auch immer der Grund der Trennung gewesen sein mag, daß mein Vetter sie nicht ohne Grund verlassen hat, das steht fest."

„Gewiß," meinte Madeleine. „Zweifellos hat sie ihm dazu dringende Veranlassung gegeben. Ihr Vetter ist nicht der Mann dazu, ein Mädchen, das er liebt, einfach zu verlassen. Aber warum ist er (Madeleine sprang auf und ließ die Schoten fallen), warum ist er so unleidlich verschlossen! Ich weiß ja sehr wohl, daß er mich nicht liebt, ich weiß auch sehr gut, daß er ein so oberflächliches und unbedeutendes Wesen, wie ich es bin, nicht lieben kann, aber warum will er mir nicht gestatten ihn zu lieben? Warum soll ich ihm nicht zeigen dürfen, wie sehr ich ihn verehre und liebe? Ach, Lelia, Sie glauben nicht, wie ich ihn liebe! Ich wünschte, er fiele in den Ocean — wohlan, ich verstehe nicht zu schwimmen, aber ich würde ihn doch retten. Bei Gott, ich würde ihn retten oder mit ihm untergehen und das wäre dasselbe. Ich wünschte, er wäre in einem brennenden Walde, ich würde ihn retten oder mich in die Flammen stürzen."

Lelia blickte verwundert zu der Freundin empor, die ihre Worte mit dem lebhaftesten Geberdenspiel begleitete. Deren Ausdrucksweise

erschien ihr sehr fremdartig und übertrieben, aber das Gefühl, aus dem heraus sie stammte, echt und gut.

„Sagen Sie mir, Lelia," fuhr Madeleine fort, „Sie, die Sie eine Tochter dieses kalten, frostigen Landes sind, sagen Sie mir, wenn Sie es können, warum diese Kälte, dieses Abwehren? Ist es ein Unrecht, daß ich ihn liebe? Kann ihm meine Liebe lästig sein? Ich bin ihm gegenüber so kalt gewesen wie ein Eisberg, während es in mir aussah, wie in einem Vulkan! Warum flieht er mich, warum meidet er unser Haus? Warum kann er mich nicht wenigstens dadurch glücklich machen, nein, glücklich ist nicht das rechte Wort, selig machen, daß er mir erlaubt, neben ihm zu weilen?"

Madeleine brach in Thränen aus. „Bin ich denn so schlecht und verächtlich," rief sie, „daß er meinetwegen unser Haus meidet, als ob ein Pestkranker darin läge, daß er meinetwegen sich sogar von Horace zurückzieht!"

„Madeleine," sagte Lelia, „wenn Heinz gemerkt haben sollte, daß Sie ihn lieben und er erwidert Ihre Neigung nicht, so thut er doch gewiß Recht, wenn er sich von Ihnen fernhält. Es geschieht dann doch nur aus Rücksicht für Sie."

„O," rief Madeleine, „o, ich dachte es mir schon, daß Sie so urtheilen würden. Wie kalt Ihr hier seid, wie entsetzlich kalt! Ist es möglich, daß er aus Rücksicht für mich — mich tödtet?"

Lelia, die an eine so excentrische Redeweise ganz und gar nicht gewöhnt war, fühlte, daß die Lachlust, die in reichem Maße in ihr steckte, ihr Mitleid zu überwältigen drohte, aber das kam ihr selbst so schlecht und herzlos vor, daß der Schreck darüber ihr das Lachen vertrieb.

„O, Lelia," fuhr Madeleine fort, „wie einsam und verlassen bin ich doch! Meine Mama ist eine herrliche Frau, sie ist sehr tugendhaft, sehr fleißig, eine vortreffliche Mutter, aber meine liebe Mama ist nicht ohne Schwächen und manche von diesen sind derart, daß ich mich — die heilige Jungfrau möge mir die Sünde vergeben — mit ihnen durchaus nicht aussöhnen kann. Mein guter Bruder ist auch ein braver Jüngling, voll Gemüth und Herzensgüte, voll Frömmigkeit und Höflichkeit, aber er ist wie ein Rohr im Winde, und ach! ich fürchte, seit Ihr Vetter sich von ihm zurückzieht, in schlechten Händen.

Ich kann mich irren, aber es scheint mir, daß Herr von Lehmhof nicht ganz Gentleman ist, und dann ist da ein Herr von Schweinsberg. Ach, das ist ein schrecklicher Mensch! Er ist ein beherzter, muthiger Mann, es ist wahr, und er hat in seinem Blick etwas Kühnes und Festes, aber er ist, wie mir scheint, ohne alle Grundsätze und ohne alle Religion. Dann lügt er auch und ist sehr frech. Mit diesen Beiden und mit Ihrer Frau Cousine verkehrt Horace jetzt hauptsächlich und er paßt doch so gar nicht zu ihnen. Sie verhöhnen ihn, glaube ich, und verspotten ihn."

„Verkehrt mein Vetter auch mit den Herren?" fragte Lelia.

„Nur zum Theil. Mit Herrn von Lehmhof gar nicht und mit Herrn von Schweinsberg wenig. Herr Heinz lebt ja wie ein Eremit. Aber sagen Sie mir doch, Lelia, warum haßt Ihre Cousine Adelheid Ihren Vetter so bitterlich? Sie spricht nur mit Spott von ihm und thut Alles, um meinen Bruder gegen ihn einzunehmen."

Lelia erröthete. „Ich glaube den Grund zu kennen, aber ich mag ihn lieber nicht nennen."

„O, ich bin viel offener als Sie!" rief Madeleine unwillig, aber das thut nichts. Ich bin ja noch nicht zu Ende. Zu den Schwächen meiner guten Mama, deren ich vorhin erwähnte, gehört auch, daß sie eine ganz unsinnige Verehrung für die hiesigen Edelleute hat und ich bin überzeugt, daß sie nur deshalb in dieses Land mit uns zurückkehrte, um uns, wie sie sich ausdrückt, standesgemäß zu verheirathen. Guter Gott! Als ob das nicht auch in Deutschland oder lieber noch in Frankreich hätte geschehen können! Aber das ist einerlei. Jetzt soll nun mein Bruder ein Fräulein Schweinsberg heirathen, ein hübsches und, wie ich glaube, im Grunde auch gutes Mädchen, das aber so apathisch ist, daß sie, wie ich vermuthe, in der Woche höchstens nur drei Worte spricht, und ich soll Herrn von Schweinsberg überliefert werden, der mich nicht liebt, der mich und die Meinigen innerlich verachtet und der mich nur heirathen will, um seine Lage zu verbessern."

Lelia sah Madeleine mit großen Augen an. Solche Verhältnisse waren ihr nichts Neues, denn sie hatte Aehnliches unter den Bauern oft genug beobachtet, aber daß solche Dinge auch unter Gebildeten

vorkamen, davon hatte sie zwar gelesen, das hatte sie sich aber doch nie recht vorstellen können.

„Sie werden den Baron doch nicht heirathen?“ rief sie ganz entsetzt.

„Nein, ich werde ihn nicht heirathen und wenn ich vor ihm bis zu den Sternen fliehen müßte, aber ich werde deshalb einen Kampf auf Leben und Tod mit meiner Mama und mit meinem Bruder und dem guten Herrn Kaskinovitsch zu bestehen haben.“

„Wer ist Herr Kaskinovitsch?“

„Unser guter Geistlicher. Er verlangt, daß ich meiner Mama gehorsam sein soll und mein Bruder verlangt dasselbe. O, ich weiß ja, daß es sehr sündhaft ist, wenn ich ihr nicht gehorche, aber ich werde es trotzdem nicht thun. Lelia, Sie sind ja auch ein frommes Mädchen, antworten Sie mir, was würden Sie in einem solchen Falle thun?“

„Es ist nicht leicht, eine solche Frage zu beantworten,“ erwiderte Lelia, „und ich zumal kann mich nur schwer in Ihre Lage versetzen, aber ich denke, daß ich in diesem Falle mich weigern würde. Etwas Anderes wäre es, wenn meine Eltern von mir verlangten, ich sollte eine Ehe nicht eingehen. Dann würde ich ihnen gehorchen, denn ich würde dann durch meinen Gehorsam keinem göttlichen Gebote zu nahe treten und Nichts zum Opfer bringen, als mein eigenes Herz. In Ihrem Falle würde ich gewiß nicht nachgeben, ganz gewiß nicht, denn an eine christliche Ehe ist ohne Liebe doch nicht zu denken.“

Ehe Madeleine antworten konnte, wurden sie unterbrochen, indem Karlchen Maier in den Garten trat. Er war schon ein paar Mal dagewesen, um nach Horace zu sehen und hatte daher seine Bekanntschaft mit Lelia erneuert.

„Guten Tag, meine Damen,“ rief er jetzt, „guten Tag! O, Sie sind wieder fleißig, Fräulein Rechberg und Sie auch, Fräulein Balteville! Natürlich! O, das ist heiß! Das ist erschrecklich heiß! Ich versichere Sie, ich ersticke! Natürlich!“

Karlchen Maier war sehr erhitzt. Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne und er schnappte nach Luft, wie ein Fisch auf dem Trockenen.

Die jungen Mädchen legten die Erbsen bei Seite und erhoben sich, um mit dem Gaste nach der Vorderseite des Hauses zu gehen.

„O, also Sie haben noch keinen Besuch! Noch keinen Besuch! Ich dachte natürlich, sie wären schon hier, aber es ist sehr heiß, entsetzlich heiß und die Andern sind später ausgefahren, natürlich!"

„Von wem sprechen Sie?" fragte Lelia.

„Ihre Frau Cousine, Frau von Lehmhof und der Aarburgsche wollten nach Horace sehen und Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Letzteres natürlich! Ich war heute Morgen in Behrslappen und da wurde es mir mitgetheilt. Aber wie heiß es ist!"

Lelia war von dem Gespräche, das sie eben mit Madeleine geführt hatte, noch sehr erschüttert, und die Nachricht, daß sie noch heute Adelheid wiedersehen sollte, war auch nicht dazu angethan, sie zu beruhigen.

Sie forderte den Doctor auf, Platz zu nehmen und eilte selbst mit Madeleine in's Haus. Madeleine war in der größten Aufregung. „Jetzt verfolgt er mich sogar bis hierher," rief sie, mit den Thränen kämpfend, „was soll ich thun!"

„Bleiben Sie in Ihrem Zimmer," erwiderte Lelia rasch. Sie müssen ihm deutlich zeigen, daß sie ihn nicht mögen."

„Ach, das weiß er gewiß schon längst; aber er mag mein Geld."

„Ziehen Sie sich jedenfalls Anfangs noch zurück," meinte Lelia, „später wollen wir uns schon helfen."

Madeleine stieg betrübt die Treppe hinauf und Lelia eilte in den Keller hinab und holte für den Doctor eine Flasche Birkwasser. Sie schenkte ihm ein Glas von dem kühlenden Getränke ein und setzte sich dann neben ihn.

„Nicht wahr, Herr Doctor," sagte sie, „ich habe drei Gäste zu erwarten? Die beiden Behrslappenschen und den Aarburgschen?"

„Drei? Nein, nur zwei. Die Behrslappensche Frau und den Aarburgschen. Lehmhof selbst kommt nicht mit. Natürlich!"

„Wissen Sie ungefähr, wann Ihre Freunde kommen?" fragte Lelia weiter.

„Ich erwarte sie in jedem Augenblicke. Nun, Sie werden auch froh sein, wenn Sie die ganze Bagage los sind, Fräulein Rechberg. Ein Kranker im fremden Hause macht mehr Unruhe als zehn im

eigenen. Natürlich! Ich kenne das und ich bedauere Sie. Wahrhaftig, ich bedauere Sie. Ich sprach noch heute Morgen mit Heinz davon. „„Ich kann es gar nicht ansehen, wie sie sich quält,““ sagte er. Ja, „„quält,““ das war sein Wort, und da hat er auch ganz Recht, natürlich!“

Lelia lachte. „Wenn Sie ihn wieder sehen, Herr Doctor, so sagen Sie ihm doch nur, daß er deshalb immerhin wiederkommen möge. Unsere Frauenarbeit sieht oft schlimmer aus, als sie ist.“

„Nun, das denke ich wohl nicht. Oho, das meine ich wohl gar nicht,“ rief der Doctor und blies dazwischen Lindenblätter auf, daß sie knallend zersprangen. „Das ist gar nicht meine Meinung. Im Gegentheil, natürlich!“

Lelia entschuldigte sich nun bei ihm, daß sie ihn allein lassen müsse, um einige Vorbereitungen zum Empfange der Gäste zu treffen, und ging in's Haus. Der Doctor lehnte sich behaglich gegen die Lehne der Bank und dachte darüber nach, daß Fräulein Rechberg doch eigentlich ein reizendes Geschöpf sei und daß, wenn der Weltenlenker es so gefügt hätte, daß sie, statt Paulinchen, seine Frau geworden wäre, das für das arme Mädchen ein Glück und für ihn selbst kein Unglück gewesen sein würde. Aber da das nun nicht mehr ging, warum konnte der Heinz sie nicht glücklich machen? Der ging jetzt wie blind durch die Welt. Er hatte ja Lelia früher geliebt; aber das hatte er offenbar längst vergessen. Nein, Heinz wird nicht heirathen. Er ist auch zu schade für die Weiber, bei Gott! Er ist auch zu schade für die Landwirthschaft. Natürlich!“

Darüber schlief der Doctor fest ein.

Lelia setzte unterdessen die Mägde in Bewegung und bereitete sich auf den Empfang der Gäste vor. Das war nicht ganz leicht, denn das stille Pastorat, in das im Laufe des Jahres nur selten ein Besuch kam, war auf so zahlreiche Gäste nicht eingerichtet und es mußte daher umsichtig gehandelt werden.

Das Wiedersehen mit Adelheid beunruhigte Lelia mehr als sie selbst glaubte. Adelheid lebte in ihrer Erinnerung als ein hochmüthiges und herrschsüchtiges, aber im Grunde edel geartetes Mädchen. Dazu paßte nun freilich durchaus nicht, was sie nachher gelegentlich von ihr gehört hatte; denn von den Eichenstamms war Adelheid ganz und

gar aufgegeben und sie sprachen von ihr, ihrer aufrichtigen Ueberzeugung gemäß, nur wie von einer auch sittlich völlig Verlorenen. Lelia kam mit den Eichenstamms zwar nur höchst selten, aber doch hin und wieder zusammen und da hatte man sie denn einmal, als sie Adelheid in Schutz nahm, auf das offenkundige ehebrecherische Verhältniß mit dem Aarburgschen hingewiesen. Lelia hatte auch dann noch nicht recht daran glauben wollen, aber daß jetzt Adelheid ohne ihren Mann und mit demselben Aarburgschen kommen sollte, machte sie stutzig und empörte sie zu gleicher Zeit. Wofür mußte Adelheid das Pastorat halten, daß sie es wagte, es in Gesellschaft ihres Liebhabers zu betreten!

Lelia wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte und darum verfuhr sie wie immer, wenn etwas sie verwirrte: sie begab sich zum Großvater. Er schlief noch Mittag und es that ihr leid, ihn zu wecken; aber sie mußte mit sich im Klaren sein, ehe die Gäste kamen, darum beugte sie sich über ihn und küßte ihn leise auf das weiße Haar.

Der Alte öffnete, ohne sich zu rühren, die Augen und blickte sie hell an.

„Was giebt es, mein Kind?“ fragte er.

„Großvater,“ sagte Lelia und setzte sich auf den Rand des Bettes, „ich muß Dich um Rath fragen.“

Sie erzählte nun, während sie von Zeit zu Zeit eine Fliege abwehrte, die um den Kopf des Alten summte, von dem bevorstehenden Besuche.

Der Alte hörte sie aufmerksam an, wandte sich dann herum, so daß er auf dem Rücken lag, zog den Kopf der Enkelin an sich und küßte sie herzlich auf Mund und Augen. Dann sagte er:

„Ich rathe, mein Kind, zu handeln, als ob wir nichts wüßten, denn es ist nicht unsere Sache, zu untersuchen, ob Adelheid schuldig ist oder nicht. Ist er wirklich ihr Liebhaber, so wird sie es vor Gott zu verantworten haben. Ich glaube übrigens nicht daran. Nasführen mag sie ihn und mit ihm kokettiren, aber daß eine Eichenstamm ihren Mann geradezu hintergehen kann, das glaube ich nicht. Die Race läßt es nicht zu, Lelia; bei den Frauen kommt alles auf die Race an, wie bei den Thieren und den Pflanzen. Die Eichenstamms sind ein reines und edles Geschlecht und ihre Fehler liegen auf ganz anderem

Gebiete. Die Adelheid hatte zwar immer etwas Fremdes an sich, aber daß sie das Blut der Familie so weit verleugnen könnte, glaube ich nicht. Jedenfalls ist es nicht unsere Sache, ihr so schwere Sünde zuzutrauen."

Lelia sah nachdenklich vor sich hin. Das, was der Großvater zuletzt sagte, war ja ganz richtig; aber es war etwas in ihr, das sich gegen die erwarteten Gäste empörte.

„Ach, warum ist Heinz nicht hier!" dachte sie und seufzte. Sie war recht böse auf ihn und nahm sich vor, den Doctor zu fragen, ob Heinz von dem bevorstehenden Besuche etwas gewußt habe.

Der Großvater betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte ein ungemein sprechendes Gesicht, und wer sie einigermaßen kannte, konnte so ziemlich errathen, was sie gerade dachte und von welchen Empfindungen sie bewegt wurde.

„Dir ist's nicht recht," sagte er endlich.

„Nein, Großvater, mir ist so bang und unbehaglich zu Sinn."

Dann lächelte sie, küßte den Alten noch einmal und ging mit den Worten: „Ich wünschte, sie wären, wo der Pfeffer wächst!" die Treppe hinunter.

Als Lelia aus dem Hause trat, sah sie Frau von Valteville und Horace unter der einen Baumgruppe sitzen, während keine zwanzig Schritte davon der Doctor sanft und fest schlief. Mutter und Sohn wiesen, als sie sich ihnen näherte, lachend auf den Schlafenden und rückten dann zusammen, um ihr Platz zu machen.

„Sie werden nun bald von uns erlöst sein, liebes Fräulein," begann Frau Amanda und ergriff Lelia's Hand. „Gestehen Sie es nur, Sie sind uns gewiß gründlich überdrüssig."

Lelia lächelte. „So lange Sie mit unserem bescheidenen Heimwesen vorlieb nehmen, sind Sie uns herzlich willkommen," erwiderte sie. „Aber Sie dürfen noch nicht an das Scheiden denken, gnädige Frau," fuhr sie fort und blickte dabei auf Horacens verbundenen Kopf, „Ihr Herr Sohn dürfte schwerlich schon die lange Fahrt vertragen."

„Ich muß gestehen, Fräulein Rechberg," begann Horace, indem er sich gegen Lelia verneigte, „daß ich so rücksichtslos bin, zu wünschen, daß mich meine Wunde länger hier festhielte, als es, dem Anscheine

nach wenigstens, geschehen wird. Es ist hier bei Ihnen so wunderbar still und friedlich."

Lelia hatte für Horace eine große Zuneigung gefaßt. Sein bescheidenes, gutherziges Wesen gefiel ihr sehr wohl und sie hatte hinreichende Mühe mit ihm gehabt, um ihn lieb zu gewinnen.

„Sie sind sehr höflich," erwiderte sie; „aber wie steht es mit der Wahrhaftigkeit?"

„Auf Ehrenwort, Fräulein Rechberg, auf Ehrenwort. Ich rede die lautere Wahrheit."

„Um so besser für Sie. Ich fürchte aber, daß die Ihrigen diese Empfindungen schwerlich theilen werden."

„Sie thun uns Unrecht," rief Frau Amanda, „und Sie scheinen nicht zu ahnen, wie dankbar meine Tochter und ich Ihnen und den lieben Ihrigen für Ihre wahrhaft schrankenlose Gastfreundschaft sind. Sie zumal, mein Fräulein, haben in diesen drei Wochen an meinem Sohne gehandelt, wie eine rechte Samariterin, und Ihr Name würde in Parkhof ewig unvergessen sein, auch wenn Sie, was hoffentlich nicht geschehen wird, künftig, wie bisher, unserem Hause fern blieben."

Horace lauschte den Worten der Mutter mit ganz besonderem Entzücken. Sie drückte sich nur sehr selten so warm und zugleich auch so richtig aus. Er selbst hätte bis an das Ende aller Dinge dableiben mögen, denn er war regelrecht in Lelia verliebt.

Lelia dankte für die Einladung und fügte hinzu, daß der Doctor den Besuch von Frau von Lehmhof und Herrn von Schweinsberg angemeldet habe. Frau von Valteville und ihr Sohn waren über diese Nachricht ganz entzückt. Nachdem sie ihren Empfindungen lebhaften Ausdruck verliehen hatten, sagte Frau von Valteville:

„Wie kommt es eigentlich, mein liebes Fräulein, daß Sie mit Ihrer Cousine gar nicht verkehren? Sie ist eine so vortreffliche junge Dame und wenn die Verhältnisse sie auch zwangen, auf den großen Familienverkehr zu verzichten, so wundert es mich doch, daß sich zwischen Ihnen kein, den Umschwung im Leben Ihrer Cousine überdauerndes Verhältniß hergestellt hat."

Lelia ärgerte sich innerlich darüber, daß Frau von Valteville die Sachlage so darstellte, als ob Adelheid es gewesen wäre, die den Umgang mit den Verwandten abgebrochen hatte, sie dachte aber

an die letzten Worte des Großvaters und begnügte sich damit zu erwidern:

„Ich bin meiner Cousine seit einer Reihe von Jahren nicht begegnet."

„Da kann man sich ja auf Ihr heutiges Zusammentreffen recht freuen," rief Horace harmlos. „O, Sie werden gewiß Freundinnen werden. Frau von Lehmhof ist voll Geist und Feuer."

„Finden Sie Ihren Vetter nicht sehr verändert?" fragte Frau von Balteville weiter.

„Allerdings," versetzte Lelia. „Es kommt mir mitunter so vor, als ob er ein ganz anderer Mensch geworden. Früher hatte ich die größte Furcht vor ihm. Ich schämte mich dieser Furcht und suchte mich zu beherrschen, aber es gelang mir nicht, jetzt finde ich ihn sehr liebenswürdig. Ich weiß nicht, ob es daran liegt, daß ich selbst älter und verständiger geworden bin oder daran, daß er sich verändert hat, jetzt ist mir ihm gegenüber so schwesterlich zu Muthe, wie es einem Spielkameraden und Vetter gegenüber natürlich ist."

Frau Amanda dachte, daß das wohl noch anders werden könne, behielt aber ihre Gedanken für sich und sagte:

„Ich bedaure es lebhaft, daß er sich so ganz zurückzieht. Er verkehrt mit Niemand."

„Ach ja," rief Horace, „wie sehr leide ich darunter. Er lebt wie ein Einsiedler und ich fühle sehr wohl, daß auch der Besuch des Freundes ihn unangenehm berührt, aber ich lasse mich dadurch nicht abhalten."

Horace sagte die letzten Worte mit einem so gutmüthigen und liebenswürdigen Lächeln, daß er Lelia dadurch noch lieber wurde. Er ergoß sich nun, wie er das schon mehrfach gethan hatte, in reiche Lobgesänge auf den Freund und der Doctor, der endlich erwacht war und sich der Gesellschaft, die sich allmälig auch um die übrigen Hausgenossen vermehrte, angeschlossen hatte, unterstützte ihn redlich darin.

Alte Geschichten.

Unterdessen näherten sich Adelheid und Schweinsberg dem Pastorate. Sie saßen in einem Wagen, welcher das Muster des zerschellten Parkhöffchen gewesen war und sie fuhren auch mit vier Rappen, die zu zweien vor einander gespannt waren, dahin, aber diesmal befanden sich die Zügel in besseren Händen und obgleich die Thiere noch viel muthiger und wilder waren als diejenigen, welche neulich so großes Unheil angerichtet hatten, so war doch an einen ähnlichen Unglücksfall diesmal nicht zu denken.

„Es fördert sich nicht, Adelheid," sagte der Baron und sah nach dem Ende der langen Peitschenschnur, die er im Sande nachschleifen ließ, während die keuchenden Pferde im Schritt gingen.

„Aber warum nicht? Warum nicht? Es muß sich fördern, Otto. Markhausen wird in diesem Herbste Geld brauchen und wieder Geld und Sie werden ihm keins schaffen können."

Der Baron blickte finster vor sich hin und schwieg. „Es ist am Ende doch nur eine Schrulle von Ihnen," fuhr Adelheid fort. „Sie haben so manches Mädchen mit kaltem Blute bethört, und wenn Sie es überdrüßig geworden waren, verlassen. Hier handelt es sich ja nicht einmal um eine Liebschaft, sondern um eine Ehe. Sie wird als Ihre Frau vielleicht noch einmal sehr glücklich sein."

„Ob sie glücklich sein wird oder nicht, ist mir völlig einerlei," versetzte der Baron. Der ganze Handel ist mir nicht um ihretsondern um meinetwillen fatal."

„Aber warum? Sie müssen doch irgend einen Grund haben. Sie sollen ein junges, schönes Mädchen heirathen und Sie thun, als ob es sich um eine alte, häßliche Wittwe handelte."

Der Baron lachte kurz. „Junges Mädchen oder alte Wittwe, das ist in diesem Fall, um mit meinem Schneider zu sprechen, wirklich ganz: „Jacke wie Hose."

„Nun, woran liegt es denn? Daß es möglicherweise mit den Ahnen hapert, das kann einen Mann wie Sie doch nicht zurückschrecken?"

Der Baron lachte wieder. Er legte die Peitsche zu den Leinen in die Linke und trommelte mit der Rechten auf dem Tigerfell auf seinen Knieen. „Nein, Adelheid, auf die Ahnen gebe ich nichts," rief er. „Möglicherweise war mein Großvater der leibliche Sohn vom Kammerdiener meines Urgroßvaters. Wer kann für die Tugend seiner Urgroßmutter einstehen. Die gute Dame war vielleicht eine liebe Seele, aber vielleicht auch etwas liederlich."

Adelheid lachte auf. „Nun, was ist's also," forschte sie eifrig weiter.

„Hm, ich will's Ihnen sagen. Das ist's, daß die ganze Geschichte einen Zweck hat."

„Wie? Einen Zweck? Was heißt das?"

„Das heißt, daß ich alle Freude an einer Thätigkeit verliere, sobald ich bemerke, daß sie auf ein bestimmtes Ziel hinausläuft. Ich habe in meinem ganzen Leben nie nach einem bestimmten Ziele gestrebt und ich kann mich nicht entschließen, jetzt damit zu beginnen. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen. Wahrscheinlich nicht, aber ich will versuchen, mich Ihnen verständlich zu machen. Wenn ich sonst einem hübschen Mädchen nachstellte, so hatte das ja auch einen Zweck und noch dazu einen sehr angenehmen, aber es war doch ganz anders, als jetzt. War ich am Ziele, so war die ganze Sache damit aus und zu Ende, und wenn es dabei Thränen gab, so war das nicht meine Schuld, das Ding hätte sich vorsehen sollen, und wurde Nichts daraus, so hatte es auch nicht viel zu bedeuten. Diesmal ist aber die Sache ganz anders. Ich soll mich Madeleinen nicht nähern um eine Schäferstunde zu erlangen, sondern um sie zu heirathen und ich soll sie nicht heirathen, weil ich sie besitzen will und sie nur um den Preis einer Heirath zu haben ist, sondern weil sie Geld hat. Das ist es, Adelheid, was mir die ganze Geschichte verleidet."

„Sie sind ein Narr," erwiderte Adelheid. „Pardon, mein Lieber, aber Sie sind ein completer Narr. Ein jeder halbweges verständige Mensch wird es schlimmer finden, ein Mädchen um einer vorübergehenden Laune willen unglücklich zu machen, als sie um ihres Geldes

willen zu heirathen. Sie bringen ihr genau soviel mit als sie Ihnen, wenn auch nicht in Silber und Gold, so doch in Ihrem ganzen Wesen."

„Bravo!" schrie der Baron, „bravo!"

„Nun, natürlich. Sie sind ein stattlicher Mann und die Kleine sehnt sich ja immer nach etwas Besonderem. Etwas Besonderes wird sie an Ihnen bekommen, etwas ganz Besonderes."

Sie lachten Beide.

„Sie müssen sie heirathen, Otto," fuhr Adelheid fort, „verstehen Sie wohl, Sie müssen. Ihre Lage ist eine völlig verzweifelte und wenn Sie nicht heirathen, so wird sie in diesem Herbst über Ihnen zusammenbrechen. Sie haben eine totale Mißernte zu erwarten und Sie sind durchaus nicht in der Verfassung, sie zu überstehen."

„Lehmhof wird mir das Geld borgen."

„Glauben Sie mir, Otto, von meinem Manne werden Sie keinen Kopeken mehr bekommen. Je kränker der arme Lebrecht ist und je weniger Aussicht vorhanden, daß er uns erhalten bleibe, um so gieriger sammelt der Vater für ihn. Bis jetzt ist es mir noch gelungen, ihn zurückzuhalten, aber ich kann für Nichts stehen."

„Sie übertreiben, Adelheid. Wenn ich jetzt Bankerott machte, würde er kaum die Hälfte von dem bekommen, was ich ihm schulde."

„Augenblicklich allerdings, aber er kann warten. Er faselt ja ohnehin immer gegen Lebrecht davon, daß dieser einmal Aarburg in billiger Arrende haben wird. Ich sage auch nicht, daß er es gerade zum Concurs wird treiben wollen, aber er wird Ihnen kein Geld mehr geben. Weder Ihnen noch ihrem Onkel. Es ist ihm natürlich nur noch lieber, wenn Sie ohne seine unmittelbare Schuld fallen; er bleibt dann im Hintergrunde."

Der Baron beschrieb mit der Peitschenschnur allerlei Figuren im Sande. Sein Gesicht hatte den gewöhnlichen, sorglosen Ausdruck, der ihm so gut stand, verloren, er sah finster und alt aus.

„Sie liebt mich auch nicht," sagte er.

„Das muß Sie umsomehr reizen, sie zur Liebe zu zwingen."

„Ja, ja, das war sonst so. Wenn ich sonst bemerkte, daß Eine mich nicht mochte, so war mir das nur ein Anreiz mehr, sie mir zu erobern, aber diesmal ist Alles anders."

Adelheid zuckte die Achseln. „Sie liebt meinen Vetter und der ist allerdings nicht leicht zu verdrängen," sagte sie

Der Baron richtete sich zornig auf.

„Sind Sie dessen so sicher?" fragte er.

„Ganz sicher."

„Wessen?"

„Dessen, daß sie ihn liebt und daß er schwer aus dem Sattel zu heben ist."

„Oho, das wollen wir sehen!"

„Das wollen wir sehen!"

„Wetten Sie?"

„Worauf?"

„Darauf, daß das Mädchen mich binnen Jahresfrist liebt?"

„Topp!"

Sie schlugen ein.

„Ich habe nie Jemand gekannt," fuhr der Baron fort, „dem gegenüber meine Gefühle so gemischt gewesen wären, wie gegenüber Ihrem Vetter. Ich liebe diesen Knaben und hasse ihn zu gleicher Zeit, und so ist es mir ergangen, seit ich ihn kenne. Ihnen geht es auch so, Adelheid," fügte er spottend hinzu.

„Nein," erwiderte sie mit flammenden Augen, „bei mir kamen diese Empfindungen nicht abwechselnd, sondern nacheinander."

Sie fuhren eine Weile schweigend dahin. Der Baron sah auf den Weg, Adelheid blickte zur Sonne empor.

„Ja, der Herbst, der Herbst!" sagte der Baron.

„Der Herbst wird manchem Nachbaren den Hals brechen. Ihr Onkel ist auch darunter."

„Ja, leider!"

„Ihr Onkel wird total ruinirt sein."

Sie schwiegen wieder eine Weile. Dann war es, als ob der Baron sich zusammenraffte. Er setzte sich gerade und trieb die Pferde zu raschem Trabe an.

„Adelheid," rief er plötzlich und sah wieder so sorglos aus wie gewöhnlich, „das Leben ist ein Jammerthal, und es ist nur auszuhalten, wenn man im Galopp hindurchjagt und nicht darnach fragt, wen die Rosse umreißen und die Hufe und Räder zermalmen. End-

lich muß der Abgrund doch kommen, in den man zu ewigem Vergessen hinabstürzt."

„Richtig," rief Adelheid, „aber da es bis dahin vielleicht noch eine gute Strecke Weges ist, so thut man gut, sich mit Wegekost zu versorgen, und um den Preis läßt man auch wohl einen Nachbaren neben sich Platz nehmen, den man sonst nicht in seiner Nähe geduldet hätte."

„Adelheid," sagte der Baron, „wie wäre es, wenn ich heute Abend auf die Pferde lospeitschte und mitten in den Fluß hineinführe? Bei der Fähre ist ein prächtig tiefes Stellchen."

Der Baron sagte das mit lachendem Munde, aber seine Augen blickten sehr ernst. Auch Adelheid lachte, als sie antwortete: „Nein, noch nicht!" aber auch sie meinte es ernst.

„Warum nicht?"

„Mir ist immer noch so, als ob ein unerhörtes Glück auf mich wartete. Diese Empfindung ist albern, ich gebe es zu, denn es giebt für einen selbstbewußten Menschen kein Glück, weder auf Erden noch im Himmel, aber ich kann sie nicht loswerden. Ist man todt, so ist Alles aus und zu Ende. Denken Sie sich, daß wir uns ersäufen und das lang erwartete Glück kommt dann endlich nach Behrslappen und klopft an die Thüre. Mein Mann steckt das fleischige Gesicht zum Kappfenster hinaus, zwinkert mit den Aeuglein und fragt: Was giebt es? Ich bin das Glück und komme zu Deiner Frau, ist die Antwort. Die ist, Gott sei Dank, todt, sagt er mit seiner fetten Stimme und schlägt das Fenster zu."

Schweinsberg lachte.

„Ich bin noch nicht zu Ende," fuhr Adelheid fort. „Er schlägt also das Fenster zu, aber er macht die Thüre auf und nöthigt das Glück herein. Was soll ich da? fragt das Glück, sie ist ja todt! Das thut Nichts, sagt mein Mann, aber da ist mein Lebrecht, dem werden einmal alle Güter am Flusse gehören von Stadt zu Stadt, und Aarburg wird er in billiger Arrende haben. Komm zu dem. Was soll ich bei dem Jungen? sagt das Glück und läuft die Stufen hinunter; aber mein Mann läuft hinter ihm her und erwischt es. Nun ist es da — und ich bin todt! Es wäre doch abscheulich, wenn es so käme."

Sie fuhren nun rasch zu und erreichten bald das Pastorat. Sie waren dort Beide die Liebenswürdigkeit in Person, aber sie, oder wenigstens Schweinsberg, machten trotzdem in der Hauptsache Fiasko. Schweinsberg hatte Madeleinen einen Blumenstrauß mitgebracht, den er für sie aus Parkhof geholt hatte, und den er ihr als einen Gruß aus der Heimath überreichte. Sie nahm den Strauß zwar entgegen, sah aber dabei weder den Geber noch die Gabe an, und dankte mit einer so kurzen Verbeugung, daß man wohl sah, wie wenig Freude sie über den Strauß empfand. Der Baron ließ übrigens seinen Verdruß nicht merken und unterhielt die ganze Gesellschaft in seiner Weise durch allerlei Possen und Schnurren. Vor Ablauf einer Stunde war er mit dem Pastor und dem Großvater so bekannt, als ob sie einen Scheffel Salz mit einander verzehrt hätten; er ließ sich vom Pastor über den Kirchthurm berichten und vom Großvater die Tauben und Bienen zeigen. In beiden Fällen legte er nur sehr oberflächliche Kenntnisse an den Tag, aber er verstand es, so hübsch auf die Gedanken und die ganze Art der Beiden einzugehen, daß er sie, für den Augenblick wenigstens, ganz und gar bezauberte.

Während der Baron mit den Herren Garten und Hof durchwanderte, blieben die Damen auf ihren Sitzen unter den Linden und Adelheid hatte ihren hellen Aerger über den kühlen Empfang, der ihr von Seiten der Cousine zu Theil wurde. Sie hatte Lelia als vornehme Frau imponiren wollen und hatte daher, als sie aus dem Wagen stieg, sich damit begnügt, ihr die Hand zu reichen und sie mit einem herablassenden: „Guten Abend, liebe Lelia, ich freue mich, Dich zu sehen," zu begrüßen, sie fand aber zu ihrer Ueberraschung, daß Lelia dadurch weder verwirrt noch betrübt wurde, sondern Alles ganz in der Ordnung zu finden schien. Sie nahm die Hand, die Adelheid ihr hinreichte, und sah ihr aus ihren klaren Augen so ruhig in's Gesicht, als ob sie sich nie näher gestanden hätten.

„Du wirst unserem kranken Gast durch Dein Kommen eine große Freude bereiten," sagte sie. Adelheid biß sich zornig auf die Lippen und wandte sich zu den Balteville's, die sie auf's Herzlichste begrüßten.

Als sie so zusammen unter den Linden saßen und plauderten, blickte Adelheid, die sich scheinbar ganz und gar nicht mit Lelia be-

schäftigte, wenn sie sich unbemerkt glaubte, mit zorniger Verwunderung zu ihr hinüber. Wo hatte das Kind des Waldes die überlegene Ruhe in ihrem Benehmen her? Lelia war durchaus die Hausfrau, und so manche Dame, die ihr Lebtag in Sammet und Seide einhergegangen und in gefüllten Salons präsidirt hatte, hätte viel darum gegeben, die Honneurs mit so viel Takt und Anmuth machen zu können, wie sie. Sie war gegen Alle liebenswürdig und freundlich, aber Jedermann merkte doch heraus, daß sie die Balteville's als ihre eigenen, die Anderen nur als Gäste ihrer Gäste betrachtete. Adelheid bemerkte auch, daß Lelia ein sehr hübsches Mädchen geworden war; hoch und schlank gewachsen, hatte sie einen ungemein zarten Körper, dunkelbraunes, sehr reiches Haar und vor Allem hellbraune, wunderbar ruhig und klar blickende Augen. Mit Ausnahme der Nase hatte sie ganz und gar nichts, was an die Eichenstamms erinnerte, aber trotzdem hätte ein geübter Physiognomiker sich vielleicht dahin entschieden, daß sie an Energie und Entschlossenheit keiner Eichenstamm auch nur um ein Haar breit nachgab, daß sie dieselben aber an Ruhe und angeborenem Gleichgewichte der Empfindungen sammt und sonders übertraf.

„Vetter Heinrich ist wohl oft Euer Gast?" fragte Adelheid plötzlich und wandte sich zu Lelia.

Adelheid wußte sehr gut, daß Heinz bei Gelegenheit des Unfalls, der ihn und Horace betroffen hatte, zuerst in's Pastorat gekommen war und sie fragte nur, um sich zu vergewissern, wie Lelia zu ihm stand. Lelia, die ihre Absicht errieth, erröthete, und da sie sich über ihr Erröthen ärgerte, erröthete sie nur noch mehr.

„Nein," erwiderte sie. „Er ist erst jetzt in unser Haus gekommen, aber ich hoffe," fügte sie hinzu, „daß er von nun ab häufiger kommen wird."

Adelheid lachte in ihrer kurzen Weise. „Diese Hoffnung dürfte sich als trügerisch erweisen," rief sie spöttisch, „unser Vetter ist jetzt ganz Einsiedler."

„Wenn es Ihnen, mein Fräulein gelänge," sagte Horace, „ihn wieder für den menschlichen Umgang zu gewinnen, so würden Sie sich um uns Alle ein großes Verdienst erwerben. Wir haben ihn ja Alle so herzlich lieb und bedauern sehr, daß er sich so ganz zurückzieht."

„Ich weiß nicht, welche Gründe meinen Vetter dazu veranlassen, mit Niemandem zu verkehren," versetzte Lelia; „aber ich zweifle nicht daran, daß dieselben wohlbegründet sind und kann daher nicht glauben, daß ich irgend etwas dazu thun kann, ihn zu veranlassen, sein Verhalten aufzugeben."

„Er war immer ein Querkopf," sagte Adelheid leichthin.

Lelia wußte sehr wohl, daß Adelheid es darauf anfetzte, sie zu reizen und sie wußte auch weshalb; aber ihr Stolz bäumte sich dagegen auf, den abwesenden Vetter deshalb nicht zu vertheidigen, weil ihre Worte falsch aufgefaßt werden konnten.

„Ich weiß nicht, wann Du ihn als solchen kennen gelernt hast," sagte sie, „mir ist er nie so erschienen."

„Sie liebt ihn," dachte Adelheid, „das ist klar," und sie fühlte, wie der alte Haß gegen Lelia wieder hell in ihr aufloderte.

„Nun, nun," rief sie höhnisch, „Du brauchst Dich deshalb nicht so zu ereifern. Wenn er nichts Schlimmeres wäre, als ein Querkopf, so könnte man es sich gefallen lassen."

„Aber, gnädige Frau," rief Horace erschreckt, „wie können Sie so von Heinz sprechen?"

„Sie scherzen, Adelheid," rief Frau von Balteville, „Sie scherzen."

„Durchaus nicht," erwiderte Adelheid, „ich scherze ganz und gar nicht. Ich habe eine außerordentlich geringe Meinung vom Endhöffchen und ich habe Ihnen gegenüber ja auch nie ein Geheimniß daraus gemacht."

„Ich glaube, daß man so allgemein gestellte Vorwürfe nicht aussprechen sollte," sagte Lelia sehr erregt, „Du verdächtigst Heinzens Ehre."

„Ja, das thue ich. Ich thue das natürlich nicht im Geheimen und hinter seinem Rücken, sonst würde ich meine Vorwürfe nicht unter seinen Freunden und Verehrern aussprechen, ich bin durchaus darauf gefaßt, daß meine Worte ihm brühwarm hinterbracht werden, trotzdem sage ich offen und gerade heraus: An Herrn Eichenstamms Ehre ist nichts mehr zu verderben, weil er keine hat."

Als Adelheid so sprach, war sie kreidebleich und ihre Stimme bebte. Sie war offenbar zum Aeußersten entschlossen und der Haß, der in ihr tobte, bahnte sich einen gewaltsamen Ausweg.

„Frau von Lehmhof!“ riefen Mutter und Sohn, durch Adelheids schneidige Worte erschreckt, und blickten erwartungsvoll auf Lelia.

„Das ist nicht wahr,“ rief Madeleine mit funkelnden Augen. „Das ist eine Lüge!“

„Ich weiß nicht, was Dich dazu veranlaßt, unseren Vetter so schwer zu beleidigen,“ sagte Lelia, die mühsam ihre Entrüstung beherrschte; „aber ich muß Dich bitten, wenigstens so lange Du in unserem Hause bist, es zu vermeiden, in solchen Ausdrücken von meinem Verwandten zu sprechen. Heinz möge sein, wie er wolle, er ist jedenfalls mein Vetter und ich bitte Dich, darauf Rücksicht zu nehmen. Ich will so etwas nicht hören.“

Damit stand Lelia auf und wollte sich entfernen, allein die Valtevilles traten dazwischen und während Horace Lelia zu versöhnen suchte, wandte seine Mutter sich zu Adelheid, die sich ebenfalls erhoben hatte.

„Beste Adelheid,“ rief Frau von Valteville, „ich begreife nicht, wie Sie sich so sehr vergessen können. Besinnen Sie sich auf sich selbst. Sie sind aufgeregt, die Fahrt in der heißen Luft hat Ihre Nerven angegriffen. Bleiben Sie, setzen Sie sich. Madeleine, mein Kind,“ wandte sie sich dann streng zur Tochter, „widerrufe augenblicklich, was Du gesagt hast.“

„Nein, das thue ich nicht,“ erwiderte Madeleine entschlossen. „Was Frau von Lehmhof sagte, waren eitel Lügen.“

„Madeleine! Bist Du ein Mädchen?“

„Ja, Mama,“ rief Madeleine in Thränen ausbrechend; „aber wenn die Männer solche Dinge ruhig anhören, dann müssen wir Mädchen wohl zu Männern werden.“

Adelheid hatte sich hoch aufgerichtet, ihre Augen blitzten, ihr Gesicht trug den Ausdruck unsäglichen Hochmuths.

„Bemühen Sie sich nicht, Frau von Valteville,“ sagte sie verächtlich, „ein Kind kann mich nicht beleidigen. Horace,“ fügte sie hinzu, „Sie sind wohl so freundlich, unseren Kutscher aufzusuchen und den Baron herbeizurufen.“

Damit wandte sie sich um und ging langsam der Veranda zu.

Horace war außer sich. Solch eine Scene war ihm in innerster Seele unverständlich und verhaßt, und voll Verwunderung über den

Ausdruck wilden, leidenschaftlichen Hasses, dessen Zeuge er eben gewesen war, vergaß er, daß seinem geliebten Heinz so schwere Beleidigungen zugefügt waren. Daß nun gar auch noch die Schwester so energisch auftrat, verwirrte ihn vollständig. Er eilte von Lelia zu Adelheid und beschwor sie, es nicht zu einem Eclat kommen zu lassen; aber er bewies dadurch nur, daß er sich schlecht auf eine Natur wie die ihrige verstand. Ohne ihm ein Wort zu erwidern, schlug Adelheid, während er neben ihr herging und eifrig in sie hineinsprach, den Weg zum Stalle ein und befahl dem herbeieilenden Kutscher, sogleich anzuspannen.

Vor dem Stalle lag ein großer Haufen Strauch und vor demselben stand ein Klotz, um das Holz darauf zu spalten. Auf den setzte sich Adelheid und wartete.

In diesem Augenblicke betraten die Herren, die aus dem Garten kamen, den Hofplatz. Es war ein wunderlicher Anblick, der sich ihnen darbot.

Vor der Bank unter den Linden standen Frau Amanda und ihre Tochter. Die Letztere weinte heftig, während Erstere ihr zornig zuredete; links saß Adelheid auf dem Klotze und zeichnete mit dem Stiele ihres Sonnenschirmes Figuren in den Sägestaub zu ihren Füßen, während Horace mit den lebhaftesten Geberden sie darum bat, der Scene ein Ende zu machen; Lelia war nirgends zu sehen.

„Was ist denn das?" fragte Schweinsberg verwundert und wandte sich gegen den Pastor um, „warum weint Fräulein Madeleine? Und warum werden die Pferde aus dem Stalle geführt?" fügte er mit steigender Verwunderung hinzu.

Er eilte rasch auf Adelheid zu. „Was giebt es?" fragte er, als er sie erreicht hatte.

Adelheid erhob sich. „Es freut mich, daß Sie gekommen sind," sagte sie. „Wir müssen sogleich fortfahren."

„Aber warum denn?"

„Ich will Ihnen das später erzählen," sagte sie.

„Wie? Was? Wegfahren? Warum wegfahren?" rief der Doctor.

„Sie sind doch nicht etwa erkrankt, gnädige Frau?" fragte der Pastor besorgt.

Der Großvater, der Böses ahnte, verließ die Gruppe und eilte, seine Enkelin aufzusuchen. Der Baron blickte lächelnd auf Adelheid.

„Schade," sagte er, „ich wäre gern noch etwas geblieben, indessen, ich stehe zur Verfügung."

„Kommen Sie, der Kutscher wird uns einholen," sagte Adelheid und nahm seinen Arm.

„Sogleich," erwiderte der Baron, machte sich auf einen Augenblick von ihr los und trat auf den Pastor zu.

„Entschuldigen Sie, lieber Herr Pastor, daß ich Sie so rasch und ohne Umstände verlasse; aber Frauendienst geht, wie Sie wissen werden, vor Herrendienst."

Damit schüttelte er dem Pastor, der völlig verdutzt dastand, und dem Doctor, dem es just so ging, die Hände, schlug Horace vertraulich auf die Schulter und eilte dann auf Frau Amanda und ihre Tochter zu. Er hatte im Augenblicke durchschaut, daß Adelheids Leidenschaftlichkeit hier eine fatale Scene herbeigeführt hatte, aber das trübte seine heitere Stimmung durchaus nicht.

„Pardon, wenn ich störe," rief er, indem er Frau Amanda zum Abschiede die Hand reichte, „allein obgleich ich mitten in der Bataille bin, kann ich doch nicht von Ihnen ohne Abschied scheiden. Adieu, meine gnädige Frau, adieu, mein Fräulein! Auf Wiedersehen unter friedlicheren Verhältnissen!"

„Bester Baron," begann Frau Amanda, „Sie wissen —"

„Pardon, wenn ich Sie nicht zu Ende höre, meine gnädige Frau," rief der Baron lachend, „aber wir stehen heute, wie es scheint, unter verschiedenen und zwar feindlichen Bannern und da darf ich Sie nicht hören. Auf Wiedersehen in Parkhof!"

Damit sprang er davon, hinter Adelheid her, die bereits die Hecken, die den Hof einschlossen, verlassen und den zur Landstraße führenden Weg betreten hatte.

„Wohin gehen Sie eigentlich?" fragte er, als er sie eingeholt hatte, im Tone großer Heiterkeit.

„Wie so?" fragte Adelheid.

„Sie sind falsch gegangen, meine Liebe," versetzte er, „wir müssen links gehen."

Adelheid kehrte schweigend um.

„Kann ich Ihnen meinen Arm zur Verfügung stellen?"

Adelheid nahm den dargebotenen Arm an und Beide schritten rasch vorwärts.

„Wir bewegen uns in einem schändlich ungemüthlichen Tempo," sagte der Baron nach einer Weile, „aber wie Gott will."

Adelheid blickte ihn zornig an. Sein von zahllosen großen und kleinen Narben zerfetztes Gesicht zeigte nicht die Spur von Theilnahme. Er sah außerordentlich vergnügt aus.

„Sie haben gut lustig sein," knirrschte sie.

„Natürlich," antwortete er, „natürlich, wie der Doctor sagen würde. Warum soll ich nicht lustig sein? Erstens war es dort im Pastorate sehr amüsant, denn der alte Bauer ist ein lieber Kerl und der Pastor keineswegs einfältig; dann habe ich wieder einmal ein recht hübsches, anmuthiges Kindchen gesehen, nämlich Ihre Cousine, und endlich schloß die Vorstellung mit einem großen Scandal, wie sich's gehört. Warum soll ich da nicht lustig sein?"

„Otto, ich bin tödlich beleidigt."

„Was Tausend! Tödlich sagen Sie?"

„Ich spreche im Ernste."

„Das brauchen Sie nicht hinzuzufügen, meine Liebe, das würde man Ihnen, wenn die Luft nicht so voll Rauch wäre, auf eine halbe Meile ansehen."

Dann stimmte der Baron mit lauter Stimme an: „Nur immer langsam voran," ꝛc.

„Schweigen Sie!" rief Adelheid zornig und schüttelte mit beiden Händen seinen Arm, „schweigen Sie!"

„Sie müssen nicht so drücken, Adelheid," sagte der Baron gutmüthig, „das thut weh. Was war denn da eigentlich los?"

„Ich sagte es Ihnen schon. Ich wurde tödlich beleidigt."

„Ja, das weiß ich, aber da der Schuldige jedenfalls in einem Unterrocke durch's Leben wandelt, so bin ich nicht in der Lage, Sie zu rächen."

Adelheid faßte sich mühsam. So aufgeregt sie auch war, so sah sie doch ein, daß der Baron nicht in der Stimmung war, auf ein ernsthaftes Gespräch einzugehen, und sobald sie etwas zu sich kam,

erkannte sie, daß sie bereits eine große Thorheit begangen hatte und daß sie im Begriffe gewesen war, eine noch größere zu begehen.

„Worin bestand denn die tödliche Beleidigung?“ fragte der Baron weiter.

„Einerlei,“ erwiderte Adelheid, „das sind alte Geschichten; wir wollen nicht mehr davon sprechen.“

„Mir auch recht,“ meinte der Baron. „Ganz wie Sie wollen, meine Liebe. Wissen Sie, was mir zu Hause fehlt? Ein Taubenschlag! Ich muß mir durchaus einen Taubenschlag einrichten.“

Der Wagen holte sie ein und sie fuhren weiter. Der Baron machte sehr angeregte Conversation und entwarf einen genauen Plan für die Anlage eines großartigen Taubenschlages. Dann sprach er etwas zu den Pferden und lobte dann wieder Lelia's Anmuth.

Der eigentliche, ihm selbst unbewußte Grund seiner großen Heiterkeit war der Umstand, daß er auf diese Weise von der Nothwendigkeit, Madeleinen den Hof machen zu müssen, losgekommen war. Die Lust an jeder Art Scandal und Scenen kam freilich noch dazu.

Gegenüber dem Kreuz.

Der Großvater suchte unterdessen überall nach Lelia, ohne sie finden zu können, bis ihm endlich eines der Kinder sagte, daß sie sich auf sein Zimmer begeben habe. Als er eintrat, flog sie ihm entgegen. „Das war eine abscheuliche Scene," sagte sie, indem sie ihren Kopf an seine Brust drückte, „aber ich konnte nicht anders."

„Was gab es denn?" fragte der Großvater, indem er ihren Kopf aufrichtete, so daß sie ihm in die Augen sah.

„Großvater," sagte sie, „Adelheid nannte Heinz ehrlos. Durfte ich mir das gefallen lassen?"

„Nein, mein Kind, und es war recht, daß Du ihn in Schutz nahmst, aber ich hoffe, daß Du Dich darauf beschränktest, den Angriff zurückzuweisen."

„Gewiß, Großvater. Mir war heiß genug zu Muthe, aber ich sagte weiter nichts, als daß ich sie bitten müsse, Ihre Ansichten, wenn sie so beleidigender Natur seien, für sich zu behalten."

„Nun, und war das die einzige Veranlassung zu ihrem plötzlichen Aufbruche?"

„Nein, Madeleine sagte, daß Adelheids Behauptung eine Lüge sei."

Der Großvater schüttelte nachdenklich den Kopf. „Gottlob, daß sie weg sind!" sagte er endlich.

„Ja, da stimme ich von Herzen ein," rief Lelia. „Und nun Großvater, die Moral: Habe ich Unrecht gethan?"

„Nein, mein Kind, aber Du hättest vielleicht eine noch sanftere Form wählen können. Du hättest sie bei Seite nehmen und ihr dann Vorwürfe machen können."

„Nein!" rief Lelia, „nein! Sie hat ihn ja vor all' den fremden Leuten beleidigt. Da mußte ich den Angriff auch vor allen Menschen zurückweisen!

„Ja, das ist freilich wahr."

„Also, wie steht es mit der Moral?"

Der Großvater lächelte. „Du fragst gar nicht darnach, ob sie mit ihren Vorwürfen nicht am Ende recht hatte."

Lelia lachte.

„Nein, Großvater, darnach frage ich natürlich ganz und gar nicht."

Dann eilte sie davon. Die letzte Bemerkung des Alten hatte ihr die gewohnte Fröhlichkeit wiedergegeben. Heinz — ehrlos, es war doch eigentlich nur lächerlich und weiter nichts.

Unten fand sie Alles in der größten Aufregung. Madeleine und Frau Amanda hatten sich zurückgezogen, der Doctor, der Pastor und Horace saßen unter den Linden und besprachen eifrig den Vorgang. Horace hatte jetzt Zeit gefunden, sich darauf zu besinnen, daß es eigentlich seine Sache gewesen wäre, für den Freund einzutreten und er war nachträglich sehr empört über Adelheid. Lelia's entschlossenes und energisches Auftreten hatte ihm unendlich imponirt und er war sehr stolz auf seine Pflegerin. Als Lelia sich zu ihnen setzte, tadelte er Adelheid heftig, aber Lelia selbst nahm sie in Schutz. „Wir wollen nicht weiter davon sprechen," sagte sie. „Die arme Frau mag in ihren unglücklichen Verhältnissen den Maßstab für Recht und Unrecht verloren haben. Außerdem bestehen zwischen ihr und meinem Vetter alte Mißhelligkeiten und der Tag ist heiß."

„Sehr gut, natürlich," rief der Doctor. „Alte Mißhelligkeiten! Sehr gut! Sehr alte Mißhelligkeiten! So von Heinz zu sprechen! Unbegreiflich! Natürlich."

Am folgenden Tage fuhren Frau von Balteville und Madeleine fort. Erstere behauptete, zu Hause ein wenig nach dem Rechten sehen zu müssen, der wahre Grund aber war die Absicht, sich möglichst bald mit Adelheid, die sie zur Förderung ihrer Heirathspläne nicht entbehren zu können glaubte, zu versöhnen. Horace, von dem der Doctor, auf dessen inständiges Bitten, erklärt hatte, daß er wenigstens noch acht Tage im Pastorate bleiben müsse, blieb denn auch und sollte von Frau von Balteville in Person abgeholt werden.

Frau von Balteville's Bemühungen wurden mit vollständigem Erfolge gekrönt; Adelheid erwies sich als überraschend nachgiebig und versöhnlich und Madeleine mußte dem Drängen der Mutter in soweit

Folge leisten, daß sie erklärte: sie bedaure es, so herbe Worte gebraucht zu haben.

Horace verlebte die nächsten Tage wie im Paradiese. Das Gefühl der wiederkehrenden Gesundheit, das schöne Wetter und mehr als das, die Liebe zu Lelia machten ihn überglücklich. Die letztere erschien ihm durchaus hoffnungsvoll. Lelia war gegen ihn überaus liebenswürdig und leistete ihm Gesellschaft, soweit es ihre Zeit irgend erlaubte. Sie gestattete ihm, ihr bei ihren kleinen wirthschaftlichen Arbeiten zur Hand zu sein und hörte es gern, wenn er ihr in seiner etwas weitschweifigen Weise von seinen Reisen erzählte.

Wenn übrigens doch noch hin und wieder Zweifel in ihm aufstiegen, ob er sich nicht täusche, so mußten diese völlig schwinden, als Heinz eines Tages in's Pastorat kam. Sie war auch gegen diesen freundlich, aber Horace bemerkte doch, daß sie ihm gegenüber sich offenbar viel unbefangener und heiterer zeigte. Auch Heinz entging dies nicht, aber er ließ sich nichts merken, ja, als Horace ihn gelegentlich bei Seite nahm und ihm von seiner Liebe und seinen Erfolgen erzählte, schüttelte er ihm kräftig die Hand und beglückwünschte ihn.

Eines Abends, es war der letzte, den Horace als ständiger Gast im Pastorate zubringen sollte, unternahmen Lelia, die Kinder und er einen Spaziergang in eine benachbarte Buschwächterei, um dort zum folgenden Tage ein Gespann zu miethen. Die Pferde des Pastors waren nämlich beschäftigt und Haroce, der den Kindern eine Ausfahrt versprochen hatte, wollte ihnen im Gesinde dazu verhelfen.

Sie gingen auf einem schmalen Pfade dahin, der sich durch dichtes Unterholz hinzog. Die Kinder sprangen bald rechts, bald links in den Wald, um nach den ersten Schwämmen zu sehen, Lelia und Horace gingen langsam hinter ihnen her.

Lelia erzählte unterdessen ihrem Begleiter eine jener traurigen Dorfgeschichten, wie sie sich so oft im Bauernleben abspielen, eine jener Geschichten, in denen das Mädchen eines armen Knechtes Tochter, der Jüngling Erbe eines reichen Wirthes ist. Die Begebenheit, von der Lelia sprach und die vor einigen Wochen die ganze Gemeinde in Aufregung versetzt hatte, war ungewöhnlich tragisch verlaufen. Als

das Mädchen sich von dem schwachen Bräutigam verlassen sah, hatte sie in einem tiefen Brunnen ihrem Leben ein Ende gemacht.

Lelia verstand sehr lebhaft und anschaulich zu erzählen und Horace gerieth in Feuer und Flammen.

„Welch' eine Schwäche," rief er, „gehört dazu, sich in solcher Weise tyrannisiren zu lassen! Welch' eine Feigheit."

„Sagen Sie das nicht," meinte Lelia, „wenn Ihnen der Vater des Bräutigams bekannt wäre, so hätten Sie vielleicht auch Bedenken getragen, ihm zu widersprechen. Er ist ein Mann, dem man Alles zutrauen kann."

„O, mein Fräulein," rief Horace, „wie wenig kennen Sie mich! Der Mann lebt nicht, den ich in solch' einem Falle fürchten würde. Was heißt überhaupt sich fürchten? Und wenn er ein Drache wäre, ich würde muthig vor ihn hingetreten sein."

„Nun," meinte Lelia lächelnd, „ein Drache mag in solchem Fall auch nicht so gefährlich sein, wie ein Vater."

„Und wenn er zehnmal mein Vater wäre, ich würde dennoch mein Recht behaupten. Schlagen wir doch oft genug unser Leben in viel weniger wichtigen Fällen in die Schanze."

Sie hatten sich unterdessen der Buschwächterei bis auf wenige hundert Schritte genähert. Dort, wo der Wald aufhörte, blieb Lelia stehen, um bei den Kindern zu bleiben, denn da im Gesinde der Scharlach herrschte, so durften diese nicht mit hinein.

Sie setzte sich also mit ihren Kleinen auf einen Baumstumpf und versprach Horace zu erwarten.

Dieser schritt allein auf das Gesinde zu. Ihm war nicht ganz wohl dabei zu Muthe, denn wenn er schon ohnehin ängstlicher und zaghafter Natur war, so hatte er vor Hunden doch eine ganz besondere Scheu. Nun wußte er aber, daß in einer Buschwächterei ohne Zweifel Hunde, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach große Hunde waren. So wurde ihm denn bei jedem Schritte, den er that, das Herz schwerer. Er ging immer langsamer und immer leiser, plötzlich blieb er stehen und kehrte um. Er mußte doch noch einen Versuch machen, den unüberlegten, fatalen Gang loszuwerden.

„Was giebt's?" fragte Lelia, als er zurückkehrte.

„Mir fiel ein," sagte Horace mit beklommener Stimme, „daß

es doch eigentlich leichtsinnig wäre, wenn wir Wagen und Pferde aus der Buschwächterei nehmen. Die Kinder könnten am Ende doch angesteckt werden."

Lelia, der sein wunderliches Wesen auffiel, die den Grund aber natürlich nicht errathen konnte, entgegnete harmlos:

„O, das haben wir wohl nicht zu befürchten."

Die Kinder, die bei der Aussicht, das versprochene Vergnügen am Ende nicht zu Stande kommen zu sehen, in lautes Klagen ausbrachen, bestürmten Horace, sich durch seine Besorgniß nicht abhalten zu lassen. So blieb ihm denn Nichts übrig, als wieder umzukehren. Er hatte die Sache nur noch schlimmer gemacht, denn die Kinder, die sich bisher um Lelia geschaart hatten, standen jetzt am Waldrande und sahen ihm voll Erwartung nach. Horace nahm sich zusammen, so viel er konnte. Er sagte sich, daß nicht alle Hunde bissig seien; daß man bissige Hunde schwerlich frei herumlaufen lassen würde; daß es für ihn kein Zurück mehr gab, wenn er nicht in Lelia's Augen als ein zaghafter Feigling erscheinen wollte, aber seine angeborene Hasenherzigkeit war so groß, daß alle diese Erwägungen nur sehr wenig verschlugen.

Als er sich dem Gesinde bis auf etwa zehn Schritte genähert hatte, schlug richtig ein Hund an. Es mußte ein großes Thier sein, wenigstens hatte es eine gewaltige Baßstimme und Horace fühlte, wie ihm das Herz stille stand. Gleich darauf sprang denn auch ein großer Köter über den niedrigen Zaun und stürzte auf Horace zu. Anstatt nun, ohne sich um das Thier weiter zu bekümmern, seinen Weg ruhig zu verfolgen, in welchem Falle der Hund sich ohne Zweifel bald beruhigt hätte, blieb Horace stehen und schlug mit seinem Spazierstöckchen wie ein Rasender um sich. Das Thier, dadurch gereizt, fuhr nun erst recht auf ihn los und erfaßte mit den Zähnen sein Beinkleid, aber Horace, der im Gesinde nirgend einen Menschen gewahr wurde und dem die Angst alle Besinnung raubte, meinte einen heftigen Schmerz zu empfinden, und stieß daher einen so gellenden Schrei aus, daß der an und für sich keineswegs bösartige Hund fast ebenso sehr erschrak, als Horace, diesen fahren ließ und ein paar Schritte weit davon lief. Dann freilich kehrte er wieder um und bellte wie toll.

Lelia, die Horacens Schrei gehört hatte und nicht anders glauben konnte, als daß er von dem Thiere stark verletzt worden und daß dieses toll geworden sei, denn sie kannte es als einen sanften Hund, befahl den sich ängstlich um sie drängenden Kindern zurückzubleiben und sich im dichten Unterholze zu verbergen, ergriff selbst den ersten besten Zweig, der am Boden lag und eilte so rasch sie konnte, dem Angegriffenen, der wie ein Unsinniger mit den Füßen nach allen Richtungen hin ausschlug, zu Hilfe. Ehe sie ihn aber erreichen konnte, war bereits die Frau des Buschwächters, durch das rasende Bellen des Hundes aufmerksam geworden, auf der Schwelle des Hauses erschienen und hatte das Thier zurückgerufen. Lelia, die aus dem Gehorsam des Hundes schloß, daß derselbe nicht toll sein könne, aber immer noch annahm, daß Horace etwas Unerhörtes begegnet sein müsse, ließ den Zweig, den sie in der Hand hatte, fallen und fragte, indem sie ihre Rechte auf ihre, vom schnellen Laufen noch heftig wogende Brust legte, was geschehen sei.

„Der Hund," stotterte Horace und sah auf sein Beinkleid, auf dem aber zu seinem Erschrecken weder Blut, noch sonstige Spuren einer Verletzung sichtbar waren.

„Was war es mit dem Hunde?" fragte Lelia, noch immer athemlos und sah ihn gespannt an.

„Ich glaube — er wollte mich beißen!"

Lelia flog der Gedanke durch den Kopf, der junge Mann könne am Ende aus lauter Furcht vor dem Hunde geschrieen haben, aber das war doch gar zu unwahrscheinlich.

„Was befürchteten Sie?" fragte sie ihn.

„Ich dachte, ich fürchtete — er sah so böse aus!"

Horace wollte vor Scham über seine Furchtsamkeit in die Erde sinken.

Lelia wußte jetzt, woran sie war, aber ihre Gutmüthigkeit bewirkte, daß sie Horace gegenüber nur das größte Mitleid empfand. Wie unerträglich mußte es für einen Mann sein, sich so von der lächerlichsten Furcht beherrschen zu lassen!

„Ich finde Ihre Besorgniß sehr natürlich," sagte sie, „denn in dieser Zeit kann man bei keinem Thiere davor sicher sein, daß es nicht etwa toll geworden ist."

Das war ein rettender Gedanke und Horace eilte, sich seiner zu bemächtigen.

„Ja wohl," sagte er, „das Thier sah so unheimlich aus — und es ließ den Schwanz so hängen, da dachte ich, es wäre toll."

„Ja," meinte Lelia, „es war natürlich, daß Sie den Hund für toll hielten, er läßt allerdings den Schweif hängen."

Es wurde nun mit der Wirthin das Nöthige verabredet und Horace hatte Zeit, sich unterdessen von seinem Schreck zu erholen. Zugleich wurde er sich aber auch dessen bewußt, wie hochherzig sich das junge Mädchen benommen hatte, und er dankte ihr, als sie heim gingen, aus bewegtem Herzen. Lelia lehnte jeden Dank ab. „Ich konnte doch nicht ruhig ansehen, daß Sie von dem tollen Thiere gebissen würden," sagte sie, und als er ihr über ihren Muth Complimente machte, behauptete sie, sehr hasenherzig zu sein und erzählte einige Geschichten aus ihrem Leben, in denen sie sich recht furchtsam benommen hatte. Sie erzählte sie, um dadurch Horacen's Furchtsamkeit als etwas Gewöhnliches und Natürliches erscheinen zu lassen, sie waren aber auch wahr, denn Lelia war von Natur eher furchtsam als muthig.

Als sich im Walde die Kinder wieder zu ihnen fanden, fragte das eine: „Aber Onkel Horace, warum schriest Du denn so schrecklich?"

Horace wurde über und über roth, aber Lelia kam ihm zu Hilfe und erzählte, daß der Herr den Hund für toll gehalten habe. Darüber erschraken nun wieder die Kinder und konnten nur mit Mühe beruhigt werden.

Als die Gruppe im Walde verschwunden war, richtete sich eine hohe Gestalt, die bisher im Dickicht verborgen gelegen hatte, langsam auf und entfernte sich nach der entgegengesetzten Richtung. Dieser Mann war Heinz, der ein unbemerkter Zeuge der ganzen Scene gewesen war. Er ging jetzt oft in der Gegend des Pastorats auf die Birkhühnerjagd, und Weinthal bemerkte mit der größten Verwunderung, daß sein Herr jetzt so weite Jagdexcursionen unternahm.

Heinz war gerade auf das Pastorat zugegangen, als er die Kinderstimmen hörte und einem unwillkürlichen Antriebe folgend, verbarg er sich rasch in der Schonung und hielt seinen Hund nieder.

Von seinem Platz aus hatte er die ganze Scene deutlich übersehen können, allein da er mit seines Freundes Charakter besser bekannt war, als Lelia, so hatte er bis zu ihrem Einschreiten die Sache nur von der lustigen Seite aufgefaßt. Als er Lelia auf Horace zueilen sah, hatte er freilich rasch beide Hähne gespannt, um, falls der Hund auch sie anfiele, schlimmsten Falls einschreiten zu können; allein er hatte bald gesehen, daß ihr keine Gefahr drohte und die Flinte wieder fortgelegt.

Als er sich jetzt erhob, blickte er finster vor sich hin. Er wußte jetzt, daß sie Horace liebte. Wohlan, er konnte sich für seinen Freund nur freuen, und er gab sich alle Mühe es zu thun, aber es wollte ihm doch nicht recht gelingen. Er hatte Horace herzlich lieb und es berührte ihn unangenehm, daß er in diesem Augenblicke mit einer Art Verachtung an sein feiges Benehmen dachte. „Körperliche Furchtsamkeit ist keine Schande," murmelte er, während er durch den Wald dahin schritt und die hohen Farrenkräuter niedertrat, „sie kann mit großem moralischem Muthe verbunden sein." Aber trotzdem erschien ihm heute der Freund nach allen Richtungen hin in einem ungünstigen Lichte. Eigentlich ist er doch ein höchst unbedeutender, wenn auch guter und lieber Mensch, dachte er, aber er zürnte über seine eigenen Gedanken.

Als ihn Horace nach einigen Tagen besuchte und, während sie um die Felder gingen, voll Entzücken von seinem Liebesglücke sprach, kam ihnen dieser Gedanke immer und immer wieder, und er bemühte sich vergebens, ihn zu bannen.

Sie gingen beide dicht an dem Flußufer auf dem schmalen Rasenstreifen, welcher das Feld vom Abhange trennte. Heinz ging voran, Horace folgte.

Horace erzählte das Abenteuer mit dem Hunde, aber er stellte es so dar, als ob dieser wirklich wie ein toller ausgesehen habe.

„Welch' eine Liebe gehört dazu," rief Horace, „um das sonst so schüchterne, ängstliche Mädchen zu bewegen, sich dem tollen Hunde so kühn entgegenzustellen. O, Heinz, ich versichere Dich, ich bin unsäglich glücklich. Ich könnte für sie sterben."

Heinz dachte an die Scene mit dem Hunde und ein Gefühl von Bitterkeit überkam ihn, aber er überwand es mannhaft.

„Mein lieber Horace," sagte er, „Gottlob, daß Du das nicht nöthig hast."

„Sage nicht Gottlob, Heinz. Sage das nicht. Wenn man liebt und geliebt wird, dann hat man den heißen Wunsch, die Geliebte möchte in irgend eine Gefahr gerathen, in recht große Gefahr, damit man sie daraus retten könne."

Heinzen war das Gespräch unendlich peinlich.

„Sieh," sagte er und wies auf das Roggenfeld hin, an dem sie jetzt hingingen, „hast Du je ein so jämmerliches Feld gesehen?"

„O mein Gott, nein. Das wird ein schrecklicher Herbst werden. Wenn ich an meine Schulden denke, so wird mir angst und bange. Meine Wechsel sind im Herbste fällig und ich weiß durchaus nicht, wie ich sie werde bezahlen können."

Heinz wandte sich um.

„Hast Du denn Schulden?" fragte er.

„O mein Gott, ja. Ich habe große Schulden."

„Aber wie bist Du denn zu ihnen gekommen?"

„Wie Du fragen kannst, lieber Heinz! Wie soll ein Landwirth in solchen Nothjahren keine Schulden haben?"

„Aber Du hattest ja im vorigen Jahre eine leidliche Ernte. Warum wandtest Du Dich nicht an Deine Mutter?"

„Lieber Heinz," erwiderte Horace und riß eine Aehre aus, „lieber Heinz, wie Du merkwürdig fragen kannst! Du weißt doch, wie die Damen sind. Sie verstehen nichts von Geschäften und sind daher, wenn von solchen die Rede ist, sehr leicht gereizt und sehr exaltirt."

„Wem bist Du das Geld schuldig?" fragte Heinz weiter.

„O, dem guten Herrn von Lehmhof. Er wird mit sich sprechen lassen. Er wird gewiß mit sich sprechen lassen."

„Wie viel bist Du ihm schuldig?"

„Eine große Summe, Heinz, eine sehr große Summe."

„Nun, wie groß ist sie doch?"

„Ich schäme mich, es zu sagen."

Heinz lächelte bitter.

„Nun?" fragte er.

„Es mögen wohl zwanzigtausend Rubel sein."

Heinz fuhr zurück.

„Aber die kannst Du doch unmöglich in die Parkhöf'sche Wirthschaft gesteckt haben?" rief er.

Horace stand über und über roth vor ihm, wie ein ertappter Schuljunge vor seinem gestrengen Herrn Präceptor und zerknitterte einen Kornhalm in den Händen.

„Ich habe gespielt!" sagte er.

„Aber warum hast Du Dich nicht an Markhausen gewandt?" fragte Heinz.

„Siehst Du, Heinz, der Markhausen hat so etwas Kaltes in seinem Wesen, so etwas Hochmüthiges. Da habe ich es nicht über's Herz gebracht, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Außerdem hoffte ich auch, mich nach der Ernte selbst aus der Affaire ziehen zu können."

Heinz ging weiter, Horace folgte ihm. Der Freund war Heinz nie so knabenhaft erschienen, als gerade heute.

„Ich bin sehr leichtsinnig gewesen, es ist wahr," fuhr Horace fort, „aber wenn erst Lelia meine Frau ist, soll Alles anders werden."

„Stelle Dir die Sache nicht zu leicht vor," sagte Heinz. „Du wirst mit Deiner Mutter einen schweren Kampf bestehen müssen und Du wirst allen Muth nöthig haben, um ihn glücklich auszufechten."

„Meinst Du?"

Heinz wandte sich um.

„Meinst Du denn das etwa nicht?" fragte er.

Horace blickte zu Boden.

„Allerdings," sagte er endlich zögernd.

„Du weißt doch, daß Deine Mutter sehnlichst wünscht, daß Du Fräulein Schweinsberg heiratheſt, wie kannſt Du da hoffen, ſie werde ſich ſo leicht darein finden, den längſt gehegten Lieblingswunſch aufzugeben?"

„Ja, meine liebe Mutter wünſcht das allerdings."

„Vergiß auch nicht," fuhr Heinz fort, „daß Du bei Schweinsbergs gewiſſermaßen ſchon engagirt biſt. Ich ſage das nicht, um Dich meiner Couſine abwendig zu machen, ſondern um Dich darauf vorzubereiten, daß Du ſie Dir wirſt erkämpfen müſſen."

„Ich danke Dir, Heinz," ſagte Horace kleinlaut. Er hatte ſich die Gedanken an die Schwierigkeiten, die ſeiner Verbindung mit Lelia im Wege ſtanden, bisher abſichtlich aus dem Sinne geſchlagen. Das Geſpräch mit Heinz führte ſie ihm wieder vor und ſie erſchienen ihm jetzt unüberwindlich. Er hatte große Thränen in den Augen, als er ſtehen blieb und ausrief:

„Ach, Heinz, ich bin ſo ſchwach, ſo unglaublich feig und ſchwach!"

Der offenherzige Ausruf rief in Heinzens Herzen die alte Liebe zum Freunde wach. „Mein lieber, guter Horace," ſagte er, indem er ihn umſchlang, „wer kann ſagen, daß er ſtark ſei, aber was immer in meinen Kräften ſteht, will ich thun, um Dir ein treuer Freund zu ſein."

Horace weinte bitterlich. „Ach, ich bin ſo jämmerlich ſchwach," wiederholte er, „und ſo feig." Er erzählte nun in tiefer Rührung die Geſchichte mit dem Hunde, wie ſie wirklich geweſen war und ſchwor hoch und theuer, es Lelia nie zu vergeſſen, daß ſie ſich erſt ſo muthig und dann wieder ſo zartfühlend benommen hatte.

„O, ich will treu zu ihr halten," rief er aus, „Nichts ſoll mich von dem herrlichen Mädchen trennen!"

Als Horace nach Hauſe geritten war und Heinz dann die nöthigen Anordnungen für den folgenden Tag getroffen hatte, ſchlug er wieder den Weg ein, den er vorhin gegangen war und ſchritt am Ufer des Fluſſes hin, bis zu der Stelle, wo ein Bach in denſelben mündete. Hier ſtand ein kleines Birkenwäldchen, an deſſen Ausgange Heinzens Lieblingsplatz war. Schräg gegenüber befand ſich die Kirche, zu der

das andere Pastorat gehörte; rechts sah man an hellen Tagen bis nach Bachhof hinauf, links bis nach Parkhof hinunter. Heute erfüllte freilich noch immer der aus den brennenden Wäldern und Mooren aufsteigende Rauch die Luft.

Die untergehende Sonne warf trotzdem eine Art Glanz auf das vergoldete Kreuz, das die Spitze des Kirchthurms krönte und es leuchtete plötzlich hell auf.

„Wer nicht sein Kreuz nimmt und folgt mir
Ist mein nicht werth und meiner Zier"

summte Heinz vor sich hin. So hatte es in einem von Anna's Lieblingsliedern geheißen. Ja, in dem Kreuz, in dem Symbole der Qual lag das Heil und darum ist es auch das Symbol des Friedens, und doch wie schwer war es, wie unsäglich schwer! Heinz liebte Lelia. Er wußte es jetzt, aber er wußte auch, daß er ihr entsagen mußte, daß sie einen Andern liebte. Seit er sie zum ersten Male wiedergesehen, hatte er keine ruhige Stunde mehr verlebt. Ein Gefühl, wie er es nie zuvor gekannt, hatte sich seiner ganz und gar bemächtigt. Eine unerträgliche Sehnsucht nach Waldhof, nach Lelia peinigte ihn, und vergeblich suchte er sich von ihr zu befreien. Er mochte auf dem Felde sein oder über den Büchern sitzen, er mochte allein oder unter den Menschen sein, diese Sehnsucht verließ ihn auch nicht auf einen Augenblick. Wenn er Abends zu Bette ging, träumte er von ihr und wenn er sich Morgens erhob, begleitete ihn ihr Bild. Er wußte jetzt, was Liebe sei, er wußte jetzt, daß er Anna nicht eigentlich geliebt hatte und jetzt erst verstand er, welche Qualen sie ausgestanden haben mußte.

Als er Lelia zum ersten Male verlassen hatte und sich des Gefühls, das ihn so plötzlich überkommen, bewußt geworden war, da war er selbst darüber erschrocken und die Hoffnung, die sich schmeichelnd an ihn gewagt hatte, die Hoffnung auf Glück, auf namenloses, unsagbares Glück, war ihm als schwere Sünde erschienen. Durfte er, der Anderer Glück herzlos zertreten hatte, selbst glücklich sein? Er hatte sich niedergeworfen vor Gott, zu dem er jetzt seit lange wieder betete, und hatte ihn angefleht, ihm den Lohn zu geben, den er verdiene. Als

er dann das nächste Mal in Waldhof gewesen war, da hatte er in Lelia's verändertem Wesen gleichsam die Antwort auf seine Bitte zu finden geglaubt. Jetzt war ihm Alles klar und er war bereit, den bittern Kelch der Sühne bis auf die Hefe zu leeren.

„Wohlan," sagte er, und erhob sich, „wohlan, ich will das Kreuz auf mich nehmen und es tragen. Ich will Zeuge, sein wie Horace und Lelia glücklich werden, und ich will das Meinige dazu thun, daß sie es werden. Ich will die schwere Last bis an's Ende tragen, aber wenn sie sich gefunden haben, dann — will ich fort von hier! Daß ich ihr Glück ruhig mit ansehe, das ist unmöglich, das kann Gott selbst nicht verlangen. Wohlan denn, Kreuz, komm', ich bin bereit."

Als Weinthal heute, während er die Fensterläden schloß, Heinz über seinen Büchern sitzen sah, da arbeitete dieser nicht mehr, um sich die Zeit angenehm zu vertreiben, sondern um sich dereinst damit das tägliche Brod erwerben zu können.

Heiße Tage.

Die Dürre hielt auch in den nächsten Tagen an und mit ihr die unerträgliche Hitze. Es war, als ob sich diese von jedem Zusammenhange mit den Sonnenstrahlen emancipirt habe, als ob sie etwas von ihnen ganz Unabhängiges geworden sei, denn die Nacht war nicht weniger hitzeerfüllt als der Tag und selbst der frühe Morgen brachte keine Kühlung. So brannten denn die Wälder fort und an jedem Tage vernichtete das Feuer, was die Natur und der Mensch in vielen Jahren langsam geschaffen hatten. Vergebens wurde das gesammte Landvolk aufgeboten, um dem Umsichgreifen des Feuers Einhalt zu thun — gelang es auch an der einen Stelle, wo ein Fluß oder eine große Heerstraße eine natürliche Vertheidigungslinie bot, es zurückzudrängen, so flammte es bald wieder an einer andern Stelle auf und zumal in den Torfmooren war jede Gegenwehr vergeblich. Niemand konnte sagen, wie es entstand — genug, es war da und verkündete in dichten Rauchwolken bei Tage und in rothem Feuerscheine bei Nacht seine verheerende Gegenwart.

Die unerträgliche Hitze, der böse Rauch, der das Athmen erschwerte, die trüben Ernteaussichten — alles dies wirkte zusammen, um den bedrängten Landwirthen die Zukunft in den schwärzesten Farben, die Gegenwart im trübesten Lichte erscheinen zu lassen. Sorgenvoll ging man umher und brachte der Nachbar oder ein wandernder Jude die Kunde, daß diesem oder jenem Gutsbesitzer oder Wirth in wenigen Tagen die gesammte Viehheerde gestürzt sei, so zuckte man nur die Achseln — man hatte sich an die Hiobsposten allgemach gewöhnt. Das letztere Unglück traf auch den Behrslappenschen. Behrslappen lag zu weit vom Flusse ab, als daß man das Vieh bis an denselben hätte treiben können und da die Brunnen ausgetrocknet waren, so hatte man die Heerde aus dem schlammigen Teiche tränken müssen. Diesem Umstande schrieb man das Unglück zu.

In einer Nacht gingen im Parkhöffchen Pastorate der Viehstall und eine Scheune in Feuer auf. Niemand wußte, wie das Feuer entstanden war. Bei der unerhörten Dürre und Hitze war Alles so ausgetrocknet, daß ein Funken aus der Pfeife eines Vorüberfahrenden, daß ein weggeworfenes Zündhölzchen genügte, um eine Feuersbrunst hervorzurufen. Es war in diesem Jahr, als ob das Feuer aus dem Boden auftauche, um gierig seine Opfer zu umzüngeln und zu verzehren. Der Verlust war in diesem Fall übrigens nicht sehr bedeutend, denn das Vieh befand sich draußen in der Hürde und die Gebäude standen leer und waren versichert.

So diente die Feuersbrunst nur dazu, Heinz und seine Verwandten wieder zusammenzubringen. Heinz, der noch über seinen Büchern gesessen hatte (er, wie die andern Menschen auf dem Lande, schliefen in diesen Wochen fast gar nicht; die Hitze ließ es nicht zu), war der Erste auf dem Brandplatz und commandirte neben dem Onkel. Als das Feuer gelöscht war, küßten sich die beiden Männer schweigend und gingen dann mit einander in das Haus. In dem Onkel versöhnte sich Heinz mit dem ganzen Geschlechte. Die Eichenstamms hatten schon seit geraumer Zeit erkannt, daß sich der alte Stamm des Zweiges Heinz nicht zu schämen brauche und sie hatten innerlich mit ihm Frieden geschlossen. Jetzt fand diese Umstimmung auch einen äußerlichen Ausdruck. Als auf die Kunde von dem Brandunglück ein großer Theil des Geschlechts sich im Parkhöffchen Pastorat einfand, blieb Heinz mitten unter ihnen. Nach Eichenstammscher Art war weder von dem früheren Zerfall, noch von der gegenwärtigen Versöhnung weiter die Rede, aber der Eine oder der Andere trat auf Heinz zu und klopfte ihm ohne alle Veranlassung mit der Hand schwer auf die Schulter und die Frauen sprachen wohl ebenfalls ohne alle Veranlassung davon, daß er seinem Vater sehr gleiche. Bei Tische kam denn von Ungefähr die Rede darauf, daß in der Familie Eichenstamm keine „verlornen Söhne" vorkämen, oder, wie man es mit localer Färbung ausdrückte: „daß in Parkhof noch nie ein Taugenichts aufgewachsen sei."

Heinz empfand es doch freudig, daß er sich nun wieder als Gleicher unter seinem Geschlechte bewegte. Die Männer und Frauen dort mit den hohen, breiten Gestalten, den großen, hellen Augen und

den kühnen, energischen Gesichtern, waren doch Bein von seinem Bein und Blut von seinem Blute, wenn er auch innerlich vielfach ein Anderer war als sie. Trotz ihres Hochmuthes, ihrer Herrschsucht und ihrer Selbstsucht, waren es doch immer Menschen, denen Niemand Achtung versagen konnte und er war jetzt so weit, daß es ihm wohlthat, wenn sie ihrerseits auch ihm mit Achtung begegneten. Der Maßstab, den sie ihrer Beurtheilung von Personen zu Grunde legten, war ein sehr einseitiger, nüchterner, aber trotzdem konnte kein Schlechter hoffen, ihnen zu gefallen.

Um die Mittagsstunde des auf das Familiendiner folgenden Tages saßen Heinz und Horace auf der kleinen Veranda des Endhöffschen Wohnhauses und nahmen ihr Mittagessen ein. Horace war schon am frühen Morgen zu Heinz gekommen und hatte ihn auf den Heuschlag begleitet. Seit er dem Freunde gebeichtet, daß er Schulden hatte, wäre er am liebsten immer bei ihm geblieben, um ihm seine fatale Lage zu klagen und mit ihm auf Abhilfe zu sinnen. Da war übrigens guter Rath theuer, denn Heinzens Mittel waren durch die hohe Pacht, die Mißjahre und die von ihm geübte ausgedehnte Wohlthätigkeit so in Anspruch genommen, daß er nicht helfen konnte. Dazu mußte er sich sagen, daß er zur Ausführung seines Planes, zur Wissenschaft zurückzukehren nämlich, einer verhältnißmäßig nicht unbedeutenden Summe bedürfen werde.

Heinz rieth, der Freund solle sich an die Mutter wenden und ihr ein offenes Geständniß ablegen, allein dazu konnte sich Horace nicht entschließen.

„Mein lieber Heinz," sagte er, indem er seine Milch mit geriebenem schwarzem Brode bestreute, „mein lieber Heinz, Du hast gut reden. Mama wird in eine fürchterliche Stimmung gerathen. Meine liebe, theure Mama kann unter Umständen sehr heftig und sehr leidenschaftlich sein."

„Ja, aber wie gedenkst Du Dir denn sonst zu helfen?"

„Das ist es eben — bitte, reiche mir den Zimmt; danke — das ist es eben. Aber ich denke, es wird gehen. Ich werde mir das Geld anderweitig verschaffen und ich werde dann arbeiten und es zurückzahlen. O, ich kann arbeiten! Ich kann arbeiten — wie — wie

ein Stier. Ich werde emsig sein, wie eine Biene, und ich werde sehr sparsam sein."

Heinz blickte forschend zum Freunde hinüber. Horace hatte sich, um seinen hellen Anzug zu schonen, die Serviette oben am Halse befestigt; sein harmloses, kindliches Gesicht zeigte großes Vergnügen an der Mahlzeit; er sah so knabenhaft aus, wie nur möglich.

„Nimm es mir nicht übel, wenn ich in Deine Illusionen störend eingreife," sagte Heinz endlich, „allein ich halte mich doch für verpflichtet, Dich zu fragen, ob Du auch schon darüber nachgedacht hast, auf welchem Felde Du Deine Arbeitskraft künftig so energisch zu verwenden gedenkst?"

Horace blickte verwirrt auf seinen Teller, allein sein gutes Glück half ihm über die Bedrängniß hinweg, indem eben jetzt der Doctor um die Ecke des Hauses bog.

Er war zu Pferde gekommen und die Freunde hatten ihn daher nicht ankommen gehört.

„Guten Morgen," rief der Doctor, indem er sich mit dem unvermeidlichen blauen Taschentuche den Schweiß vom Gesichte wischte, „guten Morgen! Das ist eine angenehme Temperatur! Natürlich! Bei Gott, eine sehr angenehme Temperatur! Der liebe Gott versieht sich, er glaubt, wir wären Loango-Neger. Aequatoriale Hitze, bei Gott! Natürlich! Guten Morgen, Heinzchen, guten Morgen, Herr von Valteville, Ihr Diener!"

„Kommen Sie hierher, Doctor," rief Horace, „setzen Sie sich hier zu mir. Wo kommen Sie her?"

„Ich? Wo ich herkomme? Puh! Ich komme aus Behrslappen her. Natürlich! Ich sage Euch, meine Herren, da ist eine Stimmung — nun — wie sieben Tage Regenwetter! Natürlich!"

„Warum denn das, Doctor?"

„Wegen des Viehes und wegen des Lebrechts! Natürlich! Das Vieh ist gestürzt und der Lebrecht kann natürlich keine Luft bekommen. Wer von uns hat denn Luft? Nun, sind wir hier nicht gesund? Haben wir hier nicht gesunde Lungen? Ja, aber haben wir deshalb Luft? Nein, Rauch haben wir! Natürlich!"

„Ist denn der Lebrecht so krank?" fragte Heinz.

„Na! Ob er krank ist! Natürlich!"

„Da ist der Behrslappensche wohl sehr unglücklich?“ bemerkte Horace.

„Sehr gut! Bei Gott, sehr gut. Sehr unglücklich ist er, natürlich! Ich gebe kein Dittchen für seinen Lebrecht! Ob er den Roggenschnitt erleben wird, weiß ich nicht; aber Kartoffeln vom Felde wird er nicht essen. Na, ganz gewiß nicht! Aber, hört einmal, Ihr Herren, wißt Ihr auch, daß auf dem Hofe ein Künstler weilt? Ein echter, rechter Künstler? Oho, natürlich!“

„Was für ein Künstler?“

„Ein Jude mit einem Panorama. Weinthal und die Leute besehen es. Was meint Ihr, wollen wir es nicht auch in Augenschein nehmen? Was? Wollen wir? Natürlich!“

Die Beiden erklärten sich lachend bereit und alle Drei begaben sich nun auf den Hof, wo „der Künstler“ sein Panorama aufgestellt und das gesammte Gesinde um sich versammelt hatte. Das Panorama stellte Jerusalem und das heilige Land dar und entlockte den staunenden Zuschauern und zumal Weinthal die seltsamsten Ausrufe.

„Was?“ rief Weinthal beim Anblicke Jerusalems, „das ist ja — hole mich dieser und jener — größer als Mitau!“

Es folgte nun eine Darstellung Golgatha's, d. h. auf einem von niedrigem Strauchwerke bedeckten Hügel standen drei hohe Kreuze.

„Was ist das?“ fragte Weinthal.

Der Künstler erklärte nun die Bedeutung des Bildes.

„Donnerwetter auch,“ rief Weinthal, „müssen da Hasen sein!“

Die Herren lachten laut und Weinthal schmunzelte behaglich.

„Ja, Hasen!“ sagte der Jude. „Die Hasen haben es in diesem Jahre noch erträglich, aber die armen Rehe! Als ich durch den M.....schen Wald kam, der gebrannt hat, fand ich die Reste von zwei Rehkälbern.“

„Hat denn der M.....sche Wald auch gebrannt?“ fragte Heinz beunruhigt.

„Jawohl,“ war die Antwort. „Der ganze Z....sche Wald brennt, drei Gesinde und die ganze Mutze-Buschwächterei sind bereits in Flammen aufgegangen und man war gestern Abend in großer Angst um die Waldhöffsche Kirche und das Waldhöffsche Pastorat.“

Horace schrie laut auf, Heinz wurde kreidebleich.

„Weinthal, lassen Sie sogleich anspannen," rief der Letztere, „oder halt, besser begleiten Sie uns."

Damit eilte er in den Stall, um selbst die Pferde anzuschirren. Horace, dem das Weinen nahe war und der vor Aufregung wie ein Espenblatt zitterte, und der Doctor folgten ihm, die um das Panorama versammelten Leute legten mit Hand an, nach kaum zehn Minuten rollten die beiden Freunde und Weinthal im schnellsten Tempo der Aarburgschen Ueberfahrt zu.

Bei Aarburg gab es Aufenthalt, denn die Fähre befand sich gerade auf der anderen Seite des Flusses und man mußte daher warten. Aengstlich blickten die Freunde nach Norden, allein die Luft war so raucherfüllt, daß man nicht wissen konnte, ob die grauen Massen am Horizonte Regen- oder Rauchwolken waren.

„Ist er nu nicht ein Dummzeug-Schmied!" rief Weinthal, der nach Aarburg hinüberblickte, über dem große Taubenschwärme kreisten.

„Sie fliegen schlecht," sagte Heinz unwillkürlich und blickte wieder nach Norden.

„Jawohl," rief Weinthal und schaute unverwandt nach den Tauben, „was versteht er denn auch von Tauben! Ach Du ein Dummzeug-Schmied!"

Man fuhr nun auf das Floß und die Freunde forschten bei dem alten Jahne nach Nachrichten aus dem Waldhöfschen. Er berichtete, daß es dort nach der Aussage einiger Bauern, die er am Morgen übergesetzt habe, sehr gefährlich aussehe. In endlosem Schwarme seien die Kronsbauern dorthin geeilt, der Hauptmann und drei Förster befänden sich auf dem Schauplatze des Waldbrandes. Trotzdem sei gestern Abend, als sich ein leichter Ostwind erhob, das Feuer über die Chaussee und bis in's P....sche getrieben. Dort zurückgeworfen, sei es in der Nacht nach Süden gegangen, habe wieder die Chaussee übersprungen und bewege sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach auf Waldhof zu.

„Zurückhalten werden sie das Feuer nicht," sagte der Alte zum Schlusse, dazu sind ihrer viel zu viel Leute. Da schreit ein Jeder und da thut Niemand etwas."

„Euer Herr hat sich ja neuerdings Tauben angeschafft," bemerkte Weinthal.

Der alte Jahne nahm mit der Linken die Pfeife, die er in den Zähnen hielt, aus dem Munde, spie in's Wasser und sagte spöttisch:

„Jawohl, und noch dazu gleich ein paar hundert Stück. Wir haben ja zu viel Geld und wissen daher nicht, wo wir es lassen sollen."

Die Fähre landete am anderen Ufer, der Alte öffnete den Hebebaum und der Wagen rasselte das steile Ufer hinauf.

Auf dem Wege mußten die Freunde zweimal durch Waldparcellen, die schon gebrannt hatten. Die Bäumchen in den jungen Schlägen sahen aus wie eine ungeheure Anzahl schwärzlicher Ruthen, der Boden war schwarz oder grau gefärbt, die Baumstämme in den älteren Schlägen waren geschwärzt oder lagen gar umgestürzt auf der Erde. An dieser Stelle leckte das Feuer noch vielfach unter den Stämmen hervor. Hier und da stand ein gewaltiger Baum noch ganz gerade und aufrecht da, aber seine Wurzeln brannten lichterloh und er konnte in jedem Augenblicke fallen.

Die nähere Umgebung des Pastorates war noch unversehrt, aber die Rauchwolken, die den Wald erfüllten, zeigten an, daß das Feuer nicht allzuweit entfernt sein konnte.

Als der Wagen an der Thüre des Pastorates hielt, trat Lelia rasch aus dem Hause. Als sie die Freunde gewahr wurde, bedeckte eine jähe Röthe ihr Gesicht; sie blieb einen Augenblick stehen und sah zu Boden. Dann trat sie auf die Beiden zu und reichte ihnen die Hand, Horace herzlich und warm, Heinz nur ganz flüchtig und gleichsam widerwillig.

„Wir sind gekommen, um in der Stunde der Gefahr bei Ihnen zu sein," rief Horace, „Gott sei Dank, daß wir noch zur rechten Zeit anlangten."

„Ja, wir sind in großer Gefahr," erwiderte Lelia und athmete hoch auf. „Schon zweimal, vorgestern und gestern nahm das Feuer die Richtung auf Waldhof, aber jedesmal schwenkte es schließlich doch nach links ab und ließ uns unversehrt. Sind Sie nicht durch die Brandstätte gekommen?"

„Jawohl, mein Fräulein, und Sie werden sich denken können, mit welchen Empfindungen wir sie passirten. So wie dort würde es

auch hier aussehen, wenn der Windzug ein wenig mehr von Süden her geweht hätte."

„Ach, das ist ein schreckliches Jahr, Herr von Balteville, ein böses, schreckliches Jahr!"

„Die Ihrigen sind wohl im Walde?"

„Ja, das heißt mein Onkel. Mein Großvater liegt leider krank zu Bett."

Lelia blickte, als sie das sagte, auf Heinz, als erwarte sie von ihm einen Ausruf der Besorgniß oder wenigstens eine Frage, aber dieser sah finster zu Boden. Er hatte sich ja darauf gefaßt gemacht, ansehen zu müssen, daß Lelia Horace liebte, aber er hatte sich doch nicht vorgestellt, daß es so schwer zu ertragen sein würde. Wie sie sich jetzt immer nur an Horace wandte und ihn kaum zu beachten schien, da loderte die ganze Wildheit seines Temperaments in ihm auf. Er fühlte, daß er kein Wort sprechen, daß er das Auge nicht aufschlagen durfte, er blickte finster und verschlossen vor sich nieder und war froh, daß Lelia ihn nicht anredete.

„Wirklich! Ihr lieber Herr Großvater ist krank? Mein armes Fräulein, was müssen Sie ertragen?"

Horace ergriff Lelia's Hand und drückte sie herzlich. „Ist er schwer krank?" fuhr er theilnehmend fort.

„Ach, ich fürchte, wir werden ihn nur zu bald verlieren," erwiderte Lelia und ihre Lippen zuckten. „Er kränkelt schon seit Weihnachten und er spricht oft davon, daß er im Herbste sterben werde."

Heinz wandte sich still ab und schritt der Stelle zu, wo Weinthal mit den Pferden hielt.

„Herr Gott, der gnädige Herr sehen ja aus, wie Märzeis," rief Weinthal.

Heinz nickte ihm abwehrend zu, dann sagte er mühsam: „Sie müssen hier bleiben, Weinthal, und recht acht geben. Dort oben," Heinz wies dabei auf das Wohnhaus, „liegt der alte Herr krank. Sobald das Feuer sich dem Pastorate nähert, tragen Sie den Kranken herunter und fahren mit dem Fräulein und den Kindern davon. Das Fräulein wird Ihnen sagen, wohin es gebracht sein will."

Damit wandte sich Heinz wieder um und kehrte zum Wohnhause zurück.

„Ich lasse Weinthal bei Dir zurück," sagte er dort rauh und ohne aufzusehen. „Sollte die Gefahr eintreten, so wird er den Großvater und Euch retten. Die Straße nach Aarburg ist jedenfalls frei."

„Ich danke Dir, lieber Heinz," rief Lelia und reichte ihm die Hand hin, „allein ich werde seiner nicht bedürfen. Sollte das Feuer nicht vorher aufzuhalten sein, so werden unsere Leute jedenfalls zurückeilen."

Heinz nahm ihre Hand, ohne sie zu drücken und wandte sich dann ab.

„Adieu, mein Fräulein," rief Horace und wollte Heinz folgen.

Dieser wurde es gewahr und sagte: „Du solltest bei meiner Cousine bleiben, sie ist ganz allein."

„Wenn Sie es wünschen, mein Fräulein," wandte sich Horace an Lelia, „sehr gern; allein ich muß gestehen, daß ich lieber gegen die Ihnen drohende Gefahr ankämpfen als dieselbe an Ihrer Seite erwarten würde."

Heinz konnte nicht mehr hören, was Lelia antwortete, allein Horace holte ihn bald ein und beide eilten nun der Brandstätte zu.

Bei der großen Ausdehnung der Nadelwälder in dieser Gegend hatte das Feuer den weitesten Spielraum und es wanderte daher, wie eine gelbrothe Riesenschlange in zahlreichen Krümmungen durch das weite Revier. Wurde es in der Fronte aufgehalten, so schwenkte es links oder rechts ab, bis es auch hier auf irgend ein Hinderniß stieß oder bis ein Luftzug ihm eine andere Richtung gab. Wie durch ein Wunder war das Pastorat, um das die Flammen nun schon seit zwei Tagen ihre Kreise zogen, dem Verderben entgangen, jetzt nahten sie wieder von Norden her.

Leicht schlüpften die Flammen über den trocknen Waldboden hin, loderten dann, wo sie auf Wachholdersträuche oder junge Schonungen trafen, hell auf und leckten mit feurigen Zungen an den Stämmen der hohen Gränen empor. Kamen sie dann an eine Lichtung, in welcher ein Bauer oder ein Buschwächter sein Gesinde hatte, dann fuhren sie rauschend in das nur zu früh gereifte Aehrenfeld, flackerten rasch darüber hin und warfen sich siegesfroh auf die Strohdächer der Gebäude. Knatternd tobten sie in gelber, wilder Lohe empor, als jauchzten sie darüber, nun doch endlich etwas Solides gefunden zu

haben, Menschenwerk, bei dem es sich lohnte zu verweilen, um es gründlich zu zerstören.

Die Menschen blieben nicht müssig. Es geschah Alles, was Erfahrung und Scharfsinn an die Hand gaben, um dem Umsichgreifen des Brandes zu steuern, und die Förster verfügten über zahlreiche Menschenkräfte; allein der Brand hatte so riesige Dimensionen angenommen, daß alle Vorkehrungen nichts halfen. Vergeblich reinigte man den Boden auf viele Faden von dem leicht entzündlichen Waldschutt, grub man tiefe Gräben, hieb man die Bäume nieder und stellte Wächter aus, um mit Laubzweigen den etwa im Rücken der Arbeiter neu entstehenden Brand rechtzeitig zu löschen. Der starke Zugwind, den die vorschreitenden Flammen hervorriefen, führte die zündenden Funken in unberechenbare Entfernung und sie fanden, wo sie niederfielen, ein nur zu leicht entzündbares Material. Man zündete Gegenfeuer an und die kleine Flamme eilte der größeren Schwester entgegen zur feurigen Umarmung, allein die Flamme wendete sich nun zur Seite und dort begann das Spiel von Neuem.

Als die beiden Freunde die Brandstätte erreichten, wurde eben eine Hauptbastion vertheidigt. Ein von Ost nach West führender verhältnißmäßig breiter Waldweg, in den von rechts her zwei einander parallel laufende schmälere mündeten, schien hier eine natürliche Vertheidigungslinie zu finden und die Möglichkeit zu gewähren, dem sich von Norden her heranwälzenden Feuer Einhalt zu thun. Entlang dieser drei Wege hatte man die Bäume gefällt, das Unterholz beseitigt und den Boden gereinigt. Die drei Linien waren zugleich von den Bauern besetzt; auf jeder Linie commandirte einer der Förster.

Der ebenfalls anwesende Hauptmann erläuterte Heinz und Horace die Situation. „Unsere Stellung wäre sonst uneinnehmbar," sagte er (er war früher Officier gewesen), „allein sie hat eine schwache Seite. Wie Sie sehen, haben wir eine junge Schonung im Rücken unserer Hauptlinie und wir haben nicht mehr Zeit, sie niederzuhauen und die Bäumchen wegzuschaffen. Geräth nun aber die Schonung in Brand, was ich trotz aller Vorsichtsmaßregeln für sehr möglich halte, so entsteht ein Gegenfeuer, das unsern Arbeitern sehr gefährlich werden kann, denn die jungen Bäumchen brennen in diesem Jahre wie Kienspähne."

Der Hauptmann hatte richtig vermuthet. Das Feuer ging, als es herangekommen war, über den Weg und die Schonung leuchtete im Rücken der Arbeiter hell auf. Die Arbeiter, und mit ihnen Heinz und Horace, geriethen dadurch in die größte Gefahr, allein es gelang ihnen doch noch rechtzeitig, sich nach der einen oder andern Seite zu flüchten. Sie wurden jedoch von einander abgeschnitten und der linke Flügel wußte nicht, ob es dem rechten gelungen war, sich zu retten oder nicht. Während des Wirrwarrs und des lauten Geschreis, das diese aufregende Scene begleitete, behielt der Hauptmann die Geistesgegenwart, einen Burschen in's Pastorat zu schicken (der Pastor befand sich weit ab auf der anderen Linie) und Lelia sagen zu lassen, sie möge sich auf das Schlimmste vorbereiten. Er schickte zugleich einen andern Boten an den Pastor, um auch diesen aufzufordern, schleunigst nach Hause zu eilen.

Der erste Bote lief, so rasch ihn seine Beine tragen wollten, in's Pastorat, vor dessen Thüre Lelia neben Weinthal stand und zum Walde hinüberblickte. Als sie den vom Rauch geschwärzten Boten aus dem Walde hervorstürzen sah, schwankte sie und wäre gefallen, wenn sie sich nicht an eine Säule der Veranda gelehnt hätte. Als der Bote bei ihnen anlangte, war er vom raschen Lauf sprachlos, aber sein verstörtes Gesicht verkündete das Schlimmste.

„Wirst Du wohl sprechen," schrie Weinthal und schüttelte den Mann, daß er hin und her flog wie ein Sack, den man ausstäubt. Das half.

„Das Feuer — kommt — viele Leute — verbrannt — Herrn — fremde — verbrannt!"

Lelia schrie laut auf und Weinthal ließ den Mann frei, der zu Boden stürzte.

„Fürchten Sie nichts, Fräuleinchen," sagte Weinthal zu Lelia, obgleich er selbst so bleich war, wie Heinz vorhin. „Ih, wo wird denn der gnädige Herr verbrannt sein! Ih, wie kann denn das geschehen!"

Dann fuhr er wieder auf den unglücklichen Boten los, der mühsam aufgestanden war.

„Du Vieh," schrie er, „wirst Du wohl reden! Sahst Du selbst die Herren brennen?"

„Nein, nicht brennen — aber — das Feuer — lief über den Weg!"

„Ach, Du verdammtes Kalkuhnenväterchen! Fräuleinchen, hören Sie nicht auf dem Kerl! Wegen dem braucht einen kein Zitter zu schlagen! Jh, wo werden denn die Herren verbrannt sein!"

Damit eilte er davon, dem Walde zu und der Bote folgte ihm langsam. Lelia schwankte einen Augenblick, ob sie ihnen folgen sollte, allein sie dachte an den Großvater und die Kinder und blieb. Sie sank auf der Veranda in die Kniee und warf sich in heißem Gebet dem zu Füßen, der hier allein helfen konnte. Sie war ganz allein auf dem Hofe, denn außer einer Magd, die sich oben mit den Kindern beim Großvater befand, war Niemand im Hause geblieben. Die Männer löschten im Walde das Feuer, die Mägde waren beim Vieh, welches man in denjenigen Theil des Waldes gebracht hatte, über welchen das Feuer schon dahin gegangen war.

Aus weiter Ferne tönte dazwischen das Geschrei vieler Menschen herüber, bläuliche Wölkchen schwebten über dem Gehöft und den Feldern, graue Rauchwolken wälzten sich über den Gipfeln der Bäume hin.

Auf dem Hofe war es bei der dumpfen Hitze todtenstill. Heinzens Pferde standen regungslos da, die Tauben auf dem Dache, das Geflügel im Hofe rührten kaum eine Feder. Nur halblaute Worte aus Lelia's heftigem Beten erklangen dazwischen.

Endlich verstummten auch sie. Lelia erhob sich und ging langsam in's Haus. Als sie die ersten Schritte that, schwankte sie noch, aber sie fand sich bald wieder und stieg nun ruhiger die Treppe hinauf. Oben warfen sich ihr die furchterfüllten Kinder entgegen, die Magd schaute sie ängstlich, erwartungsvoll an, der Großvater sah ihr aus seinen großen, tiefliegenden Augen ruhig und gefaßt in's Gesicht.

„Großvater," sagte sie ernst, „ich fürchte, wir werden gleich fort müssen." Dann warf sie sich an seinem Bette nieder und sagte mit bebender Stimme: „Großvater, segne mich! Ach Gott, ich bedarf Deines Segens!"

Der Großvater legte ihr beide Hände auf's Haupt.

„Der Herr segne Dich," sagte er, „der Herr mache Dich stark, der Herr gebe Dir Ruhe und Frieden. Amen."

So blieben sie eine Weile. Der Großvater und Lelia beteten leise, die kleinen Mädchen, die Lelia knien sahen, knieten neben ihr.

Die Magd war hinabgeeilt, um nach dem Walde zu sehen. Sie brachte jetzt frohe Kunde. Ein Reiter war dagewesen und hatte gemeldet, daß Niemand verunglückt sei, daß Alle sich gerettet hätten; daß das unbeabsichtigte Gegenfeuer diesmal seine Wirkung gethan habe und das Feuer nicht weiter um sich greife.

Lelia erhob sich, küßte dem Großvater die welke Hand und wollte hinabgehen, sie sank aber wieder in die Kniee und brach in einen Strom von Thränen aus.

Nach einer Stunde kam Weinthal zurück. Lelia fragte, ob denn der Parkhöf'sche Herr auch wirklich gar nicht verletzt sei. Weinthal blickte sie ärgerlich an.

„Ih, wo werden denn die Herren verbrannt sein. Er ist ein Kalkuhnenväterchen!"

Als Heinz am andern Morgen auf den Heuschlag kam und mit Weinthal die Ereignisse des gestrigen Tages noch einmal durchsprach, konnte dieser nicht umhin, seinem Aerger über Lelia Luft zu machen.

„Das Fräuleinchen hätte doch auch nach dem gnädigen Herrn fragen können," sagte er zornig, „statt nach dem gnädigen Herrn seinem Freunde. Nu, sie mag ihm wohl lieben thun. Weiß der Deiker, was sie an ihm lieben thut, an so'n, nehmen Sie nicht für ungut, an so'n Krepierling."

Heinz verwies Weinthal das unpassende Wort und ging davon.

„Nach mir hat sie gar nicht einmal gefragt," seufzte er. „Was sollte sie auch!" —

Ein alter Herr.

Der Herbst, vor dem sich die Leute am Flusse so sehr fürchteten, war herangekommen und mit ihm die so heiß ersehnten Regengüsse. Diese hatten zwar das Feuer in den Mooren und in den Wäldern gelöscht, aber auf dem Felde hatten sie nichts mehr ändern können, die Ernte war völlig verloren. So war denn die Stimmung in den Schlössern und in den Gesinden so trübe wie das naßkalte, nebelige Wetter draußen.

An solch' einem kalten und rauhen Herbsttage kam eine mit vier Pferden bespannte städtische Fuhrmannsequipage langsam auf Parkhof zugefahren. Das Wetter war unsäglich melancholisch und langweilig. Es fiel kein eigentlicher Regen, aber die Luft war so feucht, daß sie jedes Kleidungsstück in kürzester Zeit durchnäßte, und von den Spitzen der blattlosen Weiden am Wege fielen einzelne Tropfen mit so großer Regelmäßigkeit zu Boden, als beabsichtigten dieselben durch ihre Stetigkeit einen Stein in Verzweiflung zu bringen und mürbe zu machen. Die alten Schimmel vor dem Wagen trotteten mühsam durch den tiefen Koth, der unter ihnen aufspritzte und sie in Tigerschimmel verwandelte, und der Fuhrmann gähnte ein Mal über das andere und machte dabei den Mund so weit auf, als wollte er die Krähen, die von Zeit zu Zeit verschlafen dahergeflogen kamen, mit Federn und Knochen verschlingen.

Das einzige Wesen, das zu dieser Stunde keinerlei Langeweile oder Schlafanwandlung zu empfinden schien, war der alte Herr, der in dem Wagen, den die vier Tigerschimmel zogen, saß. Es war ein sehr respectabel aussehender alter Herr mit kohlschwarzen, weit hervortretenden schwarzen Augen und einem sehr behaglichen, ungewöhnlich großen Doppelkinn.

Der alte Herr hatte einen dicken blauen Paletot an, eine warme

rothe Decke lag auf seinen Knien, so war ihm denn warm und wohlig. Von Zeit zu Zeit legte er eine große rothe Mappe, die von den vielen Papieren, die sie enthielt, stark aufgebauscht war, neben sich auf den Sitz, fuhr mit einem Zipfel der Kniedecke über das beschlagene Wagenfenster und schaute hinaus in den Nebel draußen. Während er das that, bewegte er die Lippen, als ob ihm ein Speiserest zwischen den Schneidezähnen stecken geblieben wäre und nun durchaus entfernt werden müßte. Dann betrachtete er die Fingerspitzen seiner tadellos sitzenden hellbraunen Handschuhe, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ein sehr schönes, fruchtbares Land, dieses Land, ein sehr einträgliches Land, welches der Herr reich gesegnet hat mit Rossen und Eseln, mit Ochsen und Kameelen. Es würde indessen noch einträglicher sein, wenn die Leute hier mehr Flachs bauten. Der Herr würde es gewiß an seinem Segen nicht fehlen lassen, und der hiesige Flachs steht ohnehin immer etwas höher im Preise als der unsrige, weil man ihn hier, mit Gottes Hilfe, weicht."

Als der Wagen an dem Parkhöfschen Wohnhause hielt, blieb der alte Herr regungslos sitzen, bis ein Diener den Wagenschlag öffnete. Er blieb eigentlich auch dann noch sitzen, gab aber dem Diener, nachdem dieser seine Frage, ob der junge Herr zu Hause sei, bejaht hatte, seine Karte.

Der Diener brachte sie zu Horace und meldete: „Ein alter Herr." Horace betrachtete die Karte mit Verwunderung. Es stand darauf: J. H. Graumantel. Wer konnte dieser Herr J. H. Graumantel sein und was konnte er von ihm wollen?

„Sage dem Herrn, ich ließe ihn bitten, einzutreten und führe ihn dann hierher," befahl Horace endlich.

Ihm war bei der Sache gar nicht wohl zu Muthe; er hatte eine unbestimmte Vorstellung, als müsse Herr J. H. Graumantel in irgend welcher Beziehung zu seinen pecuniären Bedrängnissen stehen.

Nach kurzer Zeit trat Herr Graumantel, die rothe Mappe unter dem linken Arme, in Horacens Kabinet. Er hatte schneeweiße, mit Stickereien bedeckte Wäsche an, die von Brillantknöpfchen zusammengehalten wurde, und einen schwarzen Anzug vom allerfeinsten englischen Tuche. Ueber seine Weste hing eine schwere goldene Kette herab, seine Handschuhe und sein Hut waren von äußerster Feinheit.

„Habe ich das Vergnügen, mit Herrn von Balteville zu sprechen?“ fragte der alte Herr.

Horace verbeugte sich.

„Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin J. H. Graumantel, Chef der Ihnen ohne Zweifel bekannten Firma R. J. Graumantel Söhne.“

„Ich habe nicht das Vergnügen; aber bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Der alte Herr setzte sich und ließ das Doppelkinn zur Ruhe kommen, während die Augen erst noch eine Generalinspection des Zimmers vornehmen mußten. Dann schienen sie auch ein Bedürfniß nach Ruhe zu verspüren, denn sie blieben jetzt fest auf Horacens Augen haften.

Horace erröthete vor Unwillen.

„Welchem Umstande verdanke ich die Ehre?“ fragte er und erwartete, daß der alte Herr nun reden würde, allein dieser blieb stumm.

„Ich erlaubte mir, Sie zu fragen, welchem Umstande ich die Ehre verdanke, Sie bei mir zu sehen,“ sagte Horace mit steigendem Unwillen.

„Ich denke, das wird Ihnen ohne Zweifel bereits bekannt sein, Herr von Balteville.“

„Durchaus nicht, mein Herr. Ich würde sonst nicht darnach fragen.“

„Ich erlaubte mir bereits, Ihnen mitzutheilen, daß ich durch Gottes unverdiente Güte Chef der Firma R. J. Graumantel und Söhne bin.“

„Ganz recht, mein Herr; allein ich vermag durchaus nicht einzusehen, in welchem Zusammenhang ich mit der Firma, die Sie vertreten, stehe.“

Der alte Herr schüttelte verwundert den Kopf und griff statt aller Antwort nach seiner rothen Mappe. Er öffnete sie langsam, kramte bedächtig unter den Papieren, welche sie enthielt, und holte endlich ein halbes Dutzend länglicher Papierstreifen hervor, die er Horace mit einem verbindlichen Lächeln überreichte.

Horace erbleichte. „Hat Herr von Lehmhof," fragte er stockend, „Ihnen diese Wechsel cedirt?"

„Wenn Sie gütigst erlauben, hat er sie einem unserer Geschäftsfreunde cedirt und von diesem haben wir sie durch notarielle Cession überkommen."

„Verlangen Sie das Geld jetzt? Die Wechsel sind ja erst nach drei Wochen fällig!"

Etwas wie der Schatten eines Lächelns flog über das glattrasirte Gesicht des alten Herrn und verschwand so schnell, wie es gekommen war.

„Durchaus nicht," erwiderte er; „allein die hohe Achtung, die wir für den hiesigen Adel hegen, macht es uns zur Pflicht, in Fällen, wo wir das Vergnügen haben, mit Herren, welche diesen Stand zieren, in geschäftliche Beziehungen zu treten, diese Herren vorher persönlich davon in Kenntniß zu setzen, daß wir in der Lage sind, Zahlungen von ihnen beanspruchen zu müssen."

Horace war in der größten Aufregung und die Hand, in der er die Wechsel hielt, zitterte heftig. Die Wechsel repräsentirten mehr als 20,000 Rubel und waren wirklich in drei Wochen fällig. Seine, in der ganzen Nachbarschaft umherirrenden Gedanken klammerten sich endlich, wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, an Otto Schweinsberg.

Es war als ob der alte Herr in Horacens Seele las und ihm diese Hoffnung von vornherein abschneiden wollte.

„Wir stehen auch mit den Herren Baronen von Schweinsberg auf Aarburg und Bachhof in geschäftlicher Beziehung," sagte er, „und ich werde mir noch heute erlauben, auch diesen Herren meine Aufwartung zu machen."

Horace war voll Verzweiflung. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, ob die Firma R. J. Graumantel und Söhne sich nicht vielleicht dazu verstehen würde, die Wechsel zu prolongiren.

„Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit," begann er stockend, „ich danke Ihnen wirklich sehr. Wir Landwirthe haben in diesem Jahre eine so schlechte Ernte gehabt — oder vielmehr so gar keine Ernte — daß wir Ihnen wirklich sehr dankbar sind."

Der alte Herr schaute Horace so unverwandt an wie bisher, sprach aber kein Wort.

„Ja, wir haben eine totale Mißernte gehabt," fuhr Horace fort. „Eine totale. Alle Getreidearten sind gleich sehr mißrathen."

„Dürfte ich Sie wohl um eine Cigarre ersuchen?" bemerkte der alte Herr, legte seinen Hut auf den Tisch und lehnte sich behaglich in seinen Stuhl zurück.

„Bitte, hier ist eine. Rauchen Sie stark oder schwach?"

„Stark."

Der alte Herr fing an, sich die Handschuhe auszuziehen.

„Bitte, da ist Feuer. Also, wie gesagt, die Mißernte ist eine vollkommene. Da wird es uns nicht leicht werden, unseren Verbindlichkeiten nachzukommen."

„So?"

„In der That. Einer solchen Mißernte gegenüber hört eben jede Vorausberechnung auf. Finden Sie das nicht auch?"

„Was geht das uns an?"

Horace wurde durch die Veränderung, die so plötzlich in dem Gebahren des alten Herrn vor sich ging, nur noch mehr verwirrt und erschreckt.

„Wie, mein Herr," rief er, „geben Sie es nicht zu, daß ein solches Mißjahr — daß ein solcher Nothstand — gewissermaßen —"

„Was geht das uns an? Wir wollen unser Geld haben."

„Aber, mein Herr, ich versichere Sie, ich kann es Ihnen bei dem besten Willen zum Termine nicht schaffen."

„Sie müssen es mir zum Termine schaffen. Wir wollen unser Geld haben, unser ehrlich verdientes Geld."

„Aber, liebster Herr Graumantel, Sie werden mit sich reden lassen."

„Ich werde gar nicht mit mir reden lassen. Sie sind ein leichtsinniger junger Mensch! Sie sind ein leichtsinniger Schuldenmacher!"

Horace hatte unter dem Einflusse der Blicke und Drohungen des alten Herrn allen Halt verloren.

„Liebster Herr Graumantel," sagte er, „ich will Ihnen ja Alles bezahlen, aber warten Sie noch drei Monate. In drei Monaten hoffe ich mir das Geld verschaffen zu können."

„Was da in drei Monaten. Sie werden das Geld nie bezahlen können. Nie, auch nicht in drei Jahren. Sie sind ein leichtsinniger

junger Mensch. Wenn wir das Geld nicht pünktlich zum Termine erhalten, so schreiben wir an Ihre Mutter und wenn wir dann nicht umgehend befriedigt werden, so verklagen wir Sie und stecken Sie ein. Verstehen Sie, Herr von Balteville? Bei Gott, wir stecken Sie ein."

Der alte Herr, der während des Gesprächs die Wechsel wieder in seine rothe Mappe gepackt hatte, ergriff jetzt diese und seinen Hut und ging, ohne sich zu verabschieden, davon.

Als er gegangen war, warf sich Horace in heller Verzweiflung auf das Sopha. Wo sollte er das Geld hernehmen? Dann gerieth er, wie ihm das so zu geschehen pflegte, nachträglich in die äußerste Wuth über das unverschämte Gebahren des alten Herrn und stürzte in's Vorhaus, um ihn dafür zur Rede zu stellen; allein als diese Umwandlung in Horacens Gefühlen vor sich ging, war der alte Herr längst auf und davon.

Nach einer Stunde stand derselbe Herr im Schreibzimmer des Bachhoffschen.

„Herr Baron," begann er, nachdem er sich vorgestellt hatte, „ich bedaure, Ihnen eine vielleicht nicht ganz willkommene Nachricht mittheilen zu müssen. Wir werden leider in die Nothwendigkeit versetzt sein, Ihnen nach drei Wochen einige von Ihnen ausgestellte Wechsel im Betrage von 11,000 Silber-Rubel präsentiren zu müssen."

Der Baron wurde noch bleicher als vorher Horace.

„Wir haben diese an Herrn von Lehmhof ausgestellten Wechsel durch Vermittelung eines gemeinsamen Geschäftsfreundes überkommen und wir hielten uns für verpflichtet, Sie davon persönlich in Kenntniß zu setzen."

Der Baron machte eine flüchtige Verbeugung.

„Wir befinden uns," fuhr der alte Herr fort, „in einer überaus peinlichen Situation. Wir wissen sehr wohl, wie schwer es den Herren Landwirthen werden muß, nach einer so totalen Mißernte ihren Verbindlichkeiten pünktlich nachzukommen und doch befinden wir uns selbst, offen gestanden, durch den Fall des Hauses Pigeon & Comp. in Antwerpen in einer so fatalen Lage, daß wir nur durch die äußersten Anstrengungen uns über Wasser halten können."

Der Baron blickte finster zu Boden. „Ich mag Sie nicht hinter-

gehen," sagte er endlich, „und ich will nicht weniger offen sein als Sie. Ich bin nicht in der Lage, nach drei Wochen zu zahlen."

„Herr Baron," erwiderte der alte Herr, „wir sind Ihnen für Ihre Offenheit unendlich dankbar und wir finden es sehr, sehr natürlich, daß Sie uns unter diesen ganz ungewöhnlichen Umständen im Stiche lassen, allein Noth kennt kein Gebot und wir würden uns eventuell genöthigt sehen, unsere Zuflucht zu den äußersten Mitteln zu nehmen."

„Was verstehen Sie darunter?"

„Wir verstehen darunter, daß wir, bei aller Hochachtung für Ihre Person und bei aller Theilnahme für die schwere Heimsuchung, die der Herr über Leben und Tod über Sie dadurch ergehen ließe, doch genöthigt wären, darauf anzutragen, Sie Ihrer persönlichen Freiheit zu berauben."

Der Baron bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und athmete schwer.

„Mißverstehen Sie uns nicht, Herr Baron," fuhr der alte Herr fort. „Wenn wir eventuell so energisch vorgehen, so wird das nicht geschehen, weil wir Ihnen nicht trauten oder weil wir fürchteten, daß Sie sich ökonomisch nicht wieder aufrichten könnten — durchaus nicht, allein wir sind es unsern Gläubigern schuldig, daß wir alle Mittel, und wären es auch so harte wie die, von denen ich sprach, anwenden, um uns die Möglichkeit zu schaffen, ihnen gerecht zu werden. Herr Baron, die Ehre unserer Firma steht auf dem Spiele, Sie werden es verstehen, daß der Kaufmann alle Rücksicht fahren läßt, um sie rein zu erhalten."

Nach diesen Worten des alten Herrn trat eine lange Pause ein, während welcher nichts die Stille unterbrach als das regelmäßige Ticken der Wanduhr. Der Baron hatte den Kopf auf den, auf dem Tische ruhenden Arm gelegt, um dem fremden Kaufmanne sein von Sorgen und Schreck entstelltes Gesicht nicht zu zeigen. In rasender Hast musterte er in Gedanken alle ihm befreundeten Personen, die etwa helfen konnten, allein es blieben immer nur zwei Möglichkeiten übrig, die der Baron gleich sehr perhorrescirte: Frau von Balteville und die Brüder seiner Frau.

„Herr Baron," begann der alte Herr wieder, „mir, ich kann

nicht sagen uns, denn ich weiß nicht, ob die Firma meine Meinung theilen wird, allein mir scheint es, als ließe sich noch ein Ausweg finden. Wenn Ihre Frau Gemahlin sich entschließen könnte, die Wechsel in eine auf Bachhof hypothekarisch haftende sechsprocentige Obligation zu verwandeln, so würden wir uns vielleicht entschließen können, darauf einzugehen. Wir könnten dann unsern Gläubigern die Obligation vorweisen und so den Beweis führen, daß wir unsererseits Alles gethan haben, was sich unter so ungünstigen Umständen thun ließ. Wie gesagt, ich mache diesen Vorschlag zunächst nur persönlich, allein ich hoffe, daß die Firma sich eventuell mit ihm einverstanden erklären wird."

Der Baron richtete sich, ohne indessen aufzusehen, empor. Er schüttelte verneinend den Kopf.

„Herr Baron," fuhr der alte Herr fort, „lassen Sie die Sache vorläufig unentschieden, berathen Sie sich mit Ihrer Frau Gemahlin und Ihren Freunden und geben Sie uns dann Nachricht. Wir unsererseits behalten es uns ja auch noch vor, ob wir auf die von mir persönlich gestellte Bedingung hin, unsere Berechtigung auf Klage nach Wechselrecht aufgeben werden oder nicht. Die Sache ist auch für uns wichtig genug, um sie auch unsererseits sehr sorgfältig in Erwägung zu ziehen, denn selbst wenn Ihre Frau Gemahlin und Sie auf meinen Vorschlag eingingen, so würden wir doch immer nur die dritte Hypothek erhalten. Nein, Herr Baron, wir wollen beiderseitig den von mir flüchtig gemachten Vorschlag nur als eine Grundlage für künftige Verhandlungen ansehen. Wir haben ja noch drei Wochen Zeit."

Der alte Herr erhob sich, der Baron folgte seinem Beispiele.

„Wie ich mich auch entscheiden möge," sagte der Letztere, „jedenfalls danke ich Ihnen für Ihr freundliches, humanes Verfahren."

„Herr Baron," erwiderte der alte Herr, „ich bedaure, daß ich Sie in einer für uns beide so peinlichen Angelegenheit aufsuchen mußte."

Der Baron reichte dem alten Herrn die Hand und dieser verneigte sich tief.

Als der Wagen an den stattlichen Nebengebäuden vorüber rollte, murmelte der alte Herr, während er die Fingerspitzen seiner Handschuhe einer erneuten Inspection unterzog: „Wer seinen Acker bauet,

wird Brodes genug haben, wer aber Müssiggang nachgeht, wird der Armuth genug haben."

Als der Wagen des alten Herrn vor den altersgrauen Mauern des schloßartigen Wohnhauses von Aarburg hielt, sprach dieser zu sich: „Da werfen sie den Daniel in die Löwengrube. Der König aber sprach: „Der Gott, zu dem Du betest, helfe Dir in dieser Noth."

Otto Schweinsberg war in der übelsten Laune. Er hatte am Tage vorher bei einem Nachbarn eine Jagd mitgemacht, nach der Jagd hatte man scharf getrunken, jetzt hatte er den ganzen Tag über unleidliches Kopfweh gehabt. Das war ihm neu, denn er hatte früher nie etwas von den Nachwirkungen des Trunkes gewußt und so waren ihm denn seine Kopfschmerzen wie eine Mahnung daran erschienen, daß auch der eisenfeste Körperbau schließlich den Ausschweifungen erliegt. Finster und in sich gekehrt lag er auf der chaise longue, als ihm die Karte des alten Herrn gebracht wurde. Ihm, der sich viel in den benachbarten Städten umhertrieb, war die Firma R. J. Graumantel nicht unbekannt. Er wußte, daß diese Firma einzig und allein aus diesem alten Herrn bestand und er war gelegentlich schon einmal in dessen Comptoir gewesen. Dieses Comptoir befand sich im Vorzimmer zur Wohnung des alten Herrn und das gesammte Comptoir-Personal bestand aus nur einem einzigen, unsäglich vergrämt und verkommen aussehenden Schreiber, der während der Vormittagsstunden an einem wurmstichigen Pulte in diesem Vorzimmer saß, an seiner Feder kaute und zum Fenster hinaussah. Schweinsberg wußte ferner, daß die Firma sich officiell mit überseeischem Handel beschäftigte, während sie in Wirklichkeit Geldgeschäfte machte, das heißt: Wechsel aufkaufte, gegen Wucherzinsen Geld lieh, bei den Torgen mitbot, um sich mit einer Abtragssumme abfinden zu lassen u. s. w. Bei den Advokaten der Stadt war der Name Graumantel vollständig zum Gattungsnamen für Wucherer geworden und wenn sie im Advokatenzimmer zusammen waren, sagten sie wohl zu einander: „Dieser oder Jener ist Dein oder mein Graumantel." Schweinsberg errieth, warum der Mann kam. „Führe den Menschen herauf," befahl er. „Noch eins. Sorge dafür, daß ehe ich klingele, sich Niemand in dieser Etage befinde. Der Kammerdiener, ein Mann mit einem so unbeweglichen

Gesicht, als wäre es aus Stein gehauen, verschwand und nach einigen Augenblicken trat der alte Herr ein.

„Herr Baron," sagte er lächelnd, „ich freue mich, Ihnen auf Ihrem Schlosse meine Aufwartung machen zu können."

Schweinsberg richtete sich ein wenig auf, erwiderte aber den Gruß in keiner Weise und begnügte sich damit, seinen Gast schweigend zu fixiren.

Der alte Herr ließ sich durch den kühlen Empfang nicht irre machen.

Er nahm einen Stuhl, rollte ihn an Schweinsbergs chaise longue und setzte sich. „Herr Baron," rief er, „ich komme in einer abscheulichen Angelegenheit und ich fürchte, Sie werden mich kopfüber zum Fenster hinauswerfen. Ich will nämlich Geld haben."

Der alte Herr sieht, wie der Mund seines vis-à-vis sich zum Lachen verzieht und er fährt also fort:

Sie werden denken: „Wenn ich dem alten Wucherer da mit einem Stuhlbeine den Schädel einschlüge, so thäte ich damit ein gutes Werk. Nicht wahr, Herr Baron, so denken Sie?"

„Bei Gott, ja," rief Otto und lachte hell auf.

„Nun ja, ich nehme Ihnen das auch nicht übel, an Ihrer Stelle würde ich genau so denken und ich muß zugeben, daß mein Geschäft nichts weniger als sauber ist. Ich weiß, daß die Menschen mich einen Schurken nennen und ich sehe darin nur eine sehr natürliche Rache, die sie an demjenigen nehmen, der sich von ihrem Herzblut, ihrem Gelde nämlich, nährt. Die Menschen und ich leben auf dem Kriegsfuße. Ich verachte sie und exploitire sie und sie ihrerseits verachten mich und lassen sich von mir exploitiren. Wer dabei der Schlauere ist, liegt auf der Hand."

„Bravo," rief Otto, „bravo, Sie sind doch wenigstens ein ehrlicher Schuft. Fahren Sie fort. Sie machen mir wirklich großes Vergnügen."

„Was ist da fortzufahren. Sie sind auch ein Mensch, folglich lebe ich auch mit Ihnen auf dem Kriegsfuße. Jetzt bin ich mit dieser schweren Batterie hier (der alte Herr wies auf seine Mappe) zu Ihnen gekommen, um Sie ökonomisch nieder zu bombardiren und in den Grund zu bohren."

„Vorzüglich," rief Schweinsberg, „vorzüglich!"

„Sehen Sie," fuhr der alte Herr fort, indem er die rothe Mappe öffnete und ein ganzes Packet Wechsel herausnahm, „hier ist zunächst eine kleine Feldschlange. Sie verpflichten sich in diesem Papier hier, dem Herrn Veitel Adamssohn pünktlich am 1. October 3000 Silberrubel auszuzahlen. Sie haben für dieses Papier nur 500 Rubel bekommen und Sie haben bei Herrn Veitel Adamssohn einen so schlechten Credit, daß er mir diesen Wechsel für nur 600 Rubel verkaufte. Er war ein Narr, denn ich hätte ihm auch 2000 Rubel gegeben, da ich sicher bin, von Ihnen 3000 Rubel zu erpressen."

„Famos," schrie Schweinsberg, „ganz famos! Diese Bestie ist unbezahlbar!"

„Natürlich, Sie nennen mich eine Bestie. Das hat, wenn es ohne Zeugen geschieht, Nichts auf sich. Hier diesen zweiten Wechsel können wir als schweres Belagerungs-Geschütz charakterisiren. Sie verpflichten sich in demselben, am 1. October dieses Jahres 10,000 Silberrubel an die Firma Leopardenstein Gebrüder zu zahlen. Wieviel Sie dafür bekommen haben, weiß ich nicht, mir hat er 7500 Rubel gekostet."

Otto krümmte sich vor Lachen. „Bei Gott, Kerl, Sie müssen auf's Theater. Sie müssen in eine Posse. Wenn der Hund von Schauspieler Sie dann auch nur einigermaßen erträglich copirt, so muß im Parterre und auf der Gallerie ein Beifallsgebrüll entstehen, daß die Decke einstürzt."

Der alte Herr lachte laut auf. „Ja, das wäre spaßhaft," sagte er.

„Nun, und Sie bilden sich wirklich ein, daß ich alle diese Wechsel zu voll acceptiren werde?"

„Ja wohl."

„Sind Sie denn ganz verrückt?"

„Ich bin gar nicht verrückt. Wenn Sie nicht zahlen werden, werde ich Sie einstecken lassen."

Einen Augenblick schien es, als ob Otto die gute Laune ausgehen wolle und der alte Herr erbebte innerlich, aber der Frohsinn hielt vor. Die Frechheit des alten Herrn war doch gar zu amüsant.

„Also ich werde eingesteckt werden. Famos, aber wissen Sie

denn nicht, daß ich Sie nicht bezahlen werde, weil ich nichts habe und daß Sie in Folge dessen mich können sitzen lassen, bis an meinen Tod, ohne deshalb auch nur einen Kopeken zu bekommen?"

„Das weiß ich sehr wohl, allein ich weiß, daß solch' ein Aufenthalt im Schuldthurm einem Manne von Ihrem Temperament außerordentlich fatal wäre."

„Charmant, mein Kerlchen, allein was sollte ich denn Ihrer Meinung nach, dazu thun, um besagten Aufenthalt abzukürzen?"

„Sie werden gar nicht hinein kommen."

„Warum nicht?"

„Sie werden vorher reich heirathen und mich dann bis auf den letzten Kopeken bezahlen."

„Reizend, mein Kerlchen, reizend. Wissen Sie auch schon wen? Haben Sie ein Töchterlein, Edelster?"

„Nein, ich habe weder eine Tochter noch würde ich sie, wenn ich eine hätte, Ihnen geben. Aber die Parkhöffsche Frau hat eine Tochter und sie wird sie Ihnen geben.

Während der alte Herr diese Worte sprach, war er in seiner Seele wieder voll Furcht, zu weit gegangen zu sein, denn er wußte wohl, daß er sich auf einem Pfade befand, auf dem ein jeder Fehltritt ihm verderblich werden mußte, allein der alte Herr wußte sich auch ganz schwindelfrei und so schritt er denn muthig vorwärts.

„Hören Sie, Vaterchen, ich fange an zu glauben, daß Sie glatt verrückt sind."

„Warum?"

„Wissen Sie denn auch, bei wem Sie sind?"

„Ich bin beim wilden Schweinsberg."

„Wissen Sie auch, daß sich außer Ihnen und mir kein Mensch in dieser Etage befindet?"

„Ich zweifle nicht daran."

„Wissen Sie auch, daß mich Niemand daran verhindern könnte, jetzt über Sie herzufallen und Sie so zu zerbläuen, wie Sie es verdienen? Oder Sie zum Fenster hinaus zu werfen? Wissen Sie das?"

„Nein, das weiß ich gar nicht."

„Warum bezweifeln Sie diese Möglichkeiten?"

„Weil ein Schweinsberg, und zumal der wilde Schweinsberg, es nicht fertig bekommt, sich dadurch seiner Gläubiger zu entledigen, daß er sie, während sie seine Gäste sind, mißhandelt oder zum Fenster hinauswirft."

Der Baron lachte. „Sie wissen mit mir umzugehen, Sie Erzschelm," sagte er lachend.

„Ja wohl. Sie haben bei mir einen unbeschränkten Credit, Herr Baron, und wenn ich Ihre Wechsel nicht billiger bekomme, nehme ich sie auch für voll an. Sie haben eine Zukunft, Baron. Der Knabe in Parkhof da hat gar keine Zukunft. So lange die Mutter ihn unter den Flügeln behält, wird er sich halten, wenn sie stirbt, wird er in ein paar Jahren fertig sein. Ihr Herr Onkel in Bachhof hat auch keine Zukunft, denn er ist ein schwer kranker Mann. Die Frau kann ihn noch eine Weile am Leben erhalten, aber sobald ihr die Medicin ausgeht, ist er fertig. Sie haben eine Zukunft. Wenn Sie reich heirathen und zu Kapital kommen, werden Sie als steinreicher Mann sterben, denn in Ihnen steckt genug Menschenverachtung und Entschlossenheit, um vorwärts zu kommen. Der neue Ministerpräsident da drüben in Preußen, der Herr von Bismarck, soll auch einmal in seiner Jugend ähnlich gewesen sein wie Sie und „der wilde Bismarck" geheißen haben. Der Mann hat auch eine Zukunft."

Otto lachte laut auf und schellte. „Imbiß und Rüdesheimer," befahl er, als der Kammerdiener erschien.

„Also, Sie meinen, ich könnte noch einmal ein reicher Mann werden?" fuhr er fort.

„Gewiß. Wenn Sie zu Kapital kommen und nur erst die Süßigkeit des Erwerbens geschmeckt haben werden, wird es Ihnen bald als der größte Genuß erscheinen, den man sich in diesem Jammerthale bereiten kann. Die Zeit ist darnach. Ueberall kommen die großen Herren von ihren Schlössern herab und treten in die Comptoirs, die sie dann ihrerseits wieder in Schlösser verwandeln. Die Kaltblütigkeit, die Verwegenheit, die sie sich auf den Fuchsjagden und in ihren Duellen erwarben, verwerthen Sie nun vortrefflich im Börsenspiel und in Actienunternehmungen. Was die eigene Gewandtheit nicht thut, das thut der vornehme Name — wer wird einem vornehmen Namen nicht Credit geben!"

„Bei Gott, Graumantel, das ist eine Idee."

„Ja, das ist eine, und darum sage ich Ihnen: Ich werde Sie am 1. October nicht bedrängen. Im Gegentheil, ich komme zu Ihnen, um Ihnen noch mehr Geld anzubieten, natürlich nur unter der Voraussetzung, daß Sie die Tochter der Parkhöf'schen Frau heirathen."

„Nun, und bis wann müßte das geschehen?"

„Ich bin zufrieden, wenn Sie sich vor Weihnachten verloben. Bis dahin behalte ich die Wechsel in der Mappe."

„Hören Sie, Graumantel, Sie dürfen das aber nicht als eine Verpflichtung meinerseits ansehen."

„Durchaus nicht. Sie sind ganz ungebunden. Lassen Sie sich einzig und allein von Ihrem eigenen Interesse leiten!"

„Topp! Wie ist es mit dem Gelde, daß Sie mir geben wollten?"

„Wie viel brauchen Sie?"

„Nun, ich will es billig machen. Geben Sie mir 3000 Rubel."

Als der alte Herr spät Abends davon fuhr, glättete er behaglich die Decke auf seinen Knieen und sagte: „Ich werde mit diesem Baron ein vorzügliches Geschäft machen. Gott hat mir recht geholfen. Wenn das Geschäft ganz so gut wird, wie ich hoffe, soll unser Waisenhaus 1000 Rubel bekommen.

Lucifer.

Der alte Herr hatte sich verabschiedet und Otto Schweinsberg war wieder allein. Er warf sich müde auf seine Chaise longue und starrte in das Kaminfeuer, das flammend nach oben strebte.

Draußen strömte der Regen und das monotone Rauschen und Plätschern, das er hervorbrachte, tönte melancholisch in die Stille des Zimmers hinein.

Schweinsberg konnte die Einsamkeit nicht leiden, denn wer ein Leben geführt hat und führt wie er, auf den dringen in der Einsamkeit schlimme Gedanken ein, Gedanken, die sich nicht abweisen lassen, Gedanken, die dann zu menschlichen Gestalten werden, welche mit entsetzlicher Beharrlichkeit sich an den Einsamen drängen. Heute war er nun einmal allein und die Erinnerung that ihre Thore weit auf und in heftigem Laufen und Drängen stürzten daraus die Schatten der Vergangenheit hervor und umstanden ihn in dichten Haufen. Es waren häßliche, schreckliche Gestalten, diese Schattenbilder, Gestalten, deren Anblick die Wangen bleichte und das Blut erstarren ließ.

Da stiegen die ersten Urheber seines Verderbens vor ihm auf. Drüben im Kruge, gegenüber Bachhof, da hatte, als Otto noch ein zehnjähriger Knabe war, sich ein Weber eingemiethet, ein arger Mann, der in der Stadt wegen Diebstahls aus der Zunft ausgeschlossen worden war und nun auf dem Lande sich ein spärliches Brod erwarb.

Da stand er jetzt vor Otto, verbeugte sich tief vor dem Herrensohne und seine tiefliegenden Augen schauten aus dem bartlosen, fahlen Gesichte unverwandt auf den Knaben, den die Neugier zum ersten Male in die Krugstube geführt hatte, und während er sich in den niedrigsten Schmeichelreden erging, starrten aus der halbdunklen Ecke hinter dem Webstuhle Kinderaugen voll Verwunderung und Neid auf das kleine Herrchen, das so schmuck gekleidet war und so herablassend zu dem gefürchteten, harten Vater sprach. Diese Augen waren die Augen der

beiden Kinder des Webers. Da standen sie jetzt beim hellen Scheine des Kamins, gerade so wie damals in dem niedrigen, halbdunklen Raum im Bachhöf'schen Rothenkruge. Der Knabe da mit den schielenden Augen, den aufgeworfenen Lippen und dem unsäglich gemeinen Gesichte heißt Christian, und was es an Verbotenem, Schlechtem und Gemeinem giebt, das hat dieser junge Teufel bereits gekostet. Wie ein junger Wolf schielt er jetzt gierig nach dem Gaste hinüber. Wie, wenn es ihm gelänge, in dem Kinde wilde Begierden zu entzünden, lange vor der Zeit — würde er da nicht ein Mittel in der Hand haben, um nach und nach durch Vermittelung des Knaben Vieles von dem zu erlangen, wonach er verlangt? Neben Christian steht seine Schwester Nanny. Die in dem kugelrunden Gesichte schrägstehenden Augen von grünlicher Farbe geben ihr das Aussehen einer Katze, und so wie eine solche auf die nichtsahnende Maus, so blickt sie jetzt auf das Herrchen. Sie ist unter dem Spannriemen des brutalen Vaters und dessen verbrecherischem Beispiele nicht weniger verkommen und verwahrlost als der Bruder, und sie ist noch schamloser, noch schlauer, noch habgieriger als er.

Drei Jahre lang hausten die Drei dort im Kruge, bis endlich eines Tages der Hauptmann erschien, das Diebsnest aufhob und seine Insassen die weite Reise nach Sibirien antreten ließ. Otto sah auch das erstaunte Gesicht seines guten Onkels, als das geschah. Der Onkel hatte die Krugsleute, die nach Wolfsart in der unmittelbaren Nähe ihres Wohnortes nicht raubten, für stille, ruhige Menschen gehalten. Er hatte nicht geahnt, daß sie es waren, die seinen Neffen unter seinen Augen zu einem so verwahrlosten Kinde machten, daß er darüber voll Schrecken und Entsetzen die Hände rang. Der Verkehr des Knaben mit dem Kruge wurde so geheim betrieben, daß Niemand eine Ahnung von ihm hatte, und wenn Otto's oft gemeine Reden, sowie die Umwandelung, die mit dem bisher zwar wilden und leichtsinnigen, aber doch weichen und guten Knaben offenbar vor sich ging, seine Verwandten allarmirte, so konnte doch Niemand die Quelle ausfindig machen, aus der sie herrührten.

Die Scenen aber, die sich dort im Kruge oder in dem Wäldchen hinter demselben abgespielt hatten, waren derart, daß, als sie jetzt mit erschreckender Deutlichkeit wieder vor Otto's geistigem Auge dastanden,

selbst er, der harte und mit allen Lastern befleckte Mann, die Hände abwehrend erhob und schwer, schwer stöhnte.

Das Gift, das ihm damals eingeflößt worden war, das hatte er dann sein Leben lang auf Andere übertragen und war wieder von ihnen vergiftet worden. Wenn er nicht schon in den ersten Jünglingsjahren völlig verdarb und zu Grunde ging, so kam das daher, daß der in seiner Umgebung herrschende Ehrbegriff ihm wenigstens ein wenig Ballast mit auf die Fahrt gab. Das hatte ihn vor dem Kentern geschützt, und wenn nun auch das von der Natur so herrlich gebaute Schiff jetzt mit jämmerlich gebrochenen Raen und Masten ohne Steuer und Ziel auf dem öden Meere umhertrieb — es schwamm doch wenigstens noch.

Otto liegt noch immer auf der Chaise longue und starrt in das Feuer im Kamin und stöhnt schwer. Jetzt steht er im kerzenerleuchteten Salon am grünen Tische und hört die rothen Goldstücke über einander klirren und sieht sie sich zu Haufen thürmen; jetzt rast er in wildem, zuchtlosem Tanze dahin unter den Klängen verführerischer Musik; jetzt sitzt er in später, fahler Nachtstunde in dem engen, heißen Raume des großstädtischen Weinkellers, unter dem wüsten Gebrüll der betrunkenen Gefährten. Wenn er dann fröstelnd hinaustritt in den Wintermorgen und zu den bleichen Sternen im Osten aufblickt, dann regt sich wohl das Gewissen in ihm, aber er wirft es nieder mit starker Hand und ein siegesfrohes Lächeln spielt um seinen Mund. Er, Otto Schweinsberg, ist nicht wie die Andern, die, wenn sie verloren haben, schreckensbleich dastehen, die, wenn sie die Nacht durchtanzt haben, sich kaum aufrecht erhalten können, die, wenn sie die Nacht in Orgien durchrasten, halbtodt auf den Sophas umherliegen. Er verliert, ohne es zu bedauern, er durchtanzt die Nacht, ohne zu ermüden, er ist der Letzte bei jeder Orgie, ohne im mindesten weniger frisch zu sein, als beim Beginne derselben. Er ist auch sonst nicht wie die Andern. Die Andern haben ein Gewissen im Leibe und mitunter Gewissensbisse, sie gedenken zuweilen ihrer unschuldigen Vergangenheit und beklagen es, daß sie nicht mehr sind, wie sie damals waren; sie denken mitunter an ihre Zukunft und erschrecken dann über die Gegenwart. Otto Schweinsberg aber ist von anderem Holze. Otto Schweinsberg hat kein Gewissen und keine Gewissensbisse. Otto Schweinsberg gedenkt

nie der Vergangenheit, Otto Schweinsberg denkt nie an die Zukunft. Otto Schweinsberg ist ein ganzer Mann. Er wickelt sich fester in seinen Mantel, um sich gegen die Morgenkälte zu schützen und lächelt behaglich, während er durch die stillen, wiederhallenden Straßen dahinschreitet. Es ist ein verächtliches Lächeln. Die Menschen sind Schufte und Narren, bedeutet dieses Lächeln, und das Leben ist ein sinn- und zweckloses Possenspiel. Man muß die ersteren so rücksichtslos ausnutzen als nur irgend möglich und man muß das letztere wegwerfen, sobald man nicht mehr in der Lage ist, es angenehm verbringen zu können.

Und doch wies die Menschenverachtung, mit der Otto Schweinsberg gepanzert zu sein glaubte, einen Punkt auf, in dem auch er verwundbar war. Diese Lücke entstand durch die Zuneigung zu seiner Cousine Duding. Er hatte dieses Gefühl auf jede Weise zu unterdrücken gesucht, es war ihm nie ganz gelungen. Seit er damals als Kind verdorben worden, hatte sich die Jugendgefährtin von ihm abgewandt, hatte sie ihm gegenüber nie etwas Anderes gezeigt als Abneigung, ja, geradezu Verachtung und doch konnte er von dem Gedanken nicht lassen, sie sei dazu bestimmt, ihn zu einem andern, einem besseren Menschen zu machen. Ja, noch mehr, es lebte in ihm der instinctive Glaube, daß sie ihm gegenüber genau so empfinde, daß auch sie von ihm nicht lassen könne. Gerade jetzt, wo er Madeleine heirathen sollte, stieg das alte Gefühl mit neuer Kraft in ihm auf und es erschien ihm ganz unmöglich, daß er sich sollte geirrt haben, daß ihre Lebenswege sich nie vereinigen sollten.

Er sprang wild auf und schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Seine Lage war eine verzweifelte und er mußte sich sagen, daß eine reiche Heirath oder der Tod durch eigene Hand die einzigen Mittel waren, um sich mit Ehren aus ihr heraus zu ziehen. Er hatte so lange nicht an die Zukunft denken wollen — jetzt war sie zur Gegenwart geworden, jetzt war sie da. Ihm ging der Gedanke durch den Kopf, wie herrlich es wäre, wenn Duding ihn wirklich liebte und sich entschlösse, mit ihm in den Tod zu gehen. Das wäre ein Ende, wie er sich's nicht schöner wünschen konnte; aber selbst wenn Duding ihn liebte — an ein solches Ende war doch nie zu denken.

Der Baron setzte sich an seinen Schreibtisch, zündete die Kerzen

an und schrieb alle seine Schulden, wenigstens so weit er von ihnen wußte, auf ein Blatt Papier. Sie bildeten eine ungeheure Summe, und auch das Vermögen, das Madeleinen dermaleinst zufallen sollte, konnte bei weitem nicht ausreichen, um sie zu decken. Der Baron warf sich zähneknirschend in seinen Stuhl zurück; dabei fiel sein Blick auf das lebensgroße Portrait seines Vaters an der Wand. Vater und Sohn glichen sich ungemein. Auch der Vater hatte edle, schöne Züge, auch sein Haar zeigte das goldige, röthliche Blond des echten Germanen, und auch seine Wangen waren von Narben zerfetzt. Sein Gesicht trug denselben leichtsinnigen, verwegenen Ausdruck, der auch dem Sohne für gewöhnlich eigen war.

Aber der Vater war glücklicher gewesen als der Sohn! Als er mit Allem fertig war, mit Vermögen, Gesundheit und Glück, da war er mit dem Pferde gestürzt und hatte sich den Hals gebrochen. Ach, wie beneidete ihn der Sohn um diesen Ausgang!

Eine Weile blickte der Baron starr und finster auf das Bild des Vaters, dann lachte er plötzlich hell auf, erhob sich und schellte.

„Wecken Sie mich morgen um neun und lassen Sie den Blondel satteln," befahl er, als der Diener eintrat.

Am andern Morgen fuhr der Baron nach Bachhof hinüber. Es regnete noch immer und die Wege waren überaus schmutzig, so hatte er es vorgezogen zu fahren.

„Wo ist der Herr?" fragte er den herbeieilenden Diener.

„In seinem Schreibzimmer."

Otto begab sich dahin.

„Guten Morgen, Onkel," rief er lustig, „wie geht es, wie steht es?"

Der Onkel blieb sehr ernst.

„Guten Morgen," entgegnete er und reichte Otto die Hand, während er vor seinem Schreibtische sitzen blieb.

„Hör' einmal, das ist ja eine ganz verdammte Geschichte mit diesem Graumantel," sagte der Neffe, indem er einen Stuhl nahm und sich neben den Onkel setzte, „eine ganz verdammte Geschichte!"

Der alte Baron nickte nur und starrte schweigend zum Fenster hinaus.

„Graumantel sagte mir," fuhr Otto fort, „daß Lehmhof ihm Deine Wechsel cedirt habe. Lehmhof ist ein Schuft."

Der Bachhöf'sche schüttelte den Kopf.

„Ich sagte, daß Lehmhof ein Schuft sei," wiederholte Otto.

„Nein, Otto, das ist er nicht. Ich kann es ihm nicht übel nehmen, daß er sich zu helfen sucht, wie es eben geht. Er hat furchtbare Verluste erlitten. Er hat nicht nur eben so schlechte Ernten gehabt wie wir, ihm ist auch die ganze Viehheerde gestürzt."

Der Aarburg'sche schaute mitleidig lächelnd auf den gutmüthigen Onkel. Beide schwiegen eine Weile.

„Glaubst Du irgend in der Lage zu sein, Dir das Geld verschaffen zu können?" fragte Otto endlich.

„Nein."

„Was denkst Du denn aber zu thun?"

Der Bachhöf'sche zuckte die Achseln.

„Du solltest Dich an die Balteville wenden, Onkel."

„Nein."

„Warum nicht?"

„Sie ist mir Dank schuldig, Otto. Sie wäre meiner Bitte gegenüber nicht frei."

„Pah, Du gehst in Deinem Zartgefühle zu weit. Dazu haben wir ja eben unsere Freunde, damit wir uns in der Stunde der Noth an sie wenden. Es handelt sich ja hier nicht um ein Geschenk, sondern um ein Darlehn."

„Einerlei," erwiderte der Alte finster, „an die Balteville wende ich mich nicht und wenn ich darüber in den Schuldthurm müßte."

Otto schwieg und pfiff sich das Lied von den „schönsten Augen" vor.

„Mir wäre es in Deiner Stelle auch unangenehm, aber nicht weil sie mir Dank schuldig wäre, sondern weil sie doch eine einigermaßen schofle Personage ist. Indessen, ich bitte Dich, mit wem Alles macht man nicht Geschäfte!"

„Ist Graumantel auch bei Dir gewesen?"

„Ja wohl. Sollte es Dir aufgefallen sein, daß seine rothe Mappe außerordentlich gefüllt war, so mögest Du erfahren, daß dieser Umstand mein Verdienst ist."

Dabei begann Otto: „Soviel Stern am Himmel stehen“ zu pfeifen.

„Hat Lehmhof Deine Wechsel auch verkauft?“

„Nein, das hat er hübsch bleiben lassen.“

„Und wie denkst Du Dir zu helfen?“

„Keine Ahnung, lieber Onkel, aber ich denke, Gott verläßt keinen ehrlichen Deutschen.“

Der Onkel seufzte.

„Du hast gut scherzen,“ sagte er dumpf, „Du bist ein allein stehender Mann.“

Otto pfiff statt aller Antwort: „Einsam bin ich, nicht alleine“, fügte dann hinzu: „Ich stehe allerdings so allein da wie der Papst“ und pfiff weiter: „Der Papst lebt herrlich in der Welt.“

„Ich weiß nicht wie es kommt,“ sagte er entschuldigend, „allein ich bin heute wie ein Staar im März, ich muß immerfort pfeifen.“

Und er pfiff: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“

„Weißt Du was, Onkel,“ sagte er dann, „wir wollen nach Amerika auswandern.“

Er sah seinen Onkel fragend an und pfiff dazu: „Das Schiff streicht durch die Wellen, Fridolin.“

„Ach Otto, Du bist ein Kind,“ rief der Onkel schmerzlich und wie enttäuscht, aber er bewirkte durch seinen Ausruf zunächst nur, daß Otto in die Melodie: „Jüngling war ich noch an Jahren“ überging.

Dann aber sagte er: „Nein, Onkel, ich bin im Gegentheil ein ganz ausgewachsener Junge und ich bilde mir ein, daß ich in Amerika mein Glück machen würde. Die alte Welt ist für Leute meines Schlages zu eng und da können wir uns denn nicht entschließen, das Arbeiten ernstlich anzufassen, da drüben aber wird es gehen. Was meinst Du dazu?“

Und er pfiff: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus.“

„Ich meine, daß Du mit Seifenblasen spielst. Was willst Du in Amerika?“

„Komm mit, Onkel.“

„Ach, geh' mit Deinen Kindereien!“

„Warum Kindereien, Onkel? Komm mit!“

„Ach geh' doch! Wir Schweinsberg's sind deutsche Edelleute, was sollten wir in Amerika?"

Otto pfiff: „Vetter Michel wohnt in der Lämmer= Lämmergaß", hielt aber plötzlich damit inne und sagte, indem er den Onkel scharf fixirte: „Nun, dann gieb mir wenigstens Deine Duding mit."

Der Onkel stand unwillig auf.

„Ist das die Zeit dazu, Späße zu machen und noch dazu solcher Art," rief er.

„Ich mache gar keine Späße, Onkel," erwiderte Otto und stand auch auf, „es ist mir mit meinem Anliegen vollkommen Ernst."

Der alte Baron sah ihn groß an.

„Du schonst mit Deinen Scherzen Nichts," sagte er dann.

„Ich wiederhole Dir nochmals, Onkel, daß ich in allem Ernst Duding mitzunehmen beabsichtige."

Der Aarburg'sche sagte das mit lachendem Munde, aber seine Augen blickten dabei sehr ernst und der alte Baron, der das Gesicht seines Neffen kannte, wußte jetzt, woran er war.

„Liebst Du sie denn?" fragte er.

„Zu Befehl," war die Antwort, der die Melodie: „Das Aennchen von Tharau" folgte.

„Glaubst Du denn auch von ihr geliebt zu werden?" fragte der Bachhöffche, den die leichtfertige Art, in der sein Neffe die wichtige Angelegenheit behandelte, innerlich empörte.

„Keine Idee, lieber Onkel, aber wenn Du es erlaubst, so werde ich in einer Viertelstunde in der Lage sein, Deine Frage zu beantworten, und wenn Du es nicht erlaubst, binnen vierundzwanzig Stunden."

Der Alte blickte finster vor sich hin. Er wußte, daß es kein Mittel gab, seinen entschlossenen und zu Allem fähigen Neffen von einer Zusammenkunft mit der Tochter abzuhalten und doch sträubte er sich dagegen, ihm das zuzugeben.

Otto half ihm in seiner Weise über längeres Nachdenken hinweg.

„Ich weiß, worüber Du jetzt nachdenkst," sagte er in gutmüthigstem Tone, „und ich finde es sehr natürlich. Du denkst darüber nach, ob Du mich zur Thüre hinauswerfen oder aber Deine Tochter rufen sollst. Du wirst schließlich das Letztere thun, weil Du Dir

sagen mußt, daß ich Duding doch jedenfalls sprechen werde, Du magst nun vornehmen was Du willst. Außerdem hoffest Du, daß ich mir einen Korb holen werde."

Der Bachhöffsche war ein viel zu unentschlossener Character, als daß die freche Sprache des Neffen ihm nicht auch jetzt, wie sonst schon so oft, hätte imponiren sollen.

„Warum wendest Du Dich dann überhaupt an mich?" fragte er.

„Hm, es war, wenn Du willst, eine Marotte, aber es geschah aus Rücksicht für Duding. Ich dachte mir: Wenn das arme Mädchen mich wirklich so lieb hat, daß es mir, dem durchgehenden Schuldner und Schwindler, bei Nacht und Nebel in die weite Welt folgt, dann wird es ihr eine Art Beruhigung sein, daß wenigstens ihre Eltern darum wissen. Ich handle, wie Du siehst, offen und ehrlich, wenn auch in meiner Weise, folge meinem Beispiel und thue das Gleiche. Duding ist vierundzwanzig Jahre alt, sie wird wissen, was sie zu thun hat."

Dieses Argument schlug bei dem Alten durch. „Ja, sie wird wissen, was sie zu thun hat und ob sie eine Landstreicherin werden will oder nicht," sagte er zornig und verließ das Zimmer.

Er fand Duding im runden Gemache. „Komm in mein Zimmer," sagte er rauh. „Otto will um Dich anhalten."

Duding wurde kreidebleich, aber sie erhob sich doch, legte ihre Handarbeit weg und folgte mit schwankenden Schritten dem Vater. Während sie durch die andern Zimmer gingen, hätte dieser für sein Leben gern ein paar abwehrende Worte zu ihr gesprochen, aber das erschien ihm illoyal und er schwieg.

Otto richtete sich, als der Onkel das Gemach verlassen hatte, hoch auf und blickte finster vor sich nieder. Die entscheidende Stunde war gekommen und in ihr schlug selbst dem in Selbstbeherrschung geübten Hazardspieler das Herz wild gegen die Brust. Er war so bleich wie der Vater und die Tochter, die jetzt eintraten; nur seine Narben brannten in dunklem Roth. Er stützte sich mit der Rechten schwer auf den Schreibtisch.

„Setze Dich, mein Kind," sagte der alte Schweinsberg mit bebender Stimme und Duding sank neben ihm auf das Sopha.

Alle drei schwiegen eine Weile. Dann begann Otto: „Duding,

ich habe Dich hierher bitten lassen, weil — nun weil ich mir einbilde, daß Du mich liebst. Ich bin jetzt so weit, daß ich sagen muß: Ich habe völlig ausgewirthschaftet. Ich habe die Absicht, meinen Gläubigern zu entlaufen wie ein Zigeuner und nach Amerika zu gehen. Ich habe nichts als das nackte Leben, und es ist sehr fraglich, ob ich auch nur dieses mir dort werde erhalten können. Trotzdem stehe ich jetzt vor Dir und bitte Dich: Komm mit! Ich bilde mir ein, daß es uns Beiden lieber sein wird, mit einander zu Grunde zu gehen, als ohne einander unsere Tage im Glücke zu verbringen. Ich bilde mir ein, daß Du mit mir lieber in der Hölle tiefstem Pfuhle brennen willst, als ohne mich in den Himmel eingehen. Ich sehe durch die Maske, die Du seit so vielen Jahren getragen hast, hindurch in Dein Herz und ich lese darin, wie ein Christ in der aufgeschlagenen Bibel. Du bist kein gewöhnliches Weib, in Dir fließt altes deutsches Heldenblut, wageluftiges, hingebendes Heldenblut. Ich sage Dir jetzt: Komm mit! Komm, theile mit mir mein ungewisses Loos! Komm, theile mit mir das sichere Verderben! Komm, geh' mit mir zu Grunde! Komm', folge mir, dem Wüstlinge, mir, dem durch und durch verdorbenen Manne. Ich sage Dir: Komm', komm' und geh' mit mir zu Grunde. Komm', stehe auf und sage dem alten Manne da, daß Du mit mir zu Grunde gehen willst. Komm', hier an meiner Brust ist Dein Platz. Komm', theile meine Schande, meinen Untergang! Komm', ich sage Dir: Komm'!"

Otto schwieg und er sah in athemloser Spannung auf die Lippen des schönen Mädchens. Voll athemloser Spannung blickte auch der Vater auf sie. Der unerhörte Ton, den Otto angeschlagen, hatte in seiner innersten Brust einen sympathischen Wiederhall gefunden, mußte er nicht fürchten, daß es seinem Kinde ergehen würde wie ihm?

Armes Mädchen! Arme Duding! Wie schnitt jedes Wort, das er sprach, Dir in's Herz, wie furchtbar verstand er es, Dich zu treffen! Wie er jetzt dasteht, schön, hochmüthig und frech wie Lucifer, und Dich anblickt und in Deinem innersten Herzen liest. Wenn Ihr jetzt an einem Abgrunde ständet und er forderte Dich auf, Dich mit ihm hineinzustürzen, mit einem Jubelschrei flögest Du auf ihn zu, aber er will mehr als das, viel mehr. Er will, daß Du mit ihm verkommen sollst, in Schande und Schmach, mit ihm hinabfahren sollst

zu der Hölle Grund! In wahnsinniger Angst flehst Du zu Gott um Hilfe gegen ihn, den Du liebst, um Rettung vor dem, an dessen Brust Dein Herz Dich zieht. Dein irdisches Leben willst Du hingeben für ihn, aber Deine Seele nicht. Armuth und Schande willst Du auf Dich nehmen um seinetwillen, aber das ewige Verderben nicht!

Duding erhob sich. „Nein," stöhnte sie, „nein," und sank dann zurück in tiefe Ohnmacht.

Otto Schweinsberg schlug mit der Faust schwer auf den Tisch, dann wandte er sich um und verließ das Zimmer.

Ein neuer, gewaltiger Regenguß rauschte hernieder, während er draußen in den Wagen stieg. „Nach Parkhof," sagte er mit fester Stimme.

Am Abende dieses Tages schrieb Frau Eleonore an ihre Brüder. Zum ersten Mal entschloß sie sich, ihnen ihre Lage klar und unumwunden zu schildern und sie um Hilfe anzugehen.

Als sie geschrieben hatte, begab sie sich in das Schlafzimmer der Tochter, an deren Bette sie ihren Mann fand.

„Sie schläft sanft und ruhig," flüsterte er.

„Schön," erwiderte Frau Eleonore. „Wir müssen sie verheirathen, Gustav. Für ein solches Leiden ist eheliches Glück das einzige Heilmittel.

Des Falken Bändigung.

Während sich in Bachhof Dudings und Otto's Geschicke entschieden, nahete auch in Behrslappen die Entscheidung. Lebrecht lag nun schon seit Wochen schwer darnieder. Das Krankenzimmer war mit all' dem Luxus ausgestattet, den Adelheid in dem sonst so einfachen, unschönen Behrslappen heimisch gemacht hatte, aber so wenig er zu dem alten, häßlichen Hause paßte, so wenig trug er auch zu dem Behagen seiner Bewohner bei.

Lebrecht war sehr krank. Er lag auf dem Rücken, das Gesicht hatte eine bläuliche Farbe, und wenn ihn der kurze, trockene Husten überfiel, hatte er die heftigsten Schmerzen in der Brust. Er wurde von großer Unruhe geplagt und von schrecklichem Durst, aber er litt ohne ein Wort der Klage.

Der Vater und die Stiefmutter hatten auch in der vorhergehenden Nacht, wie schon in so mancher früheren, an seinem Krankenbette gewacht. Adelheid hatte sich als eine unermüdliche Pflegerin erwiesen, und in dieser Pflege waren die besten und edelsten Seiten ihres Charakters schön hervorgetreten. Sie, die sonst so Ungeduldige, war jetzt so geduldig, die sonst so Heftige, war jetzt so sanft gewesen.

Eben war sie in der Sophaecke ein wenig eingeschlummert. Ihr Gatte schaute von Zeit zu Zeit zu ihr hinüber und so oft das geschah, fuhr ihm ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf, so daß er sich mit der Hand über die Stirne fuhr, als könne er ihn dadurch verscheuchen. Adelheid war in der letzten Zeit ungemein mager geworden, ihr Gesicht glich mehr denn je dem Kopfe eines Raubvogels, an dessen dauernde Zähmung nicht zu denken ist. Heute war ihr das schwarze Haar in die weiße Stirn gefallen und die schwarzen Augenbraunen und Wimpern hoben sich von dem bleichen Gesicht eigenthümlich pikant ab. Sie mochte träumen, wenigstens lag ihre Stirn in dichten Falten und ihre schmalen Lippen waren fest aufeinander gepreßt. Der Gedanke,

den Lehmhof durch seine Handbewegung zu verscheuchen suchte, lag nahe genug. Wird der wilde Falke da sich auf die Dauer in Behrslappen festhalten lassen, oder wird er eines Tages das leichte Holzgitter seines Käfigs zerbrechen und in die weite Welt fliegen? So lautete dieser Gedanke.

Lehmhof saß am Krankenbette seines einzigen Kindes, seines Erben. Dieser Erbe sollte todtkrank sein, so sagten die Aerzte, so sagte Adelheid, so sagte der Kranke selbst, aber Lehmhof glaubte es nicht. Er konnte es nicht glauben. Wie, dieses Kind, für das er so unermüdlich gearbeitet und gespart hatte, sollte sterben, ohne die Früchte seiner Arbeit, seines Sparens gekostet zu haben? Nein, Lebrecht wird leben, Lebrecht wird sehr angenehm leben. Sein Leiden ist nur vorübergehend, es hängt mit seinem zu schnellen Wachsthume zusammen und darum werden einige Jahre der Reife ihn herstellen. Gerade diejenigen Leute, welche in ihrer Jugend mit Kränklichkeit zu kämpfen hatten, pflegen, wenn sie erst diese Periode überwunden haben, am längsten zu leben. Lebrecht wird leben, er wird lange und angenehm leben. Kein Mensch wird ihn über die Achsel ansehen, Niemand wird es wagen, den reichen Grundherrn zu verspotten, ihn zu verhöhnen. Man wird dem reichen jungen Baron — ein solcher wird Lebrecht sein — überall mit Zuvorkommenheit begegnen; man wird, wenn er seine nationalökonomischen Grundsätze entwickelt, ihm mit Achtung zuhören; man wird sich darum reißen, ihn als Schwiegersohn begrüßen zu können. Dieser steinreiche junge Edelmann, dem die Güter am Flusse gehören von der einen Stadt bis zu der andern und der Aarburg in ganz billiger Arrende hat, wird nicht nöthig haben zu arbeiten; er wird nicht nöthig haben ohne viel Auswahl zu jedem Erwerbsmittel zu greifen, das sich darbietet; er wird nicht nöthig haben, sich das Leben durch Sorge zu verkürzen. Er wird ganz Edelmann sein, ganz Anstand, ganz Repräsentation. Edelleute, die völlig in Repräsentation aufgehen, pflegen sehr alt zu werden; Lebrecht wird so alt werden wie ein englischer Peer.

Es ist unmöglich, daß man von dem Vater eines solchen Mannes anders als mit Hochachtung reden wird. Man wird sagen: „Der alte Lehmhof nahm es mit dem Erwerben nicht gar zu genau," es ist wahr, aber im Grunde konnte man ihm das nicht übel nehmen.

Er hatte das Unglück als ein ganz armer Edelmann geboren zu werden und in Folge dessen wurde er von Jugend auf von den reichen Standesgenossen verspottet und verhöhnt. Da nahm er sich vor, einmal, es koste was es wolle, so reich zu werden wie sie und er führte seinen Entschluß aus. Er war nicht sehr wählerisch in den Mitteln, die zum Zwecke führten, aber er war doch immer ein Edelmann. Er hat allerdings nur wenig für die Armen und Elenden gethan, aber sein Sohn macht ja jetzt über und über gut, woran es der Vater in dieser Beziehung hat fehlen lassen, sein Sohn versteht zu repräsentiren, ist ein großer Grundbesitzer, ein echter Edelmann — wir wollen ihm zu Liebe über die Gebrechen des Vaters den Mantel christlicher Liebe decken. Hat er uns doch unseren Landesbevollmächtigten gegeben.

So werden einmal die Leute sprechen. Wir sollen dann aber die Leute so sprechen können, wenn Lebrecht gestorben ist? Nein, Lebrecht kann nicht sterben.

Lebrecht kann nicht sterben und darum braucht man sich auch keine Sorge um ihn zu machen, aber der Falke da in der Sophaecke der — der —. Wie, wenn es dem einmal einfiele, sich zu schütteln, sich zu erheben und davon zu fliegen in die weite, weite Welt? Das würde sich doch häßlich anhören, wenn die Leute einmal sagten: „Der Vater unseres Landesbevollmächtigten nahm sich ein bürgerliches Weib und das lief ihm noch dazu eines Tages davon.“ Aber auch abgesehen von den Leuten, er selbst würde es nicht überleben können, wenn der Falke ihn eines Tages verließe. Er hat sich so an ihn gewöhnt, daß er selbst dagegen Nichts hat, wenn der Falke ihm sein Streicheln und Küssen mit scharfen, schmerzenden Schnabelhieben vergilt. Wenn er nur da ist; wenn er ihm nur von Zeit zu Zeit, und wäre es auch noch so selten, diese Zärtlichkeit erlaubt; wenn man ihn nur dazwischen durch die Zimmer rauschen hört.

So sinnt Lehmhof, während er an des Kranken Bette sitzt und dem Strömen des Regens lauscht. In der Regel ist es nur ein eintöniges Plätschern, aber dazwischen rauscht es in der Luft und Wasserströme stürzen hernieder. Das währt nur wenige Minuten, dann plätschert es wieder so eintönig wie zuvor.

„Papa!“

Lehmhof fährt zusammen. „Was giebt es, mein Kind? Kann ich Dir etwas reichen?“

Lebrecht schüttelt den Kopf.

„Papa, hast Du die Wechsel des Bachhöf'schen verkauft?“

„Jawohl, mein Sohn. Ich habe sie an Graumantel verkauft.“

„Kauf sie zurück, Papa.“

„Ich verstehe nicht, was Du meinst, mein Sohn.“

„Ich sage, Du sollst sie zurückkaufen. Die Wechsel sollst Du zurückkaufen.“

„Nein, mein Sohn. Im Gegentheil, ich wünschte, ich hätte Graumantel noch mehr Wechsel verkaufen können. Jetzt ist der Augenblick gekommen, jetzt kann er weder selbst bezahlen noch auch sich das Geld von andern Leuten borgen, denn wer hat in diesem Jahre baares Geld? Wir werden Bachhof ganz billig kaufen, Lebrecht, ganz billig. Dann fehlen nur noch Parkhof und Wilhelmsthal. Haben wir auch die noch, so wirst Du der Herr sein den ganzen Fluß entlang, und Aarburg wirst Du in ganz billiger Arrende haben.“

„Papa!“

„Ja, mein Kind.“

„Ich werde nirgend der Herr sein, ich werde in einigen Tagen sterben.“

Lehmhof sprang auf. „Du mußt nicht so sprechen, sag' ich, Du mußt durchaus nicht so sprechen, sag' ich, ich verbiete Dir das, sag' ich. Du bist ein Narr, ein liebes kleines aber completes Närrchen. Ach Du mein süßes Närrchen, Du mein kleiner Augapfel, wie kannst Du so närrisches Zeug reden?“

„Papa, — laß mich — ach — Du drückst mich — setze Dich wieder Papa.“

Lehmhof setzte sich wieder.

„Kauf' die Wechsel zurück, Papa. Hörst Du, ich will nicht, daß die Schweinsbergs ihr Erbe verlieren. Hörst Du, Papa?“

„Nein Lebrecht, ich höre gar nicht. Ich will nichts hören, sag' ich, ich bin harthörig, sag' ich, ich bin taub.“

„Papa, ich will aber die Wechsel zurück haben. Sie gehören mir, Papa, Du hast sie mir geschenkt.“

„Natürlich habe ich sie Dir geschenkt, aber Du wirst kein Narr sein, Lebrecht, und die Wechsel zurücknehmen, Lebrecht. Wenn wir dieses Hungerjahr nicht benutzen, sag' ich, so wirst Du nie in Bachhof wohnen können, sag' ich, weil es Dir nie gehören wird, sag' ich."

„Ach, Papa, ich werde dort so wie so nie wohnen. Ihr werdet mich schon nach wenigen Tagen in's dunkle Grab legen."

Lehmhof wollte aufspringen und den Sohn unterbrechen, aber der Falke in der Sophaecke ist mittlerweile erwacht, hat, ohne sich übrigens sonst zu bewegen, die Augen geöffnet und blickt nun so eigenthümlich scharf und zornig zu Lehmhof hinüber, daß dieser schweigt.

„Papa, ich werde von all' dem vielen, schönen Gelde Nichts haben; ich werde Nichts mitnehmen können, nicht einen Pfandbrief, nicht einen Papierrubel; ich werde so arm vor Gott treten, als wäre ich ein Bettler."

Lehmhof fuhr sich mit beiden Händen nach der Binde und zerrte sie herunter, als sei er dem Ersticken nahe.

„Laß' mich aussprechen, Papa, ich bitte Dich, unterbrich mich nicht. Es wird mir ohnehin schwer genug zu sprechen. Wenn Du wüßtest, wie das hier in der Brust weh thut! Ach!"

Adelheid fuhr rasch empor und war in einem Augenblicke am Bett des Kranken.

„Du darfst nicht so viel sprechen, Lebrecht," rief sie rauh. „Papa wird sogleich an Graumantel schreiben und die Wechsel zurückfordern. Wir wollen sie dann zusammen verbrennen."

Lehmhof fuhr auf. „Das werdet Ihr nicht," rief er, „das werdet Ihr gewiß nicht. Ihr seid toll! Warum wollt Ihr Geld verbrennen."

Lebrecht winkte dem Vater, sich wieder zu setzen und dieser gehorchte.

„Papa, ich liebe das Geld."

„Natürlich, mein Sohn, natürlich. Wer wird denn das Geld nicht lieben."

„Papa, ich hasse das Geld."

„Ach, geh' doch Lebrecht, was redest Du da!"

„Papa, glaube mir, ich werde sterben. Laß' mich nicht sterben,

ohne wenigstens etwas Gutes gethan zu haben. Laß' mich die Bachhöf'schen Wechsel verbrennen. Bitte, bitte, Papa!"

„Warum verbrennen, mein Sohn, warum verbrennen? Wechsel sind Geld, sag' ich, wann hat man je Wechsel verbrannt! Du wirst nicht sterben, Lebrecht, aber Du bist sehr krank und deshalb will ich Dir, wenn Du es durchaus willst, versprechen, daß ich von den Wechseln in diesem Jahre keinen Gebrauch machen will, oder meinetwegen überhaupt nicht eher, als bis Du es selbst gestatten wirst; aber verbrennen — nein. Wer wird Geld verbrennen!"

„Papa, ich muß sie aber haben!"

„Schaff' ihm die Wechsel, Lehmhof. Hörst Du, schaff' sie ihm. Schreibe sogleich an Graumantel und wir wollen dann einen Boten zur Stadt schicken."

„Ja, das will ich gern thun, Adelheid, aber Ihr dürft die Wechsel nicht verbrennen. Wozu sie verbrennen!"

„Papa, ich muß die Wechsel haben. Es sind meine Wechsel."

„Gut, Kind, gut, Du sollst sie haben."

Lehmhof erhob sich und verließ das Zimmer.

„Wenn ich sterben sollte, ehe die Wechsel kommen, so verbrenne Du sie," sagte Lebrecht zu Adelheid.

„Jawohl, Lebrecht. Wenn Du sterben solltest, so wird Alles genau so geschehen, wie Du es anordnest. Ich werde Dein Testament auf's Pünktlichste vollstrecken, verlaß Dich darauf."

Um den Mund des Kranken spielte ein freudiges Lächeln.

„Du wirst Alles thun, um was ich Dich bitte?"

„Ja."

„Gelobe mir das.

„Was bedarf es der Versicherung. Du kennst mich."

Der Jüngling nickte der jungen Stiefmutter freundlich zu.

„Ich kenne Dich," sagte er. „Ich werde Gott erzählen, wieviel Liebes Du mir armen, verachteten und verhöhnten Knaben immer erwiesen hast; doch er weiß es ja schon, er wird es Dir einmal vergelten."

Adelheid war neben dem Bette des Kranken in die Kniee gesunken und verhüllte ihr Gesicht in der Decke.

Der Kranke tastete, ohne sich auf die Seite zu wenden, mit der Rechten über die Decke, bis er Adelheids Haar erreichte.

„Nicht wahr, Adelheid," fuhr er fort, „Du wirst den armen Vater nicht verlassen? Du wirst ihn auch dann nicht verlassen, wenn ich todt bin?"

Adelheid bebte unter der leichten, abgezehrten Hand des Kranken, aber sie antwortete nicht.

„Ach nein, das wirst Du nicht thun. Du wirst ja Alles thun, um was ich Dich bitte, Du wirst mir auch die größte Bitte erfüllen."

Der Kranke hielt inne, als erwartete er eine Antwort; aber Adelheid schwieg.

„Ich kenne Dich," fuhr er fort, „und ich kann ruhig sterben. Jetzt, da ich sterben muß, ist mir, als wäre ich bisher blind gewesen und als würde ich nun sehend. Der Vater ist nicht so schlecht, wie er erscheint. Man hat ihn viel verhöhnt, Adelheid, vielleicht noch mehr als mich, da ist er so hart und geldgierig geworden. Er hat immer nur an mich gedacht und hat mich davor schützen wollen, daß man mich auch verhöhnt; aber man that es doch!"

Der Kranke stöhnte schwer. Adelheid bewegte sich unruhig unter seiner Hand.

„Mein Tod wird ihn furchtbar treffen," sprach Lebrecht weiter, „und ich glaube, er wird ihn nicht lange überleben. Nicht wahr, Adelheid, Du wirst ihm helfen, die wenigen Jahre, die er noch leben wird, nicht allzu einsam zu verbringen?"

Adelheid athmete mühsam.

„Die Leute sagen, Du sollst ihn betrügen und Otto soll Dein Buhle sein. Ich glaube das nicht, das ist eine Verleumdung. Wer gegen ein so wehrloses und von aller Welt verlassenes Geschöpf, wie ich es bin, so liebevoll sein kann, wie Du, der ist nicht schlecht."

Es scheint Adelheid, als ob der Teppich, auf welchem sie kniet, sich senkt; er sinkt mit rasender Geschwindigkeit herab, der Luftdruck des jähen Falles benimmt ihr den Athem; aber mit schrecklicher Deutlichkeit hört sie jedes Wort, das der Kranke da, hoch, hoch über ihr, redet.

„Du wirst ihn nicht verlassen," sagt er. „Siehe, ich habe nie Jemand geliebt und darum denke ich mit Schrecken daran, vor Gott

zu treten, wo der Ankläger sagen wird: „„Er gehört mir, denn er hat nie geliebt.““ Das ist schrecklich, Adelheid. Wenn Du einmal vor Gott treten wirst, wirst Du sagen können: „„Ich habe wohl geliebt. Ich habe meinen Stiefsohn geliebt. Es war ein häßlicher, mürrischer Jüngling, den kein Mensch leiden mochte, mit dem Niemand sprach, als um ihn zu verspotten und zu quälen. Ich habe ihn gepflegt, als wäre er schön und liebenswürdig gewesen. Ich habe nicht geduldet, daß sie ihn neckten, ich bin lieb und freundlich gegen ihn gewesen, obgleich er mir nie gezeigt hat, daß er meine Liebe zu würdigen wußte.““

„Dann wird der Ankläger fragen: „„Wen hast Du noch geliebt?““ Dann wirst Du erwidern: „„Da war auf Erden ein alter Mann.““ Richte mich ein wenig empor, Adelheid.“

Adelheid hört, wie die Stimme dort hoch oben das sagt, aber wie soll sie nach oben gelangen?

Sie schweigt und die Stimme fährt fort:

„Du wirst sagen: „„Als der Jüngling den bittern Tod kostete, da habe ich alle diese Liebe auf seinen Vater übertragen. Der war nicht weniger einsam und verachtet als der Sohn und sie verhöhnten ihn wie diesen. Ich bin aber seine treue Gefährtin geblieben.““ So wirst Du sagen können, Du Treue, Gute. Ach, richte mich etwas empor!“

Und wieder hört Adelheid die Bitte hoch von oben her, sie will sich aufrichten und dem Kranken helfen, aber sie kann nicht, die Glieder sind ihr wie gelähmt.

„Ach, Adelheid, es ist doch schwer zu sterben! Was hatte ich vom Leben? Und doch wird mir das Sterben so schwer, so schwer!“

Adelheid macht eine gewaltige Anstrengung, um sich von der Lähmung, die sie gefangen hält, zu befreien. Als sie sich etwas bewegen kann, fühlt sie die leichte Hand des Kranken auf ihrem Scheitel und weiß wieder, wo sie ist. Sie erhebt sich und richtet den Kranken auf.

„Wie Du stark bist,“ sagt er freundlich lächelnd.

Adelheid nickt nur. Dann wendet sie sich ab und sagt rauh:

„Was Du willst, soll geschehen.“

„Alles, Adelheid?“

„Alles. Sage mir nur, was Du noch wünschest."

„Werdet Ihr in's Ausland gehen?"

Adelheid nickt ihm schweigend zu.

„Thut das. Gott vergelte Dir, Adelheid. Ich habe jetzt nur noch einen Wunsch, aber den kannst Du mir nicht erfüllen. Ich wünschte, daß das Sterben mir nicht allzuschwer würde."

Adelheid sinkt wieder vor dem Bette nieder und bedeckt seine gelbe, welke Hand mit Küssen. Er läßt es ruhig geschehen und ein freudiges Lächeln spielt um seinen Mund.

„Alle verhöhnen mich," sagt er, „aber Du küssest mir die Hand."

Lehmhof kehrte in's Krankenzimmer zurück.

„Du wirst die Wechsel erhalten," sagte er.

Der Kranke nickte ihm dankbar zu.

„Laßt mich nun ruhen. Wie sanft werde ich jetzt schlafen."

Liebesnoth.

Als der Aarburgsche Bachhof verließ, war sein Entschluß gefaßt.

„Sie ist nicht, wie ich glaubte," dachte er verächtlich, „sie ist ein gewöhnliches Mädchen. Tant de bruit pour une omelette!»

Als Otto in Parkhof aus dem Wagen stieg, war er ganz der Alte, jeder Zoll Selbstbewußtsein und Keckheit.

„Meine gnädige Frau," sagte er, als er neben Frau von Balteville Platz nahm, „ich komme zu Ihnen wie Leander zu Hero — schwimmend."

Frau Amanda, in der sich mit diesen Namen keine Vorstellung verknüpfte, hielt sich an das letzte Wort.

„Umsomehr müssen wir es anerkennen, lieber Baron, daß Sie doch kommen, das Wetter ist wahrhaft affrös."

„Schauderhaft. Ich versichere Sie, meine gnädige Frau, die Landstraße ist voller Krebse und in den Gräben könnte man armdicke Hechte stechen. In London pflegt man sich bei solchem Wetter zu erhängen."

„Wirklich? Was Sie sagen!"

„Ja, wahrhaftig. Wir hier handeln verständiger, wir lassen anspannen und fahren zu unsern Freunden."

Amanda lächelte geschmeichelt. „Das ist für diese sehr schmeichelhaft," sagte sie.

„Hm, es ist schön, daß Sie das finden. Ich bin gekommen, um Ihre Freundschaft ein wenig auf die Probe zu stellen."

„Nun, womit kann ich dienen?"

Schweinsberg erhob sich, beugte vor Frau Amanda die Kniee und sagte feierlich:

„Mit Ihrer Tochter."

Frau von Balteville fuhr zurück.

„Sie halten um meine Tochter an?" rief sie.

„Allerdings, meine gnädige Frau," erwiderte Otto, indem er aufstand, sein Taschentuch zog und mit demselben auf die Kniestelle seiner Beinkleider schlug.

Frau Amanda war über und über roth geworden.

„Herr Baron," sagte sie erschüttert, „Ihr Antrag ist für uns sehr ehrenvoll."

„O bitte, Sie sind sehr gütig."

„Ihr Antrag," wiederholte Frau Amanda, „ist für uns sehr ehrenvoll und ich für meine Person muß Ihnen gleich jetzt sagen, daß ich mich unendlich freuen würde, Sie als Schwiegersohn begrüßen zu dürfen. Ich weiß, daß ich Niemand finden könnte, dem ich mein Kind mit mehr Ruhe anvertrauen würde, als Ihnen, Herr Baron, allein Sie werden es natürlich finden, daß ich erst mit meinem Kinde Rücksprache nehme, ehe ich mich entscheide. Nicht wahr?"

„Allerdings."

Sie werden es mir also nicht übel nehmen, wenn ich Sie ein wenig verlasse?"

„Durchaus nicht. Bitte, legen Sie sich keinerlei Zwang auf."

Frau Amanda erhob sich, reichte Schweinsberg die Hand und verließ das Zimmer.

Als sie gegangen war, stellte Otto sich mit übereinander geschlagenen Armen vor den Spiegel und schaute aufmerksam hinein. „Bei Gott," sagte er, „es fehlen nur noch die Reitstiefel und ich wäre der junge Baron auf der Bühne, wie er jeden Abend für 75 Kopeken zu sehen ist. Ich bin ein geborener erster Liebhaber."

Dann gähnte er, hielt sich das Taschentuch vor den Mund und gähnte wieder.

„Ist das eine langweilige Geschichte," sagte er dann, „in einer Haupt- und Staatsaction aufzutreten, ohne Zuschauer zu haben. Ich bin nur neugierig, wie Mademoiselle Madeleine sich als erste Liebhaberin ausnehmen wird. Gott stärke übrigens dem Kinde die Nerven, daß es die Sache nicht allzu tragisch nimmt."

Der Baron setzte sich dann an den Büchertisch und vertiefte sich in die Betrachtung der Kaulbach'schen Bilder zum Reineke Fuchs.

Unterdessen begab sich Frau v. Balteville zu ihrer Tochter. Frau Amanda war überglücklich. Der Aarburg'sche Schweinsberg sollte ihr

Schwiegersohn werden, jener „wilde Schweinsberg", von dessen Abenteuern das ganze Land sprach! Hatten sich nicht ihre kühnsten Träume verwirklicht? Sie sollte es noch erleben dürfen, daß sie kleine Barone, kleine Schweinsberg's als ihre Enkel auf den Knieen schaukelte!

Frau Amanda gedachte mit Rührung ihres seligen Vaters. Wie hätte der sich gefreut, wenn er es erlebt hätte, daß ein Baron, ein wirklicher Baron sein Enkel wurde!

Als sie in das Zimmer ihrer Tochter trat, warf diese erschreckt das Buch, in dem sie gelesen hatte, bei Seite und sprang auf.

„Du bist erhitzt, Mama," rief sie, „es ist doch kein Unglück geschehen?"

„Durchaus nicht, mein Kind. Komm', setze Dich hier zu mir. Ich habe Wichtiges mit Dir zu besprechen."

Madeleine errieth den Zusammenhang und erbleichte. Die Mutter ergriff ihre Hand und sagte bewegt:

„Mein Kind, der Augenblick, den ich lange und heiß ersehnt habe, ist gekommen. Der Aarburg'sche Baron Schweinsberg hält bei mir um Dich an."

Madeleine schrie laut auf.

„Um Gotteswillen, Mama," rief sie, „ich will thun, was Du verlangst, ich will Dir in allen Dingen gehorsam sein, aber verlange nicht, daß ich diesen Mann heirathe."

Die Mutter blickte sie zornig an.

„Mein Kind," sagte sie in sehr energischem Tone, „ich bin nicht zu Dir gekommen, um Dich um Deine Meinung zu befragen, sondern um Dich darauf vorzubereiten, daß Du noch heute des Barons Verlobte werden wirst. Verstehe mich recht, mein Kind, und bilde Dir nicht ein, daß Du an meinem Entschluß Etwas ändern wirst."

Madeleine brach in einen Strom von Thränen aus.

„Du bist unglaublich thöricht," schalt Frau Amanda. „Ein Baron, ein stattlicher, schöner Mann, aus einem der ältesten Geschlechter dieses alten Adels, ein reicher Majoratsherr hält um Dich an, und statt daß Du voll Jubel in seine Arme fliegst, machst Du mir eine solche Scene. Verstehst Du denn nicht, was es heißt, eine Baronin zu werden! Hast Du denn keine Ahnung davon, was es

zu bedeuten hat, einmal die Aarburg'sche Frau Baronin Schweinsberg zu sein! Wahrhaftig, Du hast es gar nicht verdient, daß der Baron um Dich anhält, Du schlechtes Kind Du!"

„Aber Mama, ich liebe ihn nicht," schluchzte Madeleine.

„Das ist es eben, was ich Dir vorwerfe. Ich weiß sehr wohl, daß Du Dir einbildest, den Endhöf'schen zu lieben, so unglaublich das ist, denn er liebt Dich nicht einmal wieder, und selbst wenn er Dich wieder liebte, so würde ich doch nie darein willigen, daß Du einen Bürgerlichen heiratheſt. Nie, Madeleine, nie. Ich bin das Deinem seligen Vater schuldig, diesem Edelmanne von Kopf bis zum Fuß, und wenn sein Geist jetzt auf uns herabsieht, so soll er mir nicht vorwerfen dürfen, daß ich es zuließ, daß seine Tochter eine, seiner Familie unwürdige Wahl traf.

„Mama," rief Madeleine, „wenn er mich wieder liebte, wenn er mich auch nur ein wenig wieder liebte, Ihr solltet bei mir Nichts ausrichten können."

„Nun, das würde sich zeigen, aber er liebt Dich ja nicht, im Gegentheile, der Endhöf'sche, der leider ein viel feineres Verständniß hat für das, was sich ziemt, als Du, meidet Dich. Sei verständig, Madeleine, denke, wenn Du nicht auf Dich selbst Rücksicht nehmen willst, an Deinen Bruder. Soll Horace nicht auch ein Fremder bleiben in diesem Lande, in dem er nun doch einmal leben muß, soll er sich dem alten, berühmten Adel dieses Landes anschließen, soll er einmal hier diejenige Stellung einnehmen, wie sie dem Valteville du Lys, wie sie dem Besitzer von Parkhof gebührt, so müssen wir uns mit den großen Adelsfamilien des Landes verbinden. Hilf Du dem Bruder das Lebensglück begründen!"

„O Horace," rief Madeleine, „was thäte ich nicht für Dich!"

„Siehst Du, Madeleine, ich weiß, daß ich nicht umsonst an Deine Geschwisterliebe appellire. Ich weiß, daß Du Sinn hast für die Ehre der Familie, denn Du bist Deines Vaters Tochter. Horace ist weich und unentschlossen, da müssen wir Frauen für ihn handeln. Mein Kind, Du kennst mich genug, um zu wissen, daß ich Dir nicht zureden würde, einen Unwürdigen zu wählen. Der Aarburg'sche hat ein wenig wild gelebt, es ist wahr, aber reizt es Dich denn nicht, einen Mann zu Deinen Füßen zu sehen, den Alle fürchten? Frage

doch nach, wo Du willst, was wirft man ihm denn vor? Ward ihm je etwas Unehrenhaftes nachgesagt? Er ist leichtsinnig gewesen, er ist mitunter übermüthig und gewaltthätig aufgetreten, er hat Schulden gemacht. Wer will das einem jungen, unverheiratheten Majoratsherrn verdenken!"

So sprach Frau Amanda und sie drang so lange in ihre Tochter, bis diese an Seele und Leib gleich müde, endlich nachgab und am Arme der Mutter hinabging in den Saal, in welchem Schweinsberg mittlerweile bereits in der äußersten Ungeduld auf und ab ging. Als er das bleiche, verweinte, schwankende Mädchen in seine Arme schloß, da bedurfte er seiner ganzen Schauspielerkunst, um nicht aus der Rolle zu fallen. Ein unbeschreiblicher Widerwille gegen sie, gegen ihre Mutter, gegen sich selbst stieg in ihm auf und wenig fehlte, so hätte er Madeleine freigelassen und wäre davongeeilt. Allein er rief Alles, was er an Frivolität besaß, zu Hilfe und blieb. Duding sollte noch heute erfahren, daß er auch ohne sie leben könne. Er drang darauf, daß sogleich ein Bote nach Bachhof geschickt wurde, um seinem Onkel das freudige Ereigniß mitzutheilen. Er war dann übermüthiger und kecker denn je, wie es sich für einen jubelnden Bräutigam schickte. Er schien Madeleinen's Kälte für jungfräuliche Zurückhaltung, ihre abwehrende Haltung für mädchenhafte Schüchternheit zu nehmen und ganz in der Ordnung zu finden.

Es wurde auch nach Horace geschickt, der mit Markhausen in die Stadt gefahren war. Beide trafen noch am selben Abend ein. Als Madeleine ihren Bruder wiedersah, stürzte sie sich ihm laut weinend in die Arme, während Markhausen Schweinsberg gratulirte.

„Sie werden eine liebe, herrliche Frau bekommen," sagte er sehr ernst.

Schweinsberg dankte spöttisch. Er sah, wie es in seines Verwalters Gesicht zuckte; es war ihm jetzt nur noch lieber, daß er vorhin dageblieben war.

Markhausen empfahl sich bald, aber die Uebrigen blieben den ganzen Abend über beisammen. Schweinsberg unterhielt die Gesellschaft und seine gesellschaftlichen Talente waren so unwiderstehlich, daß er seine Umgebung, so ernst auch jeder Einzelne gestimmt war, doch immer wieder zum Lachen brachte.

Erst spät in der Nacht fuhr er nach Hause. Dort angelangt, setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb an Adelheid:

Beste Freundin!

Ich habe mich heute, Ihrem Wunsche gemäß, mit Madeleine verlobt. Wie Sie sehen, ist Ihr Herr Vetter aus dem Sattel und meine Wette mithin gewonnen. Wie ich sehe, bin ich bei dieser Gelegenheit auch noch einem Anderen in die Wildbahn gerathen, was mir großen Spaß macht. Näheres mündlich. Eine Hand wäscht übrigens die andere, ich rechne daher mit Bestimmtheit darauf, daß Sie mir folgende Bitte nicht abschlagen werden. Sorgen Sie dafür, daß Lehmhof die Bachhof'schen Wechsel wieder zurückzieht. Dieser Wunsch ist ein Scheidegruß an tempi passati. Auf Wiedersehen! Das Leben ist doch der schalste Witz, der je gemacht worden ist.

Ihr

Otto.

Als am folgenden Tage der Regen aufgehört hatte und die Sonne wieder hell schien, fuhr Schweinsberg mit den Balteville's nach Aarburg, um ihnen sein Gut zu zeigen. Als sie auf der Fähre waren, fragte Otto den alten Jahne, ob er sich noch des Gesprächs erinnere, das sie vor einigen Jahren hier mit einander geführt hätten. Der Alte bejahte es, verhielt sich aber sehr zurückhaltend.

„Du bist ein Philosoph," sagte Otto, „Du denkst, es könnte auch noch die eine oder die andere von den Möglichkeiten eintreten, die wir damals erörterten. Was?"

„Ich denke gar Nichts," erwiderte der Alte. „Wenn ich mich mit Denken beschäftigen wollte, wer würde Euch und Eure Braut dann hinüberziehen?" Otto lachte. Frau von Balteville, welche des Lettischen nicht mächtig war, fragte, worauf sich das Gespräch beziehe, sie erhielt aber nur eine ausweichende Antwort.

„Hier ist die tiefste Stelle im ganzen Flusse," sagte Schweinsberg zu Horace und wies auf das schwarze Wasser hin, „hier ist es brunnentief."

„Ja, wer hier hineingeräth, dem kann man nur wünschen, daß Gott seiner Seele gnädig sei," bemerkte der alte Jahne und stemmte sich mächtig gegen den Hebebaum.

„Ob man einen hier Ertrunkenen wohl mit einem Bootshaken erreichen könnte," fragte Schweinsberg.

„Hier nicht, aber dort am Steine," erwiderte der Alte trocken und wies mit der Linken stromabwärts. „Dort pflegen die Leichen angeschwemmt zu werden."

Die Fähre hielt am Aarburgschen Ufer und die Rosse eilten im Galopp das steile Gelände hinauf.

Der alte Jahne setzte sich die Mütze, er war die ganze Zeit über barhaupt gewesen, wieder auf, schützte seine Augen mit der Hand gegen die Sonne und blickte dem Wagen nach, bis er hinter den Gutsgebäuden verschwand.

„Er hat das Gespräch noch nicht vergessen," murmelte er. „Er hat das Schicksal herausgefordert und jetzt bangt ihm vor dem Ausgange des Kampfes. Herrchen, Herrchen, mit Dir nimmt es kein gutes Ende!"

Damit ging der Alte wieder an sein Tagewerk, denn auf dem Parkhöf'schen Ufer warteten schon Bauern, die übergesetzt sein wollten.

Als Schweinsberg mit seinen Gästen auf seinem Erbe eintraf, war Markhausen nicht dort. Er war schon früh am Morgen in den Wald geritten und hatte gesagt, daß er zu Mittag in Endhof speisen werde.

Er traf auch wirklich um die Mittagsstunde bei Heinz ein.

„Sind Sie krank gewesen?" fragte dieser seinen Gast und sah ihm besorgt in das bleiche Gesicht.

„Ich danke Ihnen, nein, ich habe nur in der Nacht nicht geschlafen und bin ermüdet. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie um Ihren Rath zu bitten. Mir ist gestern nämlich das Gut Baltingen im Unterlande unter, wie mir scheint, sehr günstigen Bedingungen zum Kauf angeboten worden, und da möchte ich Sie bitten, meine Pläne und Ueberschläge auch Ihrerseits zu prüfen. Wenn mich nicht Alles trügt, werde ich ein sehr gutes Geschäft machen."

Die beiden Männer vertieften sich nun in Berechnungen.

„Die Bedingungen sind allerdings für den Käufer unerhört günstig," sagte Heinz endlich, was mag den Verkäufer dazu veranlassen, sein Gut unter solchen Umständen zu verkaufen?"

„Der Besitzer ist schwindsüchtig und muß nach Italien, es liegt

ihm daher daran, das Gut so rasch als möglich loszuwerden. Außerdem ist er ein entfernter Verwandter von mir. Also, Sie meinen, ich soll zugreifen?"

„Zweifellos. Sie wären ein Thor, wenn Sie es nicht thäten. Markhausen erhob sich und schritt mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

„Nehmen Sie es nicht als Schmeichelei, Eichenstamm, allein, es wird mir sehr schwer werden, auf Ihren Umgang zu verzichten. Wir haben schöne Stunden mit einander verlebt."

„Gewiß, Markhausen, gewiß, aber wir hätten uns doch trennen müssen. Ich kehre zur Wissenschaft zurück."

„Ist das ganz gewiß?" fragte Markhausen und blieb stehen.

„Ganz gewiß. Zu Georgi geb' ich Endhof auf."

Der Baron schüttelte dem Freunde herzlich die Hand.

„Sie glauben nicht, wie sehr Ihr Entschluß mich erfreut," sagte er. Sie sind nicht der Mann dazu, Ihre Tage als Landwirth zu verbringen. Ich weiß sehr wohl, daß Sie auch als Landwirth sehr Tüchtiges leisten würden und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie hoch ich den Beruf eines Landwirthes stelle, aber trotzdem — wer sich so gründliche Kenntnisse in einer Wissenschaft erworben hat, wie Sie, der ist es ihr und sich selbst schuldig, daß er auch bei ihr bleibt."

„Ich denke wie Sie," erwiderte Heinz, „allein ich will Sie nicht täuschen. Ich hätte mich vielleicht nicht so rasch dazu entschlossen, die mir ja auch liebgewordene Thätigkeit des Landwirths aufzugeben, wenn ich nicht noch einen andern Beweggrund hätte, der mich dazu antreibt, Endhof und die Gegend zu verlassen."

Der Baron nickte ihm zu, während es in seinem Gesichte zuckte wie am Abend zuvor, als er in Parkhof Schweinsberg beglückwünschte.

„Wissen Sie, daß der Aarburgsche sich verlobt hat?" fragte er.

„Nein, doch nicht mit Madeleine?"

Der Baron wandte sich ab und stellte sich an's Fenster.

Beide schwiegen lange Zeit. Dann sagte Heinz, wie um das Gespräch in eine andere Bahn zu lenken:

„Wissen Sie, daß Lebrecht Lehmhof in dieser Nacht gestorben ist?"

Markhausen wandte sich um. „Der arme alte Mann!" sagte er

theilnehmend, „der Tod des Sohnes wird ihn hart treffen. Ach, sehr, sehr hart. Ich habe für Lehmhof immer eine gewisse Theilnahme gehabt. Glauben Sie mir, Eichenstamm, der Mann war nicht so schlecht, wie er erschien. Als der sehr arme Sohn eines fremden adeligen Geschlechts ist er früh auf Abwege gerathen, aber beurtheilen Sie ihn nicht zu hart. Er fühlte bald heraus, daß Wohlstand die nothwendige Voraussetzung des Adels ist und seine natürlichen Anlagen kamen dieser Erkenntniß entgegen. Der Spott, den er als Knabe nicht, wie er meinte, um seiner Armuth, sondern um seiner Verlogenheit, um seines Geizes und seiner Engherzigkeit willen, erfuhr, that dann das Seine, um ihn zu verwildern. Es war bei ihm zur fixen Idee geworden, seinen Sohn in den Stand zu setzen, ein rechter Edelmann zu sein: Jetzt ist nun dieser Sohn dahin."

„Es war ein merkwürdiges Geschöpf, der Lebrecht."

„Ja, ein sehr merkwürdiges, beklagenswerthes Geschöpf."

Als Markhausen nach dem Mittagessen davonritt, begleitete ihn Heinz noch eine Strecke. Als sie sich an der Fähre trennten, sagte er, indem er dem Freunde die Hand reichte: „Uns stehen schwere Tage bevor, Markhausen. Kopf hoch!"

Der Baron schüttelte ihm die Hand: „Kopf hoch!" rief er und warf sein Pferd herum.

Heinz kehrte langsam nach Hause zurück. Madeleine ist Braut, dachte er, da wird auch Horace bald in den Kampf müssen. Ist der Junge stichfest?"

Heinz sollte nicht lange auf die Beantwortung dieser Frage warten müssen. Schon am folgenden Tage besuchte ihn Horace. Er sah bleich und elend aus und war völlig verstört und verwirrt.

„Liebster Heinz," sagte er, als er aus dem Wagen gestiegen war, „kann ich Dich unter vier Augen sprechen? Ich habe mit Dir über eine sehr wichtige Angelegenheit zu reden."

„Gewiß," erwiderte Heinz, welcher ahnte, was kommen würde. „Bei mir sind wir immer unter vier Augen."

„Ich weiß das ja, lieber Heinz, ich weiß das ja, aber trotzdem wollen wir die Thüren schließen. Es ist eine für mich so außerordentlich wichtige Angelegenheit."

Sie schlossen die Thüre, die in Heinzens Arbeitszimmer führte und setzten sich.

„Lieber, guter Heinz," begann Horace mit Thränen in den Augen, „ich komme in einer unendlich wichtigen Angelegenheit zu Dir. Hilf Du, rathe wenigstens Du! Lehmhof hat meine Wechsel einem Kaufmanne cedirt, einem schrecklichen, unverschämten Menschen, der neulich bei mir war. Er war ungemein frech, so, daß ich ihm damit drohte, ihn die Treppe hinunterwerfen zu lassen. Als ich ihn einen Unverschämten nannte, erschrak er zwar und mäßigte sich, allein er behauptete, die Zahlung durchaus zum Termine beanspruchen zu müssen. Als er fort war, gerieth ich in Verzweiflung. Ich fuhr am andern Tage zur Stadt und wandte mich an mehrere Juden, allein keiner von ihnen konnte oder wollte mir helfen. Außer mir, war ich im Begriffe, die schrecklichsten Entschlüsse zu fassen, als mich die Kunde von Madeleinens Verlobung nach Hause zurück rief. Aber was thun? Mama war über die Verlobung so überaus glücklich, da meinte ich, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, ihr offen Alles zu entdecken. Gestern, als Otto weggefahren war, begab ich mich in ihr Zimmer und sagte ihr, daß ich Schulden habe und wie viel. Sie erschrak zwar, allein sie erklärte sich bereit, sie zu bezahlen, stellte mir jedoch eine Bedingung."

Horace sah voll Unruhe auf Heinz, aber dieser blickte zu Boden und schwieg.

„Liebster Heinz, ich sagte, daß Mama mir eine Bedingung stellte."

Heinz nickte nur.

„Lieber, guter Heinz, willst Du diese Bedingung wissen?"

Heinz nickte wieder.

„Diese Bedingung war eine schreckliche. Meine Mama verlangte, ich solle Fräulein Eleonore Schweinsberg heirathen. Ist das nicht schrecklich, Heinz? Nicht wahr, das ist doch schrecklich? Ich faßte mir ein Herz und sagte meiner lieben, guten Mama, daß davon nicht die Rede sein könne; daß ich Fräulein Eleonore Schweinsberg nicht liebe; daß ich dagegen Fräulein Lelia anbete. Ach, Heinz, wenn Du gehört hättest, in welchen Zorn meine Mama gerieth. Ich fürchtete, sie würde mich aus dem Zimmer weisen. Sie sagte mir,

daß von einer Neigung zu Fräulein Lelia gar nicht einmal die Rede sein dürfe; daß sie meinem seligen Vater gelobt habe, es nie zuzulassen, daß wir eine andere Verbindung eingingen, als mit Personen aus dem hiesigen Adel; daß sie dieses Gefühl daher gar nicht mit in ihre Rechnung ziehen könne. Sie drohte mir, wenn ich mich weigern würde, ihr zu gehorchen, meine Schulden nicht zu bezahlen; daß sie mich verstoßen und mir statt ihres Segens ihren Fluch hinterlassen würde. Sie rief heute Morgen Otto zu Hilfe, der mit unerträglichem Eifer in mich drang, mich zu fügen und meiner Mama zu gehorchen."

Ach Heinz, rathe Du mir, was soll ich thun?"

Heinz war sehr bleich und bebte am ganzen Körper wie ein Espenblatt.

„Liebst Du Lelia?" fragte er.

„O, ich vergöttere sie, ich bete sie an."

„Nun, dann bleibe ihr treu. Gieb Alles auf, reiß' Dich los von Deiner Mutter und hange Deinem Weibe an."

„Ach Heinz, Du hast gut reden. Wovon sollen wir dann aber leben, wenn ich mich von meiner Mama lossage. Du weißt doch sehr gut, daß mein seliger Vater kein eigenes Vermögen besaß."

„Nun, so erwirb Dir selbst Dein Brod."

„Aber wie, Heinz, aber wie? Ich habe nichts gelernt, ich bin sehr unwissend, wie soll ich mir mein Brod erwerben. Und dann die Schulden! Wie soll ich die 20,000 Rubel bezahlen?"

Heinz schüttelte sich. Konnte er seinerseits etwas dazu thun, daß Lelia das Weib eines solchen Mannes wurde?

„Ich kann Dir nicht helfen," sagte er rauh.

„Lieber, guter Heinz," schluchzte Horace, „zürne mir nicht, verachte mich nicht. Was soll ich thun? Du weißt ja, wie schwach ich bin und wie ungebildet, wie kann ich da so trotzig meine eigenen Wege gehen wie Du!"

Heinz erhob sich und verließ das Zimmer. Die Gegenwart des Gastes war ihm unerträglich. Die Wände des Hauses erdrückten ihn. Er ging langsam am Flusse hinauf. „Solch' ein Mann wird von dem herrlichsten Mädchen mir vorgezogen!" rief er und schlug sich vor die Brust. „Mir, aber wer bin ich denn, daß ich mich so stolz

über Jenen erhebe. Wenn jener wenig begabte, energielose Knabe selbstsüchtig handelt, so empört es mich bis in's innerste Herz und doch kommen seine Liebe zur Mutter, seine Untüchtigkeit seiner Selbstsucht zu Hilfe. Ich habe nicht besser gehandelt und meine Selbstsucht hatte nicht diese Entschuldigung. Ich bin viel weniger liebenswerth als er.

Als Heinz nach zwei schweren Stunden in's Haus zurückkehrte, war Horace nicht mehr da. Auf dem Tische lag ein flüchtig mit Bleistift geschriebenes Briefchen:

„Benachrichtige Deine Cousine von meinem Entschlusse," schrieb Horace. „Das sei der letzte Liebensdienst, den Du Deinem einstigen Freunde erweisest. Dein unsäglich unglücklicher Horace.

Auf schwerem Gange.

Heinz dachte Anfangs daran, sich seiner Aufgabe schriftlich zu entledigen, aber er verwarf diesen Gedanken, weil er ihm unausführbar erschien. Lelia liebte ja zwar Horace und wußte sich von ihm geliebt, aber sie waren nicht verlobt, Heinz konnte ihr daher seine Mittheilung nur mündlich machen.

Das Wetter war wundervoll. Die Sonne schien hell vom wolkenlosen Himmel, die Luft war klar und durchsichtig. Kein Windhauch bewegte die bereits gelblich gefärbten Blätter der Linden am Flusse, der im gefüllten Bette dahinfloß. Als Heinz auf der Fähre war, zog ein Schwarm Kraniche hoch in der Luft über ihn weg — nach Süden. Heinz lehnte sich an sein Pferd und blickte den heranströmenden Wassern entgegen. Er hatte den Fluß so lieb und er mußte sich sagen, daß wenn die Vögel dort oben zurückkommen, sie ihn nicht mehr am Flusse finden werden. Ihm war zu Muthe, als nehme er schon heute Abschied von ihm und müsse nun fort von seinen heimischen Ufern, hinein in die weite Welt. Er hatte am Flusse viel Kummer und Herzeleid erfahren, aber er wußte auch, daß ihm das zum Segen geworden war und daß er den Fluß als ein Anderer verlassen würde, als welcher er zu ihm kam. Er schritt an den Rand der Fähre vor, schöpfte mit der hohlen Hand vom kalten Wasser und netzte sich damit die Stirne.

Der alte Jahne sah ihm schmunzelnd zu. „Es sieht aus, als ob Ihr Euch tauft, Herr," sagte er.

Heinz nickte nur.

Er ritt langsam durch den einsamen Wald, so langsam, daß sein Hengst sich gar nicht in das ungewohnte Tempo finden konnte und von Zeit zu Zeit den Kopf nach seinem Herrn umzuwenden suchte und leise wieherte. Endlich stieg Heinz gar ab und ging zu

Fuß weiter. Es lag ihm wie Blei in den Gliedern. Die Sonne schien hell über die schwarzgebrannten Stämme hin, aber selbst sie konnte das Bild nicht zu einem freundlichen machen. Heinz kam sich vor, wie einer dieser Bäume. Auch in sie wird im Frühlinge frischer, lebenbringender Saft dringen, aber sie werden trotzdem absterben, denn sie sind vom Feuer allzusehr versengt. Die einsamen Jahre in Endhof, der Verkehr mit Markhausen hatten Heinz wieder Geschmack an seiner Wissenschaft finden lassen, ja, ein Wissensdurst, wie er ihn früher nie gekannt hatte, war über ihn gekommen. Wenn er früher fleißig gewesen war, so war er das aus Ehrgeiz und Eitelkeit gewesen, jetzt aber hatte er aus Lust und Liebe zur Sache gearbeitet. Er hatte gefühlt, wie er ein Anderer wurde und er hatte sich darnach gesehnt, wieder unter die Gelehrten zu kommen, in steter Wechselwirkung zu lernen und zu lehren. Er hatte angefangen, freudig und hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken — da hatte das Feuer einer unglücklichen Liebe an ihm emporgeleckt und mit vergilbten Nadeln, mit schwarzer, herabhängender Rinde stand er nun da. Das Gefühl, kein anderes Schicksal verdient zu haben, drückte ihn nur noch mehr darnieder.

In der Nähe des Pastorates hielt ein großer Schwarm Wachholderdrosseln Rast und füllte Zweige und Boden. Sie wanderten auch aus, aber sie waren lustig und guter Dinge, denn sie zogen ja nicht weit und sie wußten, daß sie wieder heimkehren würden.

„Es komme, wie es komme," sagte Heinz endlich halblaut und richtete sich hoch auf, jedenfalls will ich unter Menschen sein und mich unter ihnen bethätigen. Der Herr, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, wird wissen, wann es an der Zeit sein wird, mich heimzurufen zu seiner ewigen Ruhe."

Ein Vers aus einem alten Kirchenliede kam ihm in den Sinn:

Wie die zarten Blumen willig sich entfalten
Und der Sonne stille halten,
Laß mich so
Still und froh
Deine Rechte fassen
Und Dich walten lassen.

Es kam ein stiller Friede über ihn. Der blaue Himmel wölbte

sich über den schlanken Säulen der Gränenstämme und die Sonne warf breite, volle Strahlen auf Heinz, auf sein Pferd und auf den braunen Boden des Waldes.

Eine Weile ließ er die Stille der Waldeskirche auf sich wirken, dann schwang er sich auf's Pferd und ritt im Trabe dem Pastorate zu. Als er am Stalle hielt, erfuhr er von den kleinen Mädchen, die im Hofe spielten, daß der Großvater schwer krank sei, daß Lelia ihn pflege und daß der Pastor zur Stadt gefahren sei. Auf Heinzens Bitte gingen sie hinauf, um Lelia zu sagen, Heinz sei da und wünsche sie zu sprechen.

Heinz ging in die große Stube und nach wenigen Minuten war Lelia bei ihm.

„Ach, Heinz," sagte sie, „Du kommst wohl, um vom Großvater Abschied zu nehmen? Großvater hat ein rechtes Verlangen gehabt, Dich vor seinem Ende noch einmal zu sehen, aber er gestattete nicht, daß wir nach Dir schickten. Nun bist Du doch gekommen!"

„Ist Großvater so krank?"

Lelia nickte nur, ergriff Heinzens Hand und führte ihn hinauf. Das fremde Wesen, das sie in letzter Zeit ihm gegenüber gezeigt hatte, war verschwunden.

„Sie hat jetzt erkannt, daß ich um ihre Liebe weiß und daß ich mir daher keine Hoffnung machen kann," dachte Heinz. Er dachte das ohne alle Bitterkeit.

„Großvater, da ist er," sagte Lelia, als sie und Heinz am Bette des Greises standen, und ließ seine Hand fahren.

Der alte Mann lächelte freundlich.

„Siehst Du, Lelia," sagte er, „ich wußte ja, daß ich nicht sterben würde, ohne meinen Heinz gesehen zu haben. Ich wußte, daß er vorher noch kommen würde."

Er streichelte Heinzens Hand sanft. „Nun setze Dich her, mein Herzensheinz," fuhr er fort.

Heinz und Lelia setzten sich an das Bett des Kranken, die kleinen Mädchen, die auch hinaufgekommen waren, drängten sich zu beiden Seiten an Lelia.

„Sieh'," sagte der Großvater und wies mit der abgezehrten,

bleichen Hand zwischen Heinz und Lelia hindurch nach der gegenüberliegenden Wand des Zimmers.

Heinz wandte sich um und gewahrte nun erst, daß an derselben ein Sarg stand. Es war ein ganz gewöhnlicher Sarg aus Tannenholz, ohne Anstrich, wie solche bei den armen Bauern der Gegend üblich waren.

„Sieh'," fuhr der Großvater fort, „da werdet Ihr mich bald hineinthun. Tannenholz erhält sich nicht lange, mein Sarg und ich werden bald zu Staub geworden sein, wie wir aus Staub geschaffen sind. Wenn man so glücklich gelebt hat und so alt geworden ist wie ich, dann ist es schön, einzugehen zur ewigen Ruhe."

Der Großvater lag eine Weile mit geschlossenen Augen still da. Dann sagte er lächelnd:

„Ihr Beide habt es noch nicht so gut. Ihr seid ja aber auch noch nicht so glücklich gewesen wie ich."

Unten schlug die Kukuksuhr und „Kukuk" schallte es dreimal durch das stille Haus.

„Wie liebe ich diesen Kukuksruf," sagte der Großvater. „Er zeigt mir den ewigen Frühling an. Wenn in Eure Herzen der Frühling einmal so recht einzieht, dann denkt an mich."

Heinz beugte sich rasch auf des Großvaters Hand und küßte sie.

„Mein lieber, lieber Heinz," sagte dieser, „ich habe Dich immer so lieb gehabt, als wärst Du mein Kind. Ich habe Dich vielleicht deshalb so sehr in's Herz geschlossen, weil ich früher immer geglaubt habe, Du wärst einer von den Menschen, für die es auf dieser Welt kein Glück giebt, weil sie es nicht über sich gewinnen können, die Jagd nach dem eigenen Glücke einzustellen. Wie schön, daß ich mich getäuscht habe! Ich weiß jetzt, daß Du auch schon auf Erden sehr glücklich sein wirst, denn Du kannst Dich selbst vergessen. Ich werde das Deiner Mutter sagen, Heinz. Du warst früher hochmüthig, selbstsüchtig und ein Träumer, aber künftighin wirst Du demüthig, selbstlos und ein Mann der That sein. Wie wird sich Deine Mutter freuen!"

„Ach, Großvater, Du denkst zu gut von mir," rief Heinz und kniete neben dem Bette nieder.

Der Greis schüttelte den Kopf und fuhr ihm mit der Hand sanft streichelnd über das volle, lockige Haar.

„Ich will Dir eine Bitte zurücklassen, Heinz, erfülle sie mir."

„Was ist es?"

„Siehst Du, Heinz, es geht jetzt ein anderer Wind durch die Welt, als bisher. Bisher war der Deutsche der Herr im Lande und der Lette der Knecht, aber das wird sich jetzt ändern. Das neue Buch, aus dem Lelia mir vorlas, das Buch, das von vielen lettischen Volkslehrern geschrieben sein soll, das ist erfüllt vom Geiste der Bitterkeit und des Hasses. Da bangt mir um die Zukunft unserer Heimath; denn wie soll sie gedeihen, wenn ihre Söhne sich hassen? Versprich mir, Heinz, daß, wenn einmal der Hader zwischen Euch und uns sich erheben sollte, daß Du dann immer zum Frieden und zur Eintracht mahnen wirst."

Heinz schwieg.

„Der Deutsche," sprach der Alte weiter, „fährt, wenn er gereizt ist, hart und roh drein, die weicheren Söhne meines Volkes kämpfen leicht tückisch und hinterlistig. Das paßt schlecht zusammen und muß doch zusammenpassen. Wir ackern dieselbe schöne Mutter Erde, wir streifen durch denselben grünen Wald, wir beten in derselben weißen Kirche und man bettet uns schließlich in denselben gelben Sand. Es muß zusammen passen, Heinz, nicht wahr?"

„Gewiß, Großvater, gewiß."

„Heinz, nicht wahr, Du wirst Dich von unserem Gotteländchen nicht trennen?"

„Das kann ich Dir nicht versprechen. Ich will hinaus in die weite Welt; ich glaube nicht, daß ich je wieder hierher zurückkehre."

Heinz hörte, wie Lelia sich auf ihrem Stuhl unruhig bewegte, aber er sah sich nicht nach ihr um.

„Willst Du denn Endhof aufgeben, Heinz?"

„Ja, Großvater, ich will die Landwirthschaft aufgeben und mich wieder der Wissenschaft zuwenden."

„Warum das, Heinz?"

„Ich kann hier nicht bleiben. Ich will hinaus unter die Menschen und mit dem Pfunde, das Gott mir anvertraut hat, wuchern."

Der Großvater sann eine Weile nach, dann sagte er:

„Du magst recht haben, Heinz, aber warum willst Du deshalb

nicht hier im Lande bleiben? Wir werden hier solche Männer wie Dich schwer vermissen."

„Großvater, ich kann Dir nicht sagen, warum ich hinaus muß. Mir ist das Leben hier verleidet."

Eine Weile herrschte Stille im Gemache. Dann sagte der Großvater:

„Nun geht ein wenig hinunter, aber bleibt nicht lange fort. Gieb mir noch einmal die Hand, mein Herzensheinz."

Sie gingen nun Alle hinab in den Saal. Heinz und Lelia stellten sich an's Fenster und sahen hinaus in den Garten.

„Wann willst Du fort?" fragte Lelia.

„Im Frühlinge."

„Wird es Dir nicht schwer werden, das Land zu verlassen und in die Stadt zu ziehen?"

„Ach gewiß; aber es ist nicht nur die Liebe zur Wissenschaft, die mich forttreibt. Es wirken viele Umstände zusammen, die mich dazu veranlassen."

„Du hast in Deutschland zahlreiche Freunde."

„Nein, Lelia; ich hatte dort allerdings viele Freunde, aber ich habe, ehe ich Deutschland verließ, mit allen gebrochen."

„Warum das, Heinz?"

„Ich bildete mir damals ein, daß es geschehe, um ganz einem Weibe zu leben, das ich zu lieben glaubte; aber wenn ich jetzt daran zurückdenke, so war das Motiv, das mich dazu trieb, nicht Liebe, sondern Hochmuth."

„Deine Braut starb?" fragte Lelia so leise, daß ihre Worte kaum bis zu Heinz drangen.

„Ja, sie starb, weil ich sie verließ."

Heinz seufzte schwer. Er wollte nicht weiter sprechen, aber es war, als ob er die Worte nicht zurückhalten konnte.

„Ach, Lelia, sie war eine herrliche Frau und Gott allein weiß, wie es zuging, daß sie mich so liebgewonnen hatte, denn ich war hochmüthig und selbstsüchtig und an mir war nichts Liebenswerthes. Jetzt weiß ich auch, daß ich sie von vornherein nicht liebte, oder wenigstens nicht mit der rechten Liebe liebte, die nicht das Eigene sucht, sondern das des Andern; aber damals bildete ich mir ein, daß ich sie über

Alles lieb habe. In thörichter Selbstsucht isolirte ich vollständig erst sie und dann auch mich selbst. So brachte ich sie und mich um alle Freude am Dasein und als mir unser Leben endlich unleidlich geworden war und unerträglich, da zerriß ich den Knoten, den ich nicht lösen konnte. Ach, ich zerriß zugleich auch ihren Lebensfaden!"

Sie schwiegen lange Zeit und blickten zum Fenster hinaus. Endlich riß sich Heinz von seinen Gedanken los.

„Wie gefaßt ist der Großvater," sagte er.

„Ja, Heinz, das ist er. Gott schenke auch uns einmal ein solches Ende!"

Heinz schwankte, ob er mit seiner Schreckenspost nicht zurückhalten sollte, allein er mußte sich sagen, daß sie doch zu Lelia dringen würde und daß es besser sei, wenn sie durch ihn davon hörte, als durch einen Andern.

„Lelia," begann er, „weißt Du, daß Madeleine Braut ist?"

„Madeleine? Von wem?" rief Lelia und trat einen Schritt zurück.

„Vom Aarburgschen."

„Also doch! Das arme, arme Mädchen! Und was sagt der Bruder dazu?"

„Er hat sich darin gefunden. Die Mutter soll auch in ihn dringen, sich zu verheirathen."

„Mit wem?"

„Mit Fräulein Schweinsberg."

Heinz wagte nicht, Lelia anzusehen. Wie schrecklich mußte sie leiden.

„Glaubst Du, daß er ihrem Wunsche nachgeben wird?"

„Ich fürchte, Lelia. Er hat wenig Charakter und seine Mutter ist sehr energisch."

Es tritt ein langes Schweigen ein und Heinz fühlt, wie das Blut ihm mächtig zum Herzen dringt. Ihm ist, als müßten die Adern an seinen Schläfen bersten.

„Du darfst ihn deshalb nicht verachten," sagt er. Gott hat ihm wenig Willenskraft mit auf die Welt gegeben und seine Erziehung war darnach, ihn völlig unselbstständig zu machen."

Heinz blickt jetzt auf und erschrickt, als er sieht, daß Lelia ihn

zwar sehr ernst, aber doch auch so ruhig anblickt, als wäre von einer ihr gleichgültigen Person die Rede.

„Ich freue mich, daß Du meine Nachricht so ruhig aufnimmst," sagte er.

„Ach," erwidert sie, „ich habe ihn ja auch immer für sehr unselbstständig und charakterlos gehalten. Wie soll es mich da wundern, wenn er jetzt so handelt."

Heinz ist es, als ob ein unerträglich starkes Licht in vollen Strahlen auf ihn eindringe. Er stützt sich schwer auf das Fensterbrett.

„Lelia," preßt er mühsam zwischen den Zähnen hervor, „Lelia, ich glaubte, Du liebtest ihn."

Lelia wollte lächelnd erwidern, aber sie erschrak über Heinzens Aussehen und fuhr zusammen. Da stand er wieder vor ihr, wie einst in den Kinderjahren: die Stirnader hoch aufgeschwollen, die Augen funkelnd, die Lippen übereinandergepreßt — jeder Zug Leidenschaft. Sie schwieg und schüttelte nur den Kopf.

Heinz ergriff ihre Hand. Er that es so sanft, als könnte er sie zerbrechen.

„Lelia," rief er, „Du liebst ihn nicht?"

Lelia hatte sich gefaßt. Hoch aufgerichtet, das Gesicht von glühendem Roth übergossen, stand sie vor ihm da und blickte ihn muthig an.

„Nein, ich liebe ihn nicht," sagte sie und ließ ihm ihre Hand.

„Lelia," stammelte Heinz, „Lelia, es ist unmöglich! O Gott, sage, daß es unmöglich ist!"

Lelia schwieg und sah vor sich nieder. Noch eine Bewegung und sie lag an Heinzens Brust.

Lange hielten sie sich schweigend fest umschlungen, dann erhob Lelia ihr thränenfeuchtes Antlitz und blickte lächelnd zu ihm empor.

„Mein Heinz, flüsterte sie, „mein armer, lieber Heinz!"

Sie machte sich von ihm los und umschlang seinen Hals.

„Mein lieber, lieber Heinz," sagte sie, „ich will Dir eine treue Gefährtin sein. So möge denn nichts uns scheiden, es scheide uns denn der lebendige Gott durch den Tod."

„Komm'," sagte Heinz und faßte ihre Hand.

Sie gingen nun Beide hinauf zum Großvater und knieten an

seinem Bette nieder. Der Greis legte ihnen die Hände auf's Haupt und betete leise.

Unten rief wieder der Kukuk; er verkündete nun auch den Beiden den Frühling.

Lelia erhob sich zuerst. „Großvater," sagte sie innig, „wie groß ist doch Gottes Güte!"

Der Großvater blickte ihr lächelnd in das freudestrahlende Antlitz.

„Ich wußte seit lange, daß es so kommen würde," sagte er, „und ich freute mich herzlich darüber. Als Du noch ein Knabe warst, Heinz, und ich glaubte, daß es Dir nicht gelingen würde, Dich schon hier auf Erden zu läutern, da habe ich schwere Sorge gehabt, als ich sah, daß Du meine Lelia lieb gewannst; aber seit jener Nacht, da Du so plötzlich in unser Haus kamst, da hab' ich heiß gewünscht, sie einmal an Deiner Seite zurücklassen zu können."

„Großvater," sagte Heinz sehr ernst und umschlang seine Braut, „beurtheilt mich nicht zu günstig. Ich bin ja ein Anderer geworden, aber doch auch wieder nicht ein Anderer, denn ich weiß nur zu sehr, daß alle die alten Dämonen, die mich in meinen Jugendjahren auf Abwege führten, nicht todt sind, daß ich immer wieder werde kämpfen müssen und ich fürchte, daß es mir nie gelingen wird, sie ganz und für immer zu bewältigen."

„Du hast Recht," erwiderte der Großvater, „und es freut mich, daß Du Dich so unbefangen und wahr beurtheilst. Gewiß wird Niemand in dieser Welt ganz ein Anderer, gewiß bleibt im Menschen, was einmal in ihm war, und doch hast Du auch darin Recht, wenn Du sagst, daß Du ein Anderer geworden bist. Nicht in dem Sinne wurdest Du ein Anderer, als ob Du jetzt von Natur demüthig, sanft und selbstlos wärest, sondern darin, daß Du jetzt erkennst, daß Du in dem Hochmuthe, dem Jähzorn und der Selbstsucht Deine gefährlichsten Feinde hast, und darin, daß Du fest entschlossen bist, sie zu bekämpfen. Wenn Du Erfolge erringen wirst, wenn Du im Glücke sein wirst, dann werden diese Feinde sich wieder gewaffnet gegen Dich erheben und Du wirst noch manchen harten Kampf gegen sie zu bestehen haben. Aber Du wirst siegen, Heinz, denn es giebt einen Fortschritt auch in unserem eigenen Herzen. Unsere Fehler sind meist nur Vorzüge, die zu hoch fliegen und sich daher versteigen. Darum ist

ein Durchgänger, wenn er von einer festen Hand gezügelt wird, ein besseres Pferd, als ein sanftes, aber langsames Thier. Sieh auf das Feuer, Heinz. Wer vorsichtig damit umgeht, der hat alle Ursache, Gott für dieses Geschenk zu danken, obgleich es doch, wenn es nicht überwacht wird, uns Riege und Kleete verzehrt. Sieh auf das Wasser. Der Müller könnte es nicht brauchen, wenn es nicht die Kraft hätte, die, ungezügelt, unsere Felder überschwemmt und unser Heu mit sich fortnimmt. Gott hat in seiner unerforschlichen Weisheit dieses oder jenes Temperament in uns gelegt und wir können es nicht ausrotten oder gegen ein anderes vertauschen, allein es steht bei uns, ob wir es zum Guten anwenden wollen oder zum Bösen. Die Feinde werden wiederkommen, Heinz, aber Du wirst sie mit Gottes Hülfe bekämpfen und sie Dir dienstbar machen."

„Das walte Gott!" rief Heinz.

„Amen," fügte Lelia hinzu.

Als es dunkel wurde, kam auch der Pastor nach Hause und Alle saßen nun in des Großvaters Zimmer und freuten sich der Wendung, die ihre Geschicke genommen hatten.

Als Heinz sich spät in der Nacht von Lelia trennte, um sein Schlafzimmer aufzusuchen, da umschlang er sie mit beiden Armen, schaute ihr innig in's Auge und sagte leise:

„Wie auch unser Leben sich künftig gestalten möge, Lelia, das ist gewiß, daß wir nicht rückwärts, sondern vorwärts schreiten werden. Sie werden wiederkommen, die bösen Dämonen, aber ich werde sie bekämpfen und ihrer Herr werden. Der Großvater hat Recht: es liegt in unserer Hand, unsere Fehler in Vorzüge zu verwandeln.

Verirrt.

In Tiwieten beim Grafen Buchenberg war große Gesellschaft. Der Graf, der ein Vetter der Schweinsbergs war, gab den beiden Brautpaaren einen Ball und die wirbelnde Tanzmusik schmetterte lustig hinaus in den fallenden Schnee, den der Wind in großen Flocken über die winterlichen Felder jagte. Doch was kümmerten sich die lustigen Leute, die sich dort im warmen Saal im raschen Walzer drehten, um das Stühmwetter draußen auf der Haide. Noch war ja die Stunde zum Aufbruche nicht gekommen und wenn sie kam, nun, man hatte schnelle Pferde vor den leichten Schlitten und in wenig Stunden war man zu Hause.

Der Graf und seine Gemahlin zeigten sich als die liebenswürdigsten Wirthe, das Parquet war glatt, die Musik war gut. Die Jugend tanzte fröhlich durch einander und es fiel ihr nicht ein, daß man unter so bewandten Umständen auch noch etwas Anderes thun könne, als tanzen. Die meisten alten Herren und einige junge dachten darüber aber anders. Oben im Rauchzimmer waren die grünen Tische aufgeschlagen und besagte alte Herren saßen an ihnen und spielten Whist oder Préference oder Boston. Als man eine Weile gespielt hatte, erklangen von dem einen der Tische eigenthümlich kurze, monotone Ausrufe. An diesem Tische saß ein Vetter des Tiwieten'schen, auch ein Graf Buchenberg, ein Mann von militairischer Haltung mit einem langen, röthlichen Schnurrbart, einer sehr scharf gebogenen Adlernase und einem unbeschreiblich mageren Gesicht. Er war Militair gewesen, hatte als solcher lange Zeit in Warschau gelebt und war dort ein leidenschaftlicher Spieler geworden.

Wenn er in größere Gesellschaft fuhr, so nahm er gleich seinen Spielapparat, der für solche Fälle construirt war, mit. Da er sonst als ein tadelloser Gentleman bekannt war, sah man darüber hinweg, daß das Spiel ihm mehr zur Gewohnheit geworden war, als billig.

An diesem Tische saß noch der P . . . sche. Er war ein sehr schöner Mann und trug sich immer ungemein comme il faut. Die älteren Damen behaupteten, er trage die schönste Wäsche, die es im Lande gebe und die jungen Herren ahmten ihm in Allem und Jedem nach, ja, man wollte sogar bemerkt haben, daß, seit er wieder im Lande sei (er lispelte etwas), sich unter der adeligen Jugend das Lispeln unnatürlich verbreitet habe. Der P . . . sche war so höflich und glatt, daß kein Mensch sich in seiner Gesellschaft irgend behaglich fühlen konnte, und daß man trotz der unbeschränkten Hochachtung, die man für ihn empfand, froh war, wenn sich die Thüre hinter ihm geschlossen hatte. Er spielte gern und gewann in der Regel.

Der Dritte im Bunde war der R . . sche. Er nannte sich gegen die Landessitte „Freiherr," und so war die Bezeichnung „der Freiherr" sein Spitzname geworden. Er war ein großer, dicker Mann mit einem bartlosen Gesichte, das bei Gemüthsbewegungen purpurroth anlief. Frau Eleonore behauptete von ihm, er habe die Kenntnisse eines Kutschers und die Manieren eines Friseurgehülfen, er selbst aber dachte darüber anders. Er liebte es, durch Entwickelung krautjunkerlicher Ansichten der ungeheuerlichsten Art, zumal den Damen der Gesellschaft zu einem sanften Gruseln zu verhelfen. Außerdem war er immer voll von obscönen Geschichten, über die er sich vor Lachen ausschütten wollte, ohne daß in der Regel seine Heiterkeit von seinen Zuhörern getheilt wurde.

Er spielte ebenso leidenschaftlich als unglücklich, und man behauptete, daß drei Generationen R . . scher Majoratsherren nicht im Stande sein würden, seine Schulden zu bezahlen — wenn sie das thun müßten.

Der Vierte war der Bachhöf'sche Schweinsberg.

Als die eben erwähnten kurzen, monotonen Ausrufe an diesem Tische ertönten, übten sie eine ungemeine Anziehungskraft auf die Nachbarn aus und bald standen die andern Tische leer, während sich um den Tische, an welchem der Graf und sein Apparat in Thätigkeit waren, dichte Gruppen bildeten. Bald lag ein großer Haufe Papiergeld auf dem Tisch und von allen Seiten streckten sich Arme zwischen den Vornstehenden hindurch oder über sie hinweg, um Scheine zu dem Haufen zu legen, oder um solche von demselben zu nehmen.

Als der Tiwietensche heraufkam und die Gruppen gewahr wurde, protestirte er energisch dagegen, daß man bei einer solchen Gelegenheit spiele. Ein Ball sei keine Jagd, meinte er. Er drang aber mit seinem Proteste nicht durch.

„Du kannst doch von uns alten Kerls nicht verlangen, daß wir tanzen sollen," rief der Bachhöf'sche. „Die jungen Leute werden ohnehin unten bleiben. Dem Grafen Buchenberg, der die Bank hielt, schien es nicht einmal nöthig, sich dieserhalb mit seinem Vetter in eine Discussion einzulassen.

Der Tiwieten'sche sah ein, daß hier Nichts zu machen war und begnügte sich daher damit, wenigstens die jungen Ausreißer mit sich hinunter zu nehmen.

Während einer Pause im Tanze kam auch Otto Schweinsberg herauf. Er hatte eigentlich nur eine Papiercigarre rauchen und dann gleich wieder hinunter gehen wollen, aber der Anblick des grünen Tisches wirkte auf ihn wie das Eisen auf die Magnetnadel.

Auf einem Nebentische stand ein silberner Pokal von sehr schöner getriebener Arbeit. Er stand eigentlich nicht da, damit man aus ihm trinke, sondern nur zur Zierde, aber Otto ließ ihn sich bis an den Rand mit Champagner füllen und trank ihn dann bis auf den Grund leer.

„Das nenne ich Fall," sagte der junge S . . . sche, der dabei stand und lachte.

Der Aarburg'sche trocknete sich mit dem Taschentuche den Schnurrbart, schlug dann seinen Arm um die Schultern des jungen Mannes und sagte:

„Komm', Karl, wir wollen einmal ein wenig setzen. Ich muß doch sehen, wie sich das Glück im Spiele zu mir verhalten wird, seit ich so großes Glück in der Liebe habe."

Der junge S . . . sche war bereit, dieses Experiment mitzumachen, obgleich er sich über großes Glück in der Liebe keineswegs beklagen konnte.

Otto gewann im Spiele fast nie, denn er pflegte nicht eher zu ruhen, als bis er das Gewonnene wieder angebracht hatte. Gewöhnlich begünstigte ihn das Glück nicht, aber heute gewann er beständig.

Nach einer Viertelstunde war der Haufen Papiergeld, der auf dem Tische lag, sein Eigenthum; die Bank war gesprengt.

Otto hatte den Pokal mit sich genommen und trank ihn zum zweiten Male leer. „Auf das Wohl unseres braven Lehmhof!" rief er und machte die Nagelprobe.

Einige schauten ernst vor sich hin, die Meisten lachten laut. „Auf sein Wohl! Auf Lehmhof's Wohl!" hieß es.

„Wo mag der Biedermann jetzt stecken?" fragte der unglückliche Bankhalter.

„Das mußt Du ja wissen, Otto," rief der S . . . sche.

„Warum?" fragte der Aarburg'sche und sah den Fragenden so eigenthümlich an, daß dieser es für gut hielt, rasch einzulenken.

„Ich denke, Du warst doch mit der Frau befreundet?" sagte er mürrisch.

„Ich war und bin allerdings mit Frau von Lehmhof befreundet," sagte Otto, „aber ich sehe nicht ein, warum Du dessen hier erwähnst."

„Frau von Lehmhof und ihr Mann sind in Italien," sagte der P . . . sche.

„Arme Frau!" rief der S . . . sche. „Die Flöhe und dann noch Lehmhof als Mann. Nun bravo!"

Man lachte laut.

„Laßt Lehmhof in Frieden," sagte der Bachhöfsche ernst. „Den Mann hat schweres Leid getroffen!"

Der ernste Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, rief für den Augenblick eine peinliche Pause hervor. Der Graf unterbrach sie aber, indem er sagte: „Wer hält die Bank?" Ich! Ich! rief es von verschiedenen Seiten und bald war das Spiel wieder im Gange.

Otto setzte wie unsinnig und gewann wieder beständig. In kurzer Zeit war die Bank zum zweiten Male gesprengt.

Ein Bruder der Wirthin kam hinaufgestürzt, nahm Otto bei Seite und bat ihn, mit ihm hinunter zu gehen. „Du erregst durch Dein Wegbleiben Aufsehen," sagte er eifrig.

„Um so besser, mein Junge. Aufsehen giebt Ansehen. Ich gedenke noch ein drittes Mal die Bank zu sprengen."

Nach einer Weile kam auch Horace herauf. Er kam, um seinen Schwager hinunter zu holen, aber da ihm das nicht gelang, blieb er selbst da und betheiligte sich am Spiele.

Otto nahm sich des Schwagers an und trank ihm so fleißig zu, daß dieser bald in eine sehr erhöhte Stimmung gerieth. Diese steigerte sich noch, als auch er heute im Spiele gewann. Die beiden künftigen Schwager tranken und spielten bald so lustig weiter, als ob ihre Bräute gar nicht auf der Welt, geschweige denn unten im Tanzsaale wären. Sie riefen durch diese Rücksichtslosigkeit die Indignation der jüngeren und bedenkliches Kopfschütteln der älteren Herren hervor, aber sie ließen sich dadurch nicht irre machen.

Nach einiger Zeit nahm Schweinsberg Horace bei Seite und sagte leise:

„Höre, Horace, ich habe mir einen köstlichen Spaß ausgedacht."

„Einen Spaß? O, das ist sehr erfreulich. Ich bin ganz in der Stimmung, mich an einem Spaße zu betheiligen. Was hast Du vor?"

„Wir wollen heute Abend mit unsern Bräuten tauschen."

„Wie? Tauschen?"

„Ich meine natürlich nicht für immer, Verehrtester, denn ich weiß sehr wohl, daß Du Deine liebenswürdige Schwester nicht hei rathen kannst. Ich meine, wir sollten heute Abend bei'm Nachhausefahren mit unseren Bräuten tauschen."

„Das ist lustig. Ich werde hinunter gehen und es ihnen vorschlagen."

„Nicht doch. Dadurch würdest Du den Spaß verderben, der es kommt ja eben auf die Ueberraschung an."

„Ja so, Du hast Recht. Es kommt auf die Ueberraschung an; wir wollen sie überraschen."

„Du weißt doch, daß wir der schlechten Bahn wegen in lauter kleinen Schlitten gekommen sind. Weißt Du das noch?"

„Ja, ich glaube, wir kamen in kleinen Schlitten."

„Gut. Das also müssen wir benutzen. Als wir herkamen, kutschtest Du Duding und ich Madeleine. Die Mädchen werden nun natürlich glauben, daß es auch bei der Rückfahrt so bleibt und werden ruhig in die Schlitten steigen, und das um so mehr, da jeder von uns vor seinem Schlitten steht und ihnen hineinhilft. Da es draußen sehr windig ist und sie getanzt haben, so werden sie ihre Gesichter wohl verwahren. Wenn nun alle Schlitten sich in Bewegung setzen, steigst

Du in meinen Schlitten zu Madeleine und ich in Deinen zu Duding. Verstehst Du, der Spaß wird köstlich sein!"

„Ja, das hast Du Dir hübsch ausgedacht. Ganz vortrefflich. So wollen wir es machen."

„Nun, siehst Du, alter Junge, da verhelf' ich Dir doch wieder zu einem lustigen Augenblicke," rief Otto und lachte hell auf. „Aber nun reinen Mund gehalten, denn die Mädchen dürfen nichts merken."

Spät gegen Morgen erst brach man auf. Der Wind hatte aufgehört, aber es schneite noch in großen, nassen Flocken. Vor der Hausthür erwartete ein buntes Gewirr von kleinen Schlitten die scheidenden Gäste. Die Rosse bäumten sich, die Glocken klangen hell durcheinander, die Kutscher und Stallknechte schrieen einander zu. Es konnten nicht alle Schlitten an die Freitreppe, Niemand wollte warten, Jeder beeilte sich, in seinen Schlitten zu gelangen. Horace, der so viel getrunken hatte, daß er sich nur mühsam aufrecht erhielt, handelte genau nach der Verabredung und war seelenvergnügt, als Schweinsberg's schäumender Rappe mit ihm und seiner Schwester wild an den Schlitten der vor ihnen Fahrenden vorüber stob. Der Champagner in ihm war stärker, als seine Furchtsamkeit. Der „Spaß" war gelungen — er jubelte innerlich.

Schweinsberg hatte richtig gerechnet. Duding war wirklich so dicht verschleiert, daß sie gar nicht gewahr wurde, wer neben ihr saß, zumal Otto seines Schwagers Fuchs anfangs in mäßigem Trab erhielt und in der Reihe der Schlitten blieb. Erst als das Pferd plötzlich vom Wege abbog und zugleich in Carriere überging, wandte sie sich erschreckt um und erkannte mit Entsetzen ihren Vetter.

„Otto," rief sie, „Wahnsinniger, was willst Du?"

Sie versuchte zugleich, sich aus dem Schlitten zu werfen, aber Otto hatte das voraus gesehen und sein rechter Arm umfaßte sie wie eine eiserne Klammer.

„Fürchte Nichts," sagte er, „fürchte Nichts. Dir wird Nichts geschehen, ich schwöre es Dir. Ich wollte nur einmal noch mit Dir allein so dahinfahren, ich bringe Dich direct nach Hause. Verzeihst Du mir, Duding?"

Das junge Mädchen saß schweigend und bewegungslos da. Otto zügelte das Roß und ließ es in kleinem Trabe gehen.

„Es ist ja ein toller Streich von mir, Duding," sagte er, „und vielleicht auch mehr als das, denn ich compromittire Dich ernstlich, aber ich konnte nicht anders. Ich mußte noch einmal unter vier Augen mit Dir zusammen sein und aus Deinem Munde vernehmen, daß Du wirklich entschlossen bist, die Frau jenes einfältigen Knaben zu werden. Ich kann mich darin nicht finden, daß wir Schweinsberge die Kinder der Parkhöf'schen alten Närrin werden sollen, daß wir Schweinsberge uns mit dem französischen Lumpengesindel verbinden sollen. Es geht mir gegen das Blut, Duding, und ich weiß, daß es Dir ebenso ergeht. Ich muß Dich noch einmal fragen, Dich selbst fragen, ob Du es wirklich vorziehst, an der Seite dieses Burschen ein fattes, ödes Leben zu führen, oder ob Du lieber mit mir in fremder Erde ein einsames Grab finden willst. Duding, ich bin ein wilder Geselle, aber ich bin doch ein ganzer Mann. Ich passe in die zahme Welt hier, in der man seinen Muth nur an Hasen und Rehen erprobt, nicht hinein, aber gieb mir freie Bahn und Du sollst sehen, daß es keine Hecke giebt und keinen Graben, die ich nicht nehme. Ich frage nicht nach Gut und Böse, ich vertraue auf keinen Gott und fürchte mich vor keinem Teufel. Ich vertraue der eigenen Kraft und ich will ein Leben haben voll von Abenteuern und Erlebnissen, voll verwegenen Wagens und kühnen Spiels. Duding, komm' mit! Wie der Falke frei durch die Lüfte zieht, so wollen wir durch den Urwald streifen. Ein Blockhaus und eine Büchse für Dich, ein Beil und eine Büchse für mich — das ist Alles, was wir brauchen. Reißt Einen von uns ein Jaguar nieder — aus dem einen Laufe zerschmettert der Andere rächend den Kopf der Bestie, aus dem andern Laufe jagt er die Kugel in's eigene, verwaiste Herz. Duding, ich flehe Dich an, komm' mit! Komm' mit zu kühner, verwegener Lust, von der Niemand weiß, um die Niemand sich kümmert. Wir werden es hier doch nicht lange machen, ist es da nicht besser, wenn wir dort der Tatze des Panthers oder der Wucht eines fallenden Baumes erliegen, als wenn man uns hier wie ertränkte Katzen aus dem Flusse zieht?"

„Und nun habe ich Alles gesagt, was ich Dir nochmals sagen mußte. Willst Du nun doch hier bleiben und hier verderben, dann nicke mir zu und ich will nicht ein Wort mehr zu Dir sprechen und Dich ruhig auf den Weg und wieder nach Hause bringen."

Er blickte scharf zu ihr hinüber und er sah, wie sie ihm zunickte. Er zog seinen Arm zurück und lenkte das Pferd um.

Schweinsberg war hart hinter Tiwieten vom großen Wege abgefahren und hatte einen schmalen Feldweg eingeschlagen, der zuerst durch die Gutsfelder und dann über eine weite Haide, eine sogenannte Atmatte, führte, die sich von hier lang hinzog. Auf dieser Haide befanden sie sich jetzt. Der Wind hatte jede Spur des Weges verweht, schwer keuchend und sich schüttelnd trabte der Fuchs durch den tiefen Schnee.

Es hatte aufgehört zu schneien, aber dunkle Wolken standen am Himmel und nur das Schneelicht gab einen unbestimmten, trügerischen Schein. So weit das Auge reichte, ließ sich nichts gewahren, als die ebene Schneedecke.

Otto ließ sich dadurch nicht irre machen. Er trieb das Thier an und fuhr in scharfem Trabe auf gut Glück vorwärts. Von Zeit zu Zeit stieß der Schlitten gegen einen Maulwurfshügel und schwankte dann so stark, daß er umgefallen wäre, wenn Otto Duding nicht wieder umschlungen und so den Schlitten einigermaßen balancirt hätte. Sie mochten wohl eine Stunde lang gefahren sein, als der Schlitten gegen einen Grenzpfosten stieß und umfiel. Otto half seiner Gefährtin schweigend wieder auf ihren Sitz und sie fuhren weiter. Er fühlte, wie sie unter seinem umschlingenden Arme wie im Fieberfroste bebte.

Sie fuhren noch eine Strecke weiter, dann verschwand plötzlich das Pferd vor dem Schlitten, dieser selbst zerbrach und seine Insassen fielen hinaus. Das Thier war in eine Lehmgrube gefallen und hatte sich ein Bein gebrochen. Otto richtete Duding auf.

„Bist Du unverletzt?“ fragte er und hielt sie in seinen Armen.

„Ja,“ sagte sie und lehnte ihren Kopf an seine Brust, „ich bin unverletzt.“

„Duding,“ sagte er, indem er sie an sich drückte und sie durch den Schleier auf den Mund küßte, „Duding, ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß es durch Zufall so gekommen ist; aber ich bin herzlich froh, daß die Bestie dort uns diese Ueberraschung bereitet hat.“

Er tödtete das Thier durch einen Pistolenschuß, dann sagte er: „Nun komm', wir werden wohl ein Gesinde finden. Im schlimmsten Falle gehen wir zu Fuße nach Hause.“

Sie gingen bei dem trüben Scheine des Schneelichts langsam durch den tiefen Schnee. Duding stützte sich schwer auf seinen Arm, die fieberhafte Aufregung, in der sie sich befand, kam ihr zu Hülfe und hielt sie aufrecht. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen und er küßte sie nun oft und heiß.

Als der erste fahle Schimmer des nahenden Wintermorgens die Dunkelheit ein wenig erhellte, standen sie ein paar hundert Schritte unterhalb Endhof am Flusse.

„Wohin?" fragte Duding.

„Zu mir und dann gleich weiter. Hältst Du es aus, mein Indianerweib?"

„Vorwärts, Otto!"

Auf dem Flusse lag eine ebene, weiße Schneeschicht und tiefer Schnee bedeckte den Uferhang.

„Komm', ich werde Dich hindurchtragen," sagt Otto und trägt sie durch den tiefen Schnee, der ihm bis an den Leib reicht. Er setzt sie auch noch nicht ab, als er schon auf dem Flusse ist, und sie ruht willig in seinem stählernen Arme. So geht er schräg über den Fluß. Plötzlich kracht es dumpf unter ihm, ein Schrei tönt gellend durch die stille Nacht, das Wasser schäumt hoch auf — dann lagert sich wieder tiefes Schweigen über die nächtliche Landschaft.

Aber nicht auf lange. In Endhof hat man den schrecklichen Schrei gehört, die Thüren werden aufgerissen, Heinz, Weinthal, die Knechte eilen halb bekleidet aus dem Hause.

„Es ist Jemand in ein Eisloch gerathen," heißt es, „der Schnee hat die Tannenreiser verdeckt."

Alle eilen wieder zurück in die Zimmer, hüllen sich in Pelze und laufen dann hinab auf den Fluß. Spuren von Männertritten führen vom Ufer gerade auf das Loch zu. Das leichte Eis, das dieses bedeckte, ist gebrochen und auf dem Wasser schwimmt ein schwarzer Gegenstand, der durch die Strömung gegen das Eis gedrückt wird. Heinz erkennt mit Entsetzen die Mardermütze des Aarburgschen.

Am Steine, unterhalb der Aarburg'schen Fähre, zog, spät am Nachmittage, der alte Jahne mit einem Bootshaken die Leiche seines Herrn und die Dudings aus dem Wasser. Die Todten hielten sich fest umschlungen.

Schluß.

Ein echter Novembersturm tobte durch die Straßen der alten Stadt. Er rüttelte an den Schornsteinen und Balkonen, er zerrte an den Ladenschildern, er drängte sich unter die Blechplatten auf den Dächern der Häuser, so daß sie dumpf aufschlugen. Mit wildem Ansturm warf er sich auf die Fensterscheiben, heulend und sausend fuhr er in die Oefen und Kamine hernieder. Er kam von Westen her und staute die Wasser des mächtigen Stromes so hoch auf, daß sie in wilden Wogen hin und her schwankten und schäumend an das Bohlwerk schlugen. Beim Scheine des eben aufgegangenen Mondes sah man die Masten der Schiffe sich neigen und diese selbst mit stromabwärts gekehrtem Bugspriete wie angsterfüllt an ihren Ankerketten zerren.

Lelia verließ von Zeit zu Zeit ihren behaglichen Sitz auf dem Sopha und ging unruhig an's Fenster. Der Kukuk hatte schon sieben Mal gerufen und noch immer war Heinz nicht zurück. Endlich, endlich schellte es und sie erkannte seinen Schritt.

„Kommst Du jetzt erst aus der Versammlung?" fragte sie.

„Ja. Das war ein heißer Tag! Unsere Gegner haben gekämpft wie Männer, aber wir haben doch gesiegt. Gymnasium und Damm, beide sind durchgesetzt."

„Mein armer Heinz, Du mußt ja entsetzlich hungrig sein."

„Das bin ich. Man betheiligt sich nicht ungestraft an einer sechs Stunden währenden Debatte. Aber es war doch hochinteressant. Was sich nur irgend für die realistische und gegen die classische Bildung sagen läßt, wurde vorgebracht und die Realschule mit Geist und Feuer vertheidigt, aber wir haben trotzdem gesiegt. Du glaubst nicht, wie froh ich darüber bin. In unserer Stadt, in welcher der Kaufmannsstand so ganz vorwiegt, kommt Alles darauf an, daß der junge Mann von vornherein eine Bildung erhält, welche das Ideale ihm

so fest in's Herz drückt, daß der auf das Praktische und Reale gerichtete spätere Beruf es nicht aus seinem Herzen zu reißen vermag. Nur dann können wir hoffen, daß sich allmählig und mit der Zeit unter unseren Kaufleuten immer mehr die Ueberzeugung Bahn brechen wird, daß die Universität die beste Vorbereitung auch für das Comptoir ist, und daß das Ideal eines deutschen Kaufmannes nicht der millionensammelnde Krämer Amerika's ist, sondern der mit der ganzen Bildung seiner Zeit ausgerüstete deutsche Kaufherr des sechszehnten Jahrhunderts."

„Nun, und was hatte man gegen den neuen Damm?"

„Er fand nur sehr unbedeutende Gegner, aber er fand doch welche, und es wurden gegen ihn all' die bekannten Argumente in's Feld geführt, mit denen die menschliche Trägheit sich gegen das Neue aufzulehnen pflegt. Er sollte nicht nöthig sein, wir sollten ihn nicht bezahlen können, er sollte auf den Eisgang schädlich wirken u. s. w. Es war eitel dummes Zeug."

Nach Tisch setzten sich Beide an den Kamin und Heinz zündete sich eine Cigarre an.

„Ich habe eine frohe Nachricht für Dich," sagte Lelia.

„Nun, was ist es?"

„Madeleine ist Braut."

Heinz sprang auf.

„Von Markhausen?" fragte er.

„Ja, von Markhausen."

Heinz beugte sich zu seinem Weibe nieder und küßte sie herzlich.

„Das ist heute ein herrlicher Tag," rief er. „Erst bringen wir das classische Gymnasium durch und den neuen Damm und dann noch diese Freudenbotschaft."

„Soll ich Dir Madeleine's Brief vorlesen?"

„Thue das, aber Du mußt während dessen neben mir sitzen bleiben."

Lelia nahm den Brief aus der Tasche und las beim flackernden Kaminfeuer:

Meine liebe, theure Lelia!

Ich bin nun seit fast sechs Jahren so daran gewöhnt, in Freud' und Leid zuerst an Dich zu denken, daß ich nicht zu Bette gehen

kann, ohne Dir wenigstens ganz kurz zu melden, daß ich seit ein paar Stunden — Braut bin. Ich brauche Dir nicht zu sagen, wer mein Bräutigam ist. O Lelia, wie bin ich so unsäglich glücklich! Wenn ich mich darüber einem Gottesurtheile unterziehen müßte, ob ich ihn auch nur mit ganzer Seele liebe, so könnte ich getrost durch eine brennende Prairie gehen, ohne mir dabei ein Haar zu versengen.

Mir ist das Herz voll zum Zerspringen und ich bin unendlich froh, daß ich Adelheid hier habe. Sie nimmt an meinem Glücke so ganz theil und ihre Gegenwart ist mir so sehr viel werth. Seit nun schon drei Jahren, da sie Wittwe wurde und ich Waise, ist sie mir eine rechte Mutter gewesen. Sie grüßt Dich herzlich!

Gute Nacht, meine theure, gute Lelia. Grüße Deinen lieben Mann und entschuldige die Kürze meines Briefes mit dem Umstande, daß ich noch an Horace und die Schwägerin schreiben muß. Gute Nacht! Gute Nacht! Ich weiß nicht, wie ich schlafen werde! Das Leben ist so köstlich, wer kann da schlafen! Dich küßt Deine

überglückliche

Madeleine.

„Der Brief ist doch aus Stuttgart?"

„Ja, Heinz. Ach, ich bin so froh, so glücklich. Die Beiden werden trefflich zusammenpassen."

„Gewiß, Lelia, gewiß. Sie werden so trefflich zusammenpassen und so glücklich sein wie wir."

„Das gebe Gott, Heinz," sagte Lelia und umschlang den Hals ihres Mannes. „Das ist das Beste, was wir den Lieben wünschen können."

Sie schwiegen eine Weile und schauten nachdenklich in das Kohlenfeuer im Kamine.

„Wie bin ich glücklich," sagte Heinz endlich und blickte seine Frau zärtlich an. „Die höchsten Güter sind mein: Ein liebendes Weib und ein treuer Freund. Da schafft sich's leicht und aus dem Vollen."

„Mein Herzensheinz!"

„Ich bin noch reicher, Lelia. Ich habe einen Beruf, dem ich mit Freudigkeit leben kann, ich wirke unter vielen Mitbürgern und

ich weiß, daß mein Wirken ihnen nicht zum Schaden gereicht. Wäre ich ein Heide, mir bangte vor dem Neide der Götter."

„Gottlob, daß wir keine Heiden sind, Heinz. Unser Gott ist ein Gott der Liebe, er kennt keinen Neid."

„Ja, Lelia, er ist ein Gott der Liebe. Er führt uns oft wunderbar, aber seine Liebe wacht darüber, daß wir doch endlich an's Ziel gelangen."

„Gewiß, Heinz. So können wir denn unserer Thätigkeit und unseres Glückes ganz froh werden."

„Sieh', Lelia," sagte Heinz und wies mit der Hand in das Kohlenfeuer, „als ich jung war, da glaubte ich, ich sei ein Diamant und ich war sehr unglücklich; jetzt, da ich weiß, daß ich nur eine Kohle bin unter den vielen andern, und da ich zufrieden bin, gemeinsam mit den vielen beizutragen zur belebenden Wärme — jetzt bin ich glücklich, sehr, sehr glücklich!"

Rudolstadt, Druck der F. priv. Hofbuchdruckerei.